This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

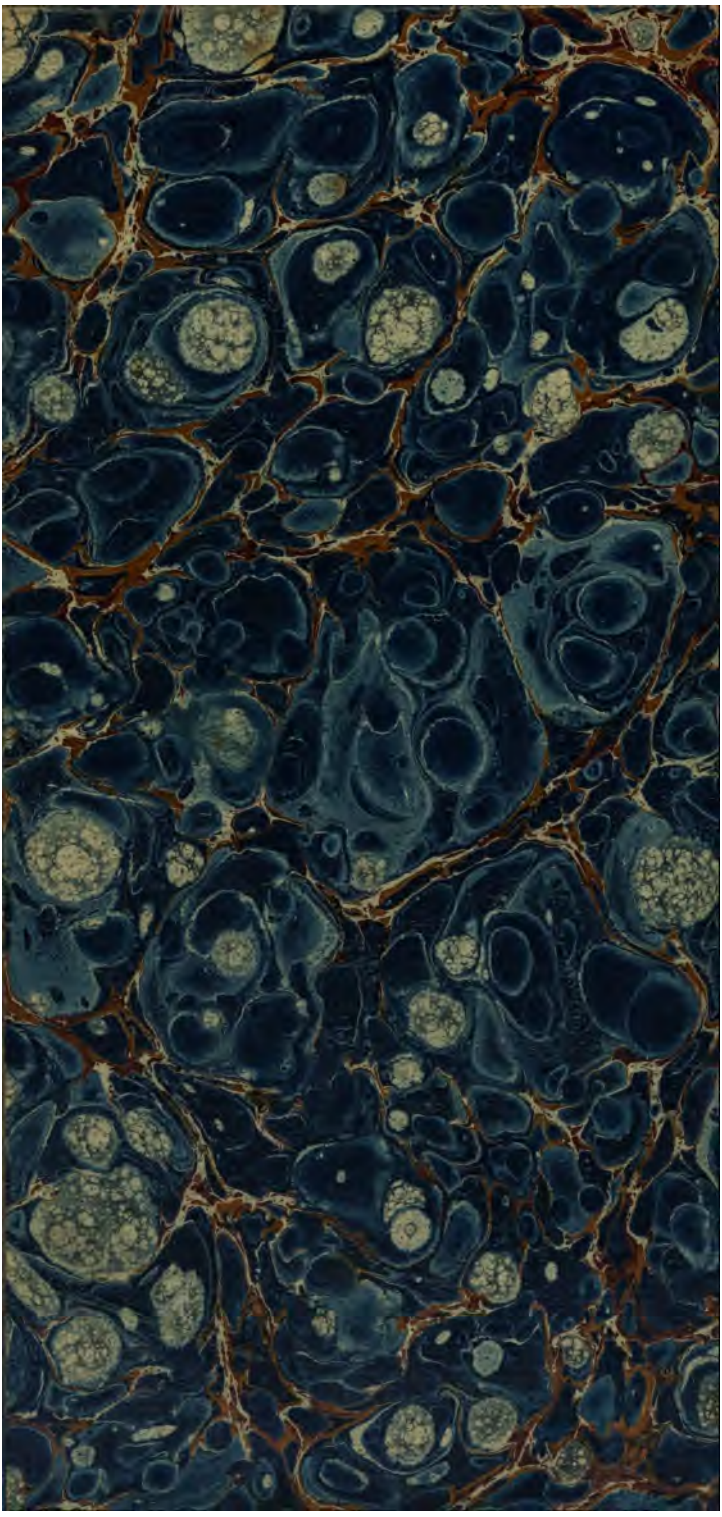
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Vet. Ger. II B. 63

Vorübungen der Beredsamkeit,

zum Gebrauche der

Gymnasien und gröſsern Schulen,

aufgesetzet von

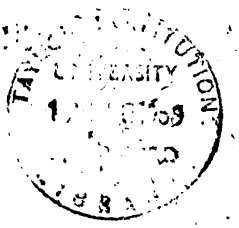
Joh. Christ. Gottscheden.

Dritte verbesserte Auflage.

Mit Römisch Kaiserl. Königl. Pohlnischer und Churfürstl. Sächsischer allergnädigster Freyheit.

Leipzig,
verlegts Bernh. Christ. Breitkopf und Sohn.
1764.

1/4



Geneigter Leſer!

Wundre dich nicht, daß ich zu dieſer Zeit, da alle Buchläden mit Anweiſungen zur Beredſamkeit überhäufet ſind, dennoch mit einer neuen Einleitung ans Licht trete. Ich kenne die meiſten der alten und neuen, weitläuftigen und kürzern Redekünſte; ich beſitze ſie ſelbſt gröſtentheils, und habe ſie auch geleſen: und doch erkühne ich mich zu ſagen: daß ſie dasjenige nicht ſind, was ſie zum Gebrauche der Gymnaſien und groſſen Schulen billig ſeyn ſollten. Selbſt meine eigene ausführliche Redekunſt; ja was noch mehr iſt, auch meine kleinere, die 1728 im Förſteriſchen Verlage zu Hannover herausgekommen; und die Auszüge aus denſelben, die theils Herr Rector Dommerich, theils Herr M. Lindheimer zu Helmſtädt, theils Herr Rector Baumeiſter gemachet haben, ſind dasienige nicht, was ſich zu dieſen Abſichten ſchicket.

Will man daraus ſchlieſſen, daß ich alſo ganz neue und ungewöhnliche Lehren der Redekunſt

für die Anfänger in den obersten Classen der gröſsten Schulen und Gymnasien ersonnen haben müsse: so irret man sehr. Nach der groſsen Liebe zu den Alten, welche ich in den freyen Künsten zu aller Zeit geäuſsert habe, muſs ich auch hier gestehen: daſs ich nichts weiter gethan habe, als daſs ich den Mustern der alten Griechen und Römer gefolget bin.

Von diesen nun habe ichs gelernet, daſs die wahre Beredsamkeit ein männliches, nicht aber ein kindisches Wesen ist; daſs man zu derselben nicht mit einem leeren Kopfe, sondern gleichsam mit allen Wissenschaften gewaffnet, und reichlich versorget, hinzu nahen müsse; daſs man eine reife Urtheilskraft, eine groſse Belesenheit, und viel Kenntniſs der Welt mitbringen müsse: wenn man sie nicht mit ungeschickten Händen angreifen, und nur einigermaſsen glücklich darinnen seyn will. So haben Aristoteles, so Cicero, und Quintilian mich die Regeln der Redekunst gelehret; so habe ich sie in meines ausführlichen Redekunst vorgetragen; und so kann sie auf keiner Schule, sie sey so groſs, als sie wolle, gelehret werden: es müſste denn ein recht akademisches Gymnä-

* Οι μεν παλαιοι των ρητορων, και μαλιστα οι ενδοκιμησαντες, εκ ουτου δοκουσι την ρητορικην τροπον τινα εις φιλοσοφιαν, μαλλον δ' απο φιλοσοφιας αρχασθαι φιλοτιμιας, και της ενουσης ημιν δυναμεως μεγαλονοιας, u. s. w. Doch, ich will lieber das Lateinische, so mehrern verständlich ist, hersetzen: Veteres dicendi magistri, et in primis celebres laude, neminem debere ulla ratione ad dicendi studium conferre se existima-

Gymnaſium, wie zu Hamburg, Bremen, Coburg, Danzig, Thorn und Elbing ſeyn; wo alle höhere Facultäten ihre Profeſſoren haben.

Wie nun? Soll man denn die Redekunſt von den Schulen gar verbannen? und leuchtet nicht gewiſſermaßen ein akademiſcher Stolz und Neid daraus hervor, daß man den ſämmtlichen Schullehrern die Redekunſt ganz aus den Händen ſpielen will; um ſie allein in den Hörſälen der Univerſitäten erſchallen zu laſſen? Keinesweges. Die Vorſchriften und Beyſpiele der Alten haben mich gelehret: daß man Jünglinge auf Schulen zwar nicht zu Rednern machen; aber gar wohl NB. zur Beredſamkeit vorbereiten könne.

Das war die Meynung eines Theons in Griechenland, als er ſeine ΠΡΟΓΥΜΝΑΣΜΑΤΑ ſchrieb: die ich nicht anders, als Vorübungen der Beredſamkeit überſetzen kann; wie ich dieß kleine Schulbuch betitelt habe. Man leſe ſein I. Hauptſtück; ſo wird man ſehen, daß zu ſeiner Zeit eben ſo ein Misbrauch eingeriſſen geweſen; als heute zu Tage in den meiſten Schulen herrſchet. * „Die alten Lehrer der Beredſamkeit, ſa-

* imarunt, niſi qui *Philoſophiam* attigiſſet prius: atque ex ea magnis cogitationibus impleſſet animum. At nunc magna pars, tantum abeſt, ut cognoſcere haec velint, ut, priusquam liberalium diſciplinarum orbem, quem vocant, leviter attigerint, ad dicendum proſiliant; quodque inprimis barbarum eſt, imparati etiam a neceſſariis exercitationibus, cauſas in foro coramque populo

„get er, und ſonderlich die berühmteſten, haben „dafür gehalten: daß ſich niemand auf einige „Weiſe auf die Redekunſt legen ſollte; der nicht „vorher die Weltweisheit gefaſſet, und dadurch „ſein Gemüth mit erhabenen Gedanken angefül„let hätte. Itzo aber giebt es eine Menge von „Leuten, die, weit gefehlet, daß ſie dieſes erſt ler„nen wollen, wohl gar, ehe ſie noch den ganzen „Umfang der freyen Künſte berühret haben, zum „Reden hervortreten; ja welches noch barbari„ſcher iſt, auch ohne vorläufige Uebungen, vor „Gerichte, und vor dem Volke auftreten wollen: „nicht anders, als ob ſie, nach dem Sprüch„worte, die Töpferkunſt, bey den größten Gefäßen „zu lernen anfangen wollten. Was nun ein „künftiger Redner ſonſt wiſſen müſſe, überlaſſe „ich andern zu lehren. Was er aber vorher „wiſſen, und worinn er ſich üben müſſe, ehe er „wirkliche Reden machen kann, das will ich mich „nun vorzutragen bemühen.„ Und darauf fährt er fort, nach einer Anweiſung von Erziehung der Jugend, zu allen denen Vorübungen anzuführen, die ich in dieſem Büchlein abgehandelt habe; nämlich zur Fabel, zur Erzählung, zur Chrie, zur Behauptung und Widerlegung, zum Lehrſpruche, zum Lobe und Tadel, zur Vergleichung, zur Proſopopöie, zur Beſchreibung, zum Satze, oder der Frage, u. d. gl. m.

Ich

populo agere geſtiant; figulinam, ut proverbio dicitur, ordientes diſcere, de dolio. Ac extera quidem, quæ cognoſcenda ei, qui dicendo operam daturus eſt, expo-

Ich könnte mich hier auch auf den Aphthonius berufen, deſſen Progymnaſmata viel gemeiner und bekannter ſind, als daß ich ſie nennen dörfte. Denn dieſer iſt eben der Meynung; und will gleichfalls die Jugend nicht zur Ausarbeitung gröſſer Reden; ſondern zu lauter ſolchen Vorübungen der Beredſamkeit angeführet wiſſen: dadurch die Köpfe, Zungen und Federn vorbereitet, und geſchickt gemachet werden, dereinſt bey reifern Jahren, und wenn ſie erſt die Wiſſenſchaften werden getrieben haben, eine völlige Redekunſt zu lernen. Weil aber der gute Aphthon, ohne ſeine Schuld, als ein finſterer Schulfuchs, bey denen in Verachtung gekommen, die lieber den Voſſius, oder Weiſen, Hübnern oder Uhſen in Schulen tractiren, als ſich nach der Fähigkeit der Jugend haben richten wollen: ſo will ich nur noch den Quintilian zum Zeugen nehmen.

Dieſer gröſſe Meiſter verſtund ohne Zweifel die Redekunſt, und hatte ſie ſelbſt viele Jahre zu Rom gelehret, ehe er ſeine Inſtitutiones ſchrieb. Er kannte die Fähigkeiten der Knaben; er wußte, was Jünglinge, oder Männer, darinn lernen und leiſten konnten. Und nach dieſer Einſicht unterſcheidet er ſehr wohl, die Vorübungen der Jugend, von den eigentlichen Regeln der männlichen Redekunſt. Dieſe letztern handelt er

exponenda aliis relinquimus; quæ vero ſcire, & in quibus exerceri neceſſe fuerit, antequam ad cauſas perveniamus, ea nunc tradere conabimur.

ſelbſt, erwachſenen und reifern Lehrlingen zum Beſten, in XII Büchern ab. Von den erſtern aber, dazu junge Leute, auch vor Erlernung der philoſophiſchen und andern Wiſſenſchaften, fähig ſind, redet er wie im Vorbeygehen, im 4ten Hauptſtücke des II. Buches. Ich will das vornehmſte daraus anführen, damit man nicht glaube, ich hätte ihm fälſchlich etwas beygeleget. Das ganze Capitel handelt von den vorläufigen Uebungen, oder Vorbereitungen eines künftigen Redners *).

„Hier will ich alſo anfangen zu lehren, ſchreibt „er, was ich für die erſte Beſchäfftigung der Leh„rer der Redekunſt halte; mit Verſchiebung des„jenigen, welches NB. allein die Redekunſt ge„nennet wird. Da dünket michs nun am be„quemſten zu ſeyn, mit ſolchen Dingen anzufangen, „dergleichen ein Knabe ſchon bey den Sprachleh„rern gelernet hat. Weil es aber drey Arten der „Erzählungen giebt, diejenige ungerechnet, die „wir in gerichtlichen Reden brauchen: nämlich „der Fabel ꝛc. den Inhalt eines erdichteten, aber

„wahr-

* Quintil. Lib. II. Cap. IV. Hinc jam, quas primas in docendo partes Rhetorum putem, tradere incipiam: dilata parumper illa, *quae ſola vulgo vocatur*, ARTE RHETORICA. Ac mihi opportunus maxime videtur ingreſſus ab eo, cujus aliquid ſimile apud Grammaticos puer didicerit. Et quia *Narrationum*, excepta, qua in cauſſis utimur, tres accipimus ſpecies; 1) *Fabulam*, — 2) *Argumentum*, quod falſum, ſed veroſimile Comœdiæ fingunt; 3) *Hiſtoriam*, quæ eſt rei geſtæ expoſitio

„wahrſcheinlichen Luſtſpiels, und die Hiſtorie, die „in wirklichen Begebenheiten erſcheint: ꝛ ꝛ ſo „muß auch ein Lehrer vom Erzählen, oder von der „Geſchichte den Anfang machen. ꝛ ꝛ ꝛ

„Sodann muß man allmählich zu etwas hö„herm hinauf ſteigen; berühmte Männer loben, „boshafte tadeln, welches von vielfachem Nu„tzen iſt ꝛc. Alsdann folget auch die Uebung in „Vergleichungen, wer beſſer oder ſchlimmer iſt. „Die Lehrſprüche entſtehen aus den gemeinen „Meynungen ꝛc. Die Sätze oder Fragen ſind „von wunderbarer Fruchtbarkeit zur Uebung; „z. E. ob das Land- oder Stadtleben beſſer ſey? „u. ſ. w. Mit dergleichen Stücken haben die „Alten ſich in der Beredſamkeit geübet; doch ſo, „daß ſie von den Vernunftlehrern die Art, Schluß„reden zu machen, angenommen haben ꝛc.„

Sind dieſe drey großen Wehrmänner nun zureichend, mich gegen den Vorwurf der Neuerung zu ſchützen: ſo wird hoffentlich mein ganzes Unternehmen und Vorhaben in dieſem Werkchen auf einmal gerechtfertiget ſeyn. Was nämlich

ſitio - - Apud Rhetorem initium ſit *Hiſtoria*. - - Inde paulatim ad majora tendere incipiat; *laudare* claros viros, et vituperare improbos; quod non ſimplicis utilitatis opus eſt. - - - *Communes loci* ex mediis ſunt judiciis. - - - *Theſes* autem quæ ſumuntur, ex rerum comparatione, ut: ruſticane vita, an urbana potior? - - - mirè ſunt ad exercitationem dicendi ſpecioſæ ac uberes. - - - Hiſ tere veteres facultatem dicendi exercuerunt; aſſumta tamen a Dialecticis argumentandi ratione etc.

ſchon nach Theons, Aphthons und Quintilians Urtheile, die Alten, und zwar die berühmteſten Lehrer der Beredſamkeit gethan haben; das kann wohl unmöglich etwas Neues ſeyn. Es iſt vielmehr einer böſen Neuerungsſucht einiger Neuern des vorigen Jahrhunderts, ſonderlich in Deutſchland, zuzuſchreiben: daß man eine ſowohl gegründete Lehrart der Alten, die ſich nach der Fähigkeit junger Leute richtete, ſo leicht fahren laſſen, oder abgeſchaffet hat. Die Vorübungen der Beredſamkeit aber zu vernachläßigen, und die Jünglinge gleich unmittelbar zur großen Redekunſt zu führen: das heißt junge Vögel zum Fliegen anführen, ehe ihnen noch die Federn gewachſen ſind. Man fodert von ihnen ſchwere Ausarbeitungen ganzer und langer Reden, ehe ſie, ſo zu ſagen, eine Periode recht machen gelernet; ehe ſie eine Fabel geſchickt erzählen, einen Lobſpruch, oder Tadel, eine Vergleichung, oder eine Chrie machen können. Der gute Voſſius, oder wer ſonſt ſeine Lehrbücher der Beredſamkeit den hohen Schulen zu gut geſchrieben, muß ſich in die Claſſen der niedrigen verdammen laſſen: und da unterſteht man ſich, unwiſſende Köpfe diejenige Kunſt zu lehren; die ein Cicero in der höchſten Reife ſeines Verſtandes, bey aller ſeiner Gelehrſamkeit, kaum recht zu beſchreiben, und auszuüben vermocht! Riſum teneatis amici!

Was dieſes Verfahren noch widerſinniſcher darſtellet, das ſind die böſen Folgen, die dieſe verkehrte Gewohnheit nach ſich gezogen hat.

Fürs

Fürs erste ist die so edle und vortreffliche Redekunst, darinn sich nur die erhabensten Geister, und gelehrtesten Männer hervorthun können, dadurch in Verachtung gerathen. Hat man aber wohl unrecht gethan, so zu denken: „Das, was „Knaben ohne Wissenschaft, mit unreifem Verstande, und ohne Belesenheit, schon auf den „Schulbänken treiben können; das kann ja unmöglich etwas wichtiges, oder schweres seyn! „Man weis ja wohl, wie weit eine funfzehn oder „auch achtzehnjährige Fähigkeit eines Kopfes reichet! eines Kopfes, dem gar keine, geschweige „denn eine tiefe und weitläuftige Gelehrsamkeit, „keine Erfahrung und Klugheit beywohnet! Diese aber treiben ja in ihren Classen die Redekunst; „lassen sich öffentlich hören, und erwerben sich „Lob. Welch ein spöttleichtes Ding muß es „denn nicht um die Beredsamkeit seyn!„

In Wahrheit, wenn ich an das harte Urtheil denke, welches Cato in Rom, wider die damaligen Schulen der Redekunst gefället, da er sie für Scholas impudentiæ gescholten; so kann ich mirs unmöglich anders einbilden: als, daß er von solchen Schulen geredet habe, wo man unwissende Jünglinge, mit leerem Gehirne viel schwatzen gelehret; und ihnen dabey weis gemachet: sie hätten nun die Beredsamkeit in ihrer Gewalt, und könnten reden, wovon sie wollten. Ob nicht auch bey uns, aus den vormaligen weisischen Schulen, solche vermögene Jünglinge in gro-

groſſer Menge gekommen ſind? mögen andre urtheilen. Ich beſinne mich gewiß, alte Männer gekannt zu haben, die ſich rühmeten; von ihm hätten ſie die Kunſt gelernet, kühnlich aufzutreten, und ohne groſſe Vorbereitung, bey allen Vorfällen zu reden. Was ſie aber geredet haben mögen, habe ich niemals erfahren können. Zu allem Glücke waren ſie ſolche Leute nicht, die ſich durch ihre Wohlredenheit einigen Ruhm erworben hatten.

Der zweyte Schaden iſt der, daß ſolche verführte Jünglinge, durch die betrügliche Einbildung: ſie hätten nunmehr die Redekunſt ſchon auf Schulen begriffen; hernach wirklich gehindert worden, jemals wahre Redner zu werden. Nichts iſt natürlicher, als ſo zu denken: „Was „ich ſchon kann, das darf ich nicht erſt lernen! „Nun habe ich aber auf Schulen ſchon die Re„dekunſt, nach dieſes oder jenes berühmten Man„nes Grundſätzen gefaſſet, ja an Schuhen zer„riſſen. Wozu ſoll mir alſo ein Collegium Ora„torium auf Univerſitäten? Ich kann ja die „Zeit zu andern Dingen beſſer anwenden, und „zur Noth etwa noch ein homileticum mitneh„men!„ So denken die eingebildeten Ciceronen, die ſchon auf Schulen reif geworden; aber wenn es hoch kömmt, die ganze Vortrefflichkeit ihres Tullius im ſchönen Lateine, und in der Phraſeologie zu ſuchen pflegen. In dieſer aber fühlen ſie mehrentheils ihre Schwäche ſelbſt: ſo gar, daß ſie es auch auf Univerſitäten noch für

nöthig

nöthig halten, Heineccii Fundamenta Stili erklären zu hören; welche ſie wohl gar, zum Schimpfe des in Schulen erhaltenen Unterrichtes, mit der Redekunſt ſelbſt, für einerley halten.

Daß wir alſo wenig wahre und große Redner in Deutſchland bekommen haben, das trage ich gar kein Bedenken, daher zu leiten: daß man ſeit langer Zeit zu früh, und ohne Vorbereitung, auf allen unſern Trivialſchulen ſchon, die Regeln der Redekunſt ſelbſt getrieben. Hätte man doch dafür die Jugend, durch gehörige Vorübungen geſchickt und begierig gemachet, bey reifern Verſtande, und mehrerer Gelehrſamkeit, die Lehren der größen Beredſamkeit, von den Lehrern hoher Schulen zu hören; es würde ihnen gewiß viel beſſer gelungen ſeyn! Hier möchte es alſo wohl heißen, wie ſonſt von der Weisheit geſaget worden: Multi ad veram eloquentiam perveniſſent, niſi ſe jam perveniſſe putaſſent!

Dieſe Betrachtungen nun haben mich bewogen, auch an ein ſo nöthiges als nützliches Schulbuch die Hand zu legen: nachdem ich ſeit ſo vielen Jahren, die Regeln der großen Beredſamkeit, nach meiner ausführlichen Redekunſt, gelehret habe. Man hat mir ſchon längſt angelegen, einen Auszug derſelben, zum Gebrauche der Schulen, zu machen. Alle, die dieſes thaten, hatten darinnen recht: daß meine Redekunſt ſich für die Schulen nicht ſchickete, und für Anfänger zu ſchwer ſey. Sie iſt freylich für erwachſene Leute geſchrieben; und fodert ſolche Zu-

hörer,

Hörer, die schon mit den philosophischen, historischen und andern höhern Wissenschaften bekannt sind, und keine leeren Köpfe in den Hörsaal bringen. Darinn aber hatten sie unrecht, daß sie glaubeten: es sey mit einem kurzen Auszuge daraus geschehen, wenn man ein Schulbuch daraus machen wolle. Dergleichen Auszüge nämlich haben ja schon viele gemachet, und haben es dennoch damit nicht getroffen: warum? weil es der lieben Schuljugend immer viel zu schwer bleiben wird, und muß, ganze Reden zu machen; das ist, zu erfinden, anzuordnen, auszuarbeiten und wirklich zu halten. *)

Ich sah also keinen andern Rath, als daß ich den Weg wiederum einschlagen mußte, den uns die alten Lehrer der Beredsamkeit schon mit so vieler Einsicht gewiesen hatten. Ich entschloß mich, nach dem Beyspiele Theons und Aphthons, Vorübungen der Beredsamkeit zu schreiben: und dadurch die Jugend, auf den obersten Classen der Gymnasien und Schulen, durch nützliche Uebungen ihres Witzes, und ihrer Feder vorzubereiten; daß sie dereinst auf hohen Schulen, geschickte Zuhörer der wahren Redekunst abgeben könnten.

Nur in dreyen Stücken bin ich von meinen Vorgängern, dem Theon und Aphthonius abgegan-

* Man frage doch nur gelehrte und vernünftige Männer, was sie in den Schulen für Reden gemachet? wie sauer es ihnen dabey geworden? Ob sie selbst, oder ihre Lehrer mehr

gegangen. Ich habe erſtlich vor die beſondern Vorübungen, davon ſie gehandelt, allgemeine Regeln von der guten und böſen Schreibart geſetzet: damit ſie wüßten, was Perioden, Tropen und Figuren wären; und die Fehler der Schreibart gewiſſermaßen kennen, und vermeiden lerneten. Dieß ſind, ſo zu reden, die rechten fundamenta ſtili, die ſich beſſer auf die Schulen, als auf Univerſitäten ſchicken. Daher habe ich ſie auch in meiner großen Redekunſt nicht zum Hauptwerke gemachet; ſondern nur als ein Nebenwerk, bey der Abhandlung von der Ausarbeitung, mit eingeſchaltet: weil es doch bisher ſo vielen, die aus Schulen kommen, an dieſer Kenntniß noch zu fehlen pflegt.

Zweytens habe ich auch nicht in allen Stücken die Ordnung der Progymnaſmatum, oder Vorübungen beybehalten, die von den Alten beliebet worden. Um jungen Leuten die Arbeit zu verſüßen, habe ich, ſoviel möglich, die leichtern zuerſt, und die ſchwerern hernach vorgenommen. Daher iſt die Abhandlung von den Chrieen, die ſchon ſo künſtlich ſind, nicht gleich von vorne, ſondern gegen das Ende geſetzet worden.

Endlich habe ich drittens, am Ende noch eine kleine Anleitung zum Briefſchreiben mit beygefüget. Dieſe kann in Schulen gar wohl getrieben werden, ſo

mehr Antheil daran gehabt? Und wie ſie endlich gerathen ſind? Ich habe von mehr als einem mit lachen erwiedern hören, daß es ſehr elend damit ausgeſehen, und daß ſie ſich des allen ſchämeten.

ſo ſehr ſie vieleicht vernachläßiget wird. Ich habe mich aber in der Kürze, die mir vorgeſchrieben war, nicht auf alle Arten der Geſchäfftſchreiben, oder ſogenannten ſorgfältigen Briefe einlaſſen können. Kluge Lehrer werden aber, nach Erfodern der Umſtände, leicht dergleichen beyzufügen wiſſen.

Auf dieſe gelehrten und geſchickten Männer nun verlaſſe ich mich, auch in Anſehung der Lehrart, womit ſie dieſe Vorübungen erklären, und veranſtalten werden. Sie wiſſen die Regeln ſchon, die ihnen ein Quintilian, ein Theon, ein Rollin vorgeſchrieben haben; und dieſen großen Männern werden ſie lieber, als mir folgen. Dieſe preiſen ſonderlich die Gelindigkeit und Nachſicht im Verbeſſern der Ausarbeitungen an: damit man junge Leute nicht abſchrecke; ſondern deſtomehr anreize. Dieſe darf ich ihnen alſo nicht erſt von neuem empfehlen; und kann mich darinn, wie in allen andern Stücken, auf ihre geprüfte Klugheit und Erfahrung verlaſſen.

In kürzem erwarte der geneigte Leſer, auch Vorübungen der lateiniſchen und deutſchen Dichtkunſt *, zum Gebrauche der Gymnaſien und andern Schulen, und bleibe meinen Bemühungen ferner gewogen.

Geſchrieben zu Leipzig,
den 12ten des Aerntemonds
1754.

Joh. Chriſtoph Gottſched.

Erinne-

* Dieſe ſind nun längſt heraus, und ſchon von neuem wieder aufgeleget worden.

Erinnerung
wegen der zweyten Auflage.

Ich habe Urſache, mit der guten Aufnahme dieſer meiner wohlgemeynten Arbeit, vollkommen zufrieden zu ſeyn. Die gelehrteſten und geſchickteſten Schullehrer unſers Vaterlandes haben dieß kleine Werkchen für ihre Untergebene ſo brauchbar und bequem gefunden, daß ſie es faſt überall eingeführet: und dergeſtalt iſt die erſte Auflage deſſelben innerhalb Jahresfriſt, völlig abgegangen. Da nun noch bey weitem nicht alle, die es allmählich kennen gelernet, damit verſorget werden können: ſo hat man unverzüglich zu dieſer neuen Ausgabe Anſtalt gemachet; um ſo viele als möglich iſt, damit bedienen zu können. Ich habe alſo dieſelbe nochmals überſehen: und an verſchiedenen Stellen, wo ich etwas zu beſſern gefunden, wird man es deutlich wahrnehmen. Doch iſt freylich nichts hauptſächliches geändert worden, und man wird dieſe Ausgabe ohne Anſtoß neben der erſten brauchen können: ohne daß einmal die Zahl der Seiten anders, als in der vorigen befunden, werden ſollte.

Wie ich mich alſo denen gelehrten und wackern Männern, die meine Abſicht und Bemühung mit ihrem Beyfalle beehret, ſehr verbunden erkenne: alſo kann ich es mit Gelaſſenheit anſehen, daß ein einziger unter ihnen mich ſeinen Zorn und Unwil-

len dafür empfinden lassen. Ich will den lieben Mann, der sonst auch gelehrt, und ansehnlich ist, nicht durch Benennung seines Namens beschimpfen, vielweniger seinen Glückwunschbögen, darinn er mich angezapfet hat, namhaft machen. Er ist böse auf mich geworden 1) weil ich gesaget, daß seine Redekunst ein Auszug aus meiner sey. Wie würde es ihm aber gefallen haben, wenn ich gesaget hätte: daß er das Beste so darinn ist, ohne Benennung meines Namens, von Wort zu Wort abgeschrieben hätte? Er weis wohl, wie man unter den Gelehrten diese Freundschaftsbezeugung nennet. Dafür aber, daß ich so höflich gewesen, und das Kind nicht bey seinem Namen genennet; fährt er mich öffentlich so grob an, als ob ich seine ganze Ehre niedergeschlagen hätte.

2) Ist er darüber böse, daß ich gesaget: Einige Schullehrer trieben gar zu zeitig akademische Studien auf Schulen; versäumeten aber darüber die Sprachen. Denn daß ich von Gymnasien, die es wirklich sind, und sich nicht nur aus Stolze so nennen, nicht geredet, erweisen meine Worte ganz klärlich. Und die Erfahrung auf Universitäten lehret es uns täglich, wie schwach die meisten Jünglinge in dem Latein und Griechischen daselbst ankommen; und wie sehr sie sich vor Collegiis disputatoriis hüten, wo man Latein reden soll. Daß aber auch andre gelehrte Männer diese Klagen führen, kann der Herr Rector, mein werther Gegner, auch aus den göttingischen gel. Zeitungen, an mehr als einem Orte, sonderlich da, ersehen, wo von meinen Vorübungen Nach-

richt

richt gegeben wird. Dieß Zeugniß nun, wird ihm verhoffentlich desto unparteyischer vorkommen: je weniger es das Ansehen hat, daß man mir damit eine Schmäucheley habe machen wollen.

Ich habe auch niemals die Geschicklichkeit sehr vieler rechtschaffener Schulmänner, auch auf hohen Schulen die Philosophie und freyen Künste zu lehren, in Zweifel gezogen. Ich kenne selbst sehr viele, die wirklich auf hohen Schulen mit Beyfalle gelesen, ehe sie an Schulen befördert worden: und diese würden mit dem größten Ruhme Professoren haben abgeben können, wenn sie nicht jene Lehrämter angenommen hätten. Es ist nur die Frage: ob die Schuljugend in solchen frühen Jahren, schon geschickt sey, die männlichen Arten der Studien mit Nutzen zu hören, ehe sie einen reifern Verstand bekommen, und den nöthigen Grund in Sprachen geleget hat? Dieses nun habe ich von der wahren männlichen Beredsamkeit geläugnet: und die größten Männer für meine Meynung angeführet. Wahrhaftig! Quintilian, Theon und Aphthonius, werdens verhoffentlich eben so gut verstanden haben, als mein Gegner.

Allein da ich von der Redekunst rede: so fällt er auf die Philosophie; um nur Gelegenheit vom Zaune zu brechen, auf die meinige zu schmälen. Gewiß, wenn er damit eine Probe ablegen will, wie geschickt er, als ein Schulmann, die Logik zu lehren wisse: so zeiget er ein schlechtes Muster der Disputirkunst. Auf dem Fischmarkte hat eine solche Widerlegungsart statt, daß man das hundertste ins tausendste menget; und einander alles

weis

was verhaßt seyn kann, ohne Sitten und Vernunft zu beobachten, vorwirft. Die Logik habe ich indessen, den obersten Classen der Schulen niemals streitig gemachet; ja selbst in diesen Vorübungen ausdrücklich vorausgesetzt, daß man schon einen Vernunftschluß daraus machen gelernet. Will er aber Lachards Klagen über die Verderbniß der Schulen, so annehmen; daß man lauter Real- und keine Verbalgelehrsamkeit in Schulen treiben müsse: so wird ers gewiß bey allen redlichen Schulmännern zu verantworten haben; und der Republik wohl viel eingebildete unzeitige Polyhistores ziehen, aber keine gute Studenten auf Akademien schicken.

Soviel sey von der Sache selbst genug. Denn auf sein eingemengtes niederträchtiges Gezänk von andern Dingen, darf ich mich nicht einlassen. Hat ihn der Verfasser des Neol. Wörterbuches beleidiget: so mache ers mit ihm aus! Alle Verständige wissen, daß es mich nichts angeht. Und wie folget das: die Vertheidiger dieses Wörterbuches haben mich gelobet: Ergo habe ich es gemachet? Fürwahr! eine vortreffliche Logik *)! Lebe wohl, geneigter Leser, und erwarte ehestens die Vorübungen der Dichtkunst. Geschrieben zu Leipzig, den 18ten des Christmonds, 1755.

Vor-

* Das beste Zeugniß meiner guten Sache ist diese neue dritte Ausgabe, dieses Büchleins: die den Liebhabern zu vollfahren nöthig gewesen. Man sagt davon weiter nichts, und läßt die Sache selbst reden. Anmerkung des Herausgebers. 1763. G.

Vorübungen der Beredſamkeit.

HOR. Lib. I. Ep. 5.

Quid voveat dulci nutricula majus alumno,
Quam ſapere, et FARI ut poſſit, quæ ſentiat?

Vorübungen der Beredsamkeit.

I. Abschnitt.
Allgemeine Vorübungen.
Von der Schreibart überhaupt.
Vorerinnerung.

1. §. Wer dereinst ein Redner werden, oder sonst in der Welt sein Glück durch die Feder machen will, der muß sich bey Zeiten eine gute Schreibart angewöhnen. Man kann aber dieselbe nicht in seine Gewalt bekommen, wenn man die Regeln derselben nicht weis. Und diese wollen wir hier kurz zusammen fassen.

2. §. Eine jede Schrift, oder Rede, besteht aus Sätzen, oder Perioden; diese aber aus Worten und

Redensarten. Will man sich also eine gute Schreibart zuwege bringen: so muß man vom kleinen zum großen fortschreiten; das ist, erst die Worte, sodann die Redensarten, ferner die Perioden, und endlich die Schreibart selbst genau kennen lernen.

3. §. Ueberdem haben die Worte und Redensarten zuweilen gewisse Schönheiten, die man verblümte Ausdrückungen nennet. Die Sätze und Perioden aber haben auch ihre Zierathe, die man Figuren heißt. Beyde muß ein Anfänger auch kennen, und zu rechter Zeit machen lernen.

4. §. Wir haben also in diesem allgemeinen Theile der Vorübungen eigentlich sechs Capitel abzuhandeln.

1. Von den Wörtern.
2. Von Redensarten.
3. Von verblümten Ausdrückungen.
4. Von Perioden.
5. Von Figuren.
6. Von der Schreibart.

I. Hauptstück.

Von den Wörtern.

1. §.

Ein Wort ist ein Zeichen dessen, was wir denken; und zwar ein solches Zeichen, welches sich mit dem Munde aussprechen, und mit Buchstaben schreiben läßt.

2. §. Es giebt im Lateinischen acht, im Griechischen und Deutschen aber neunerley solche Wörter. 1) Geschlechtswörter, 2) Nennwörter, 3) Fürwörter, 4) Zeitwörter, 5) Nebenwörter, 6) Mit-

6) Mittelwörter, 7) Vorwörter, 8) Bindewörter, und 9) Zwiſchenwörter. Die Erklärungen davon ſieh in dem Kerne meiner Sprachkunſt.

3. §. Alle dieſe Wörter muß ein künftiger Redner und Schriftſteller, zuförderſt nach der Vorſchrift der Sprachlehre, recht und richtig auszuſprechen, zu ſchreiben, zu brauchen und zu verbinden wiſſen. Thut er ſolches nicht überall, ſo begeht er Sprachſchnitzer.

4. §. Dieſe ſind im Deutſchen noch ſchimpflicher, als im Lateine: weil wir billig unſre Mutterſprache noch beſſer können ſollen, als fremde Sprachen. Daher müſſen junge Leute nothwendig auch eine deutſche Grammatik lernen.

5. §. Sonſt ſind die Wörter 1) entweder veraltete, oder 2) gewöhnliche und gangbare, oder 3) neugebackene Wörter.

6. §. Veraltete Wörter ſind ſolche, die nur in alten Büchern ſtehen; aber itzo kaum mehr verſtanden, viel weniger gebrauchet werden.

Z. E. ein Farr, für Rind; endelich, für geſchwind, raunen, für ins Ohr ſagen u. d. m.

7. §. Solche Wörter nun darf ein guter Redner und Briefſteller nicht brauchen: denn man verſteht ſie nicht mehr. Unter Gelehrten aber, die ſie noch verſtehen, kann man ſie zwar; doch nur zum Scherze brauchen.

8. §. Gewöhnliche Wörter ſind, die man überall verſteht, und entweder im täglichen Umgange, oder doch in Schriften brauchet. Dieſe Wörter kann zwar ein jeder brauchen; aber mit einer klugen Wahl; weil ſie nicht alle gleich gut ſind.

9. §. **Neugebackene Wörter** ſind diejenigen, die von Neulingen, denen der Reichthum unſrer Sprache unbekannt iſt, ohne Noth und aus einem unzeitigen Kützel gemachet werden; um ſich damit ſehen zu laſſen, oder nur etwas beſonders zu haben.

10. §. Wörter dieſer Art kann ein guter Redner nicht brauchen: denn ſie ſind theils unverſtändlich, theils ungeſchickt, theils gar lächerlich. **Quintilian** ſaget: Omne inſolens verbum cane pejus et angue fugiendum eſſe.

Z. E. So hecketen vormals die Zeſtamer allerley Misgeburten aus. Z. E. ein Reitpuffer, für Piſtol; eine Dachnaſe für Feuermauer; eine Beinſcheide, für Stiefel, der Erzeuger für Vater, die Säuge für Mutter, ein Jungfernzwinger für Kloſter, u. d. m. Und was haben nicht einige neuere Witzlinge bis auf dieſe Stunde, für Ungeziefer ausgehecket?

11. §. Iſt es nun gleich in gelehrten Sachen, und in Wiſſenſchaften, denen, die ſie rein deutſch vortragen wollen, erlaubet, einige neue Kunſtwörter zu bilden: ſo darf ſich doch kein Redner derſelben bedienen: weil der gröſte Theil ſeiner Zuhörer ſie nicht verſteht.

12. §. Ferner ſind die gewöhnlichen Wörter entweder **allgemein** bekannte, oder **Provinzialwörter**, oder gar ausländiſche Wörter.

13. §. **Allgemeine** deutſche Wörter ſind ſolche, die man überall, wo deutſch geſprochen wird, verſteht; als Kopf, Auge, Hand, Fuß, gehen, ſtehen, ſitzen u. d. m. Und dieſe machen eigentlich die rechte hochdeutſche Sprache aus, der ſich ein guter Redner und Schriftſteller bedienen kann und ſoll.

24. §. Provinzialwörter sind, die nur in gewissen Landschaften oder kleinen Gegenden von Deutschland gewöhnlich sind; anderwärts aber nicht verstanden werden. Sie sind gleichsam die Landmünze zu nennen.

Z. E. Die Franken sagen: die Nase schmecket, für riecht; die Bayern nennen ein Federmesser ein Briefstrallerl; der Oesterreicher heißt einen Schrank, einen Kasten, der Nürnberger einen Schrein, der Meißner eine Köthe, der Niedersachse ein Spind.

15. §. Alle solche besondre Wörter soll nun ein Redner nicht brauchen. Denn weil er Zuhörer aus allerley Ländern haben kann; so läuft er Gefahr, daß er entweder nicht verstanden, oder gar ausgelachet wird.

Z. E. Wenn der Frank von dem Geschmacke eines Misthaufens redete; oder einen Blumenstrauß ein Schmeckerle nennet.

16. §. Ausländische Wörter sind entweder aus den alten und gelehrten, oder aus neuern Sprachen entlehnet.

17. §. Von jenen sind einige längst eingeführet. Und diese muß man allerdings beybehalten, weil sie längst das Bürgerrecht erhalten haben, und überall verstanden werden.

Als Apostel, Epistel, Patriarch, Kloster, Kanzel, Kammer, ja vielleicht auch Vater, Mutter, Tochter, Bruder, Nase, Arm, Ohr, Fuß, u. d. m.

18. §. Ein anders ist es mit denen, die nur von einigen Deutschverderbern, ohne Noth gebrauchet worden; wenn sie nur haben gelehrt thun wollen, oder die rechten Wörter nicht gewußt haben. Und von dieser Art von Wörtern pflegt die juristische Schreibart ohne Noth zu strotzen.

Z. E. Exercíren, für üben; copíren, für abſchreiben; imitíren, für nachahmen; proponíren, exerciren, Objection, Oration, Exordium, Conclusion, u. d. m. für vortragen, aufmuntern, Einwurf, Rede, Eingang und Beſchluß.

19. §. Die neuern Sprachen haben auch ſchon in alten Zeiten, der deutſchen einige Wörter abgegeben *. Aber überall, wo wir ſelbſt Wörter genug haben, muß man die fremden nicht brauchen **.

* Z. E. Acciſe, Compliment, Patrull, Patron, Perrücke, Poſt, u. d. m. Dieſe kann man alſo brauchen; ſonderlich, wenn es uns an gleichgültigen fehlet.

** Z. E. für Canonen, Capitain, Cavallerie, Infanterie, Muſquetier, u. d. m. haben wir Reiterey, Fußvolk, Geſchütz, Hauptmann, Fußknecht. S. meine größere Sprachkunſt, a. d. 195. u. f. S. der III. Ausgabe.

20. §. Ferner ſind die Wörter entweder ehrbar oder unehrbar. Die erſten ſind ſolche, die unter wohlgeſitteten und tugendhaften Leuten gebräuchlich ſind: und dieſe darf zwar ein Redner, aber auch nur in der rechten unſträflichen Bedeutung brauchen; wenn ſie ja zweydeutig wären.

21. §. Die unehrbaren Wörter aber ſind die, welche entweder etwas laſterhaftes, oder etwas unſauberes, und ſchmutziges bedeuten. Ein Redner muß ſich nämlich als einen Freund der Tugend und Ehrbarkeit zeigen; und wenn er etwas ſchmutziges nennen muß, es umſchreiben, oder um Vergebung bitten.

22. §. Weiter, ſind gewiſſe Wörter unter vornehmen und wohlerzogenen Leuten im Schwange: andre aber gelten nur unter dem Pöbel. Jene nennet

net man höfliche, dieſe aber grobe und pöbelhafte Wörter.

23. §. Der erſten, oder höflichen Wörter bedienet man ſich gern: der groben enthält ſich ein jeder mit Fleiß. Denn man hütet ſich ſorgfältig, damit ſeine Sprache nicht vornehmen Leuten anſtößig und eckelhaft, ſchlechten Leuten aber verächtlich werde.

24. §. Mit gewiſſen Wörtern ſind ſolche poſſirliche Bedeutungen verbunden, daß man ſie ohne Lachen nicht hören kann. Andere hergegen ſind von ernſthafter Bedeutung. Dieſe, und nicht die erſten muß ein guter Redner und Schriftſteller brauchen; damit er nicht ſelbſt zum Gelächter werde.

Vom Wohlklange der Wörter.

25. §. Die Wörter pflegen auch in wohl- und übelklingende Wörter abgetheilet zu werden. Wohlklingend ſind diejenigen, welche bey guten und abwechſelnden Selbſtlautern, weder zu viel, noch zu harte Mitlauter haben.

26. §. Von den Selbſtlautern klingen a, e und o am beſten, hingegen das i zu zart, das u aber zu dumpfigt. Eine Rede klingt alſo gut, wo jene häufig ſind und abwechſeln, dieſe aber ſelten vorkommen. Einerley Selbſtlaute, lange hintereinander wiederholet, ſind unangenehm.

27. §. Von Mitlautern klingen diejenigen am lieblichſten, die mit der Zunge und den Lippen ausgeſprochen werden. Die erſten ſind, b, d, l, n, r und t. Die letzten aber, b, f, m, p, v und w. Dieſe müſſen alſo in einer angenehmen Rede am häufigſten vorkommen.

28. §. Mitlauter hingegen, die mit der Gurgel und mit den Zähnen gebildet werden, klingen härter und rauher. Jene ſind c vor a und o, g, h, k, und q. Dieſe hingegen, das c vor e und i, ſ, ſch, ß, z und z auch tz. Dieſe muß man alſo nur ſelten brauchen: es wäre denn, daß man rauſchende, gräßliche oder fürchterliche Dinge beſchreiben wollte.

29. §. Die Wörter unſrer Mutterſprache drücken insgemein die Natur verſchiedener Dinge ſehr gut aus.

Z. E. ſanft; die Liebe, ein ſanfter gelinder Wind; ein lieblicher anmuthiger Sonnenſchein; das rieſelnde Säuſeln der Wellen; rauh; Groll, Zorn; ein ſtarker brauſender Sturm; ein grauſamer ſchmetternder Donnerſchlag; das ſchreckliche Brauſen der Waſſerwogen.

30. §. Wenn alſo ein Redner von lieblichen Dingen ſpricht; ſo muß er, ſo viel möglich, angenehm klingende Wörter ausſuchen *. Will er aber von fürchterlichen Sachen reden, ſo muß er ſich harter und widerlicher Ausdrücke bedienen **.

* Z. E. Das Singen der Vögel.

** Das Schmettern der Kartaunen. Das Rasen des Kriegsgottes Mars.

Von gleichgültigen Wörtern und Beywörtern.

31. §. Man glaubet insgemein, daß die Sprachen viel gleichgültige Wörter haben; und räth, theils die beſten davon zu wählen, theils mehreres Nachdruckes halber, etliche gleich hintereinander zu brauchen.

Z. E. gehen, laufen und rennen; ſehen, anblicken, gucken; und ſchauen; hören und horchen, oder lauſchen, u. d. m.

32. §.

32. §. Allein, man irret sich: denn alle diese, und unzählliche andere vermeynte gleichgültige Wörter bedeuten nicht völlig einerley. Eines hat immer eine gewisse Nebenbedeutung, die das andre nicht hat; daher läßt sich keins in allen Fällen, an die Stelle des andern setzen.

33. §. Wer also gut will reden und schreiben lernen, der muß unter allen diesen gleichgültig scheinenden Wörtern, die besten auszusuchen, und am gehörigen Orte zu brauchen wissen*.

*Z. E. so wenig gehen und tanzen, schreiben und zeichnen einerley ist; eben so wenig ist sprechen und reden einerley.

34. §. Man übe sich also fleißig, eines jeden Wortes eigene Bedeutung und Nebenbedeutung einzusehen, oder die Kraft der Wörter genau zu unterscheiden*: damit man nicht ungeschickter Weise eins fürs andere nehme, und also unverständlich werde.

*Z. E. Kind, Knabe, Jüngling, Junker, Junggesell; imgleichen Jungfrau, Fräulein, Jungfrau, Ehefrau, Frau, Gebietherinn, Beherrscherinn ꝛc. sind alle etwas anders.

35. §. Wenn nun Wörter eine verwandte Bedeutung haben, und es sich schicket, zwey oder drey davon neben einander zu setzen: so muß man von dem schwächsten anfangen, und mit dem stärksten aufhören.

Z. E. Herr, höre auf mein Wort, merke auf meine Rede! Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget deiner Hände Werk.

36. §. Ohne Noth aber muß man die sogenannten gleichgültigen Wörter nicht häufen; wo man nicht eckelhaft reden, oder schreiben will.

Z. E.

Z. E. Ich erſuche und bitte dich, mich zu beſuchen, und zu mir zu kommen, mit mir zu ſprechen, und zu reden: das iſt kindiſch.

37. §. Beywörter ſind ſolche, die zu den Hauptwörtern geſetzet werden, die Eigenſchaften oder Beſchaffenheiten der Dinge anzudeuten. Z. E. der blaue Himmel, die helle Sonne, der wandelbare Mond, der ſterbliche Menſch, u. d. m.

38. §. Wenn es alſo nöthig iſt, den Zuhörer oder Leſer auf beſondre Eigenſchaften oder Beſchaffenheiten der Dinge zu führen, ſo muß man bequeme Beywörter brauchen. Z. E. Die ordentliche Bewegung der himmliſchen Körper, führet uns auf ein weiſes Weſen, welches alles geordnet hat.

39. §. Hergegen würde es lächerlich ſeyn, ſolche Beywörter zu brauchen, die zum Verſtande unſrer Gedanken gar nicht nöthig ſind *.

* Z. E. Die runde Sonne ſtund ſchon an dem blauen Himmel, als ſich der zweyfüßige Wandersmann auf ſein haarigtes Pferd ſchwang. Solche Beywörter ſind abgeſchmackt.

40. §. Daher iſt die Regel einiger vormaligen Redekünſte falſch, wenn ſie jungen Leuten vorſchrieben: Setze zu jedem Hauptworte ein Beywort. Denn bisweilen darf man in vielen Sätzen nach einander keins brauchen *.

* Z. E. Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde. u. ſ. w. Dieſer Satz würde ganz kalt und matt werden, wenn man, obiger Regel nach, überall Beywörter ſetzen wollte.

41. §. Indeſſen kann es Fälle geben, wo man eines mehrern Nachdruckes wegen, auch ſolche Beywörter bey-

beyfügen kann, die sich billig schon selbst verstehen *.

* Z. E. Der unendliche Gott sieht uns schwache Menschen als seine lieben Kinder an. Hier hätten sie auch wegbleiben können; aber des Nachdruckes und der Deutlichkeit wegen, sind sie gut.

Was der Reichthum in Worten ist?

42. §. Viele Redekünste handeln von der copia verborum, wozu man die Jugend anführen soll. Haben sie unrecht, oder nicht?

43. §. Wir wissen, daß Wörter Zeichen der Gedanken sind. Wer also viel Gedanken hat, der wird auch Worte wissen, womit er sie ausdrücken soll; und zwar eben so viele, als zu den Gedanken gehören. Hat er diese, so ist er reich genug an Worten.

44. §. Hat aber ein Knabe noch keine, oder wenige Gedanken; so sind ihm die Wörter nichts nütze. Denn er weis entweder gar nicht, was sie bedeuten, oder doch nicht recht; also brauchet er sie falsch, und saget damit nicht das, was er sagen will, oder soll.

45. §. Zudem giebt es keine ganz gleichgültige Wörter (38. 39. §.). Folglich sind Wörter, ohne Gedanken und Sachen, nur ein bloßes Geplapper, welches nichts tauget.

46. §. Will man also jungen Leuten einen Ueberfluß an Wörtern beybringen; so lasse man sie viel Historien, Fabelbücher, auch moralische und poetische Schriften in ihrer Muttersprache lesen: so werden sie zugleich viel Sachen und Wörter lernen; d. i. einen Reichthum an Gedanken und Worten bekommen.

47. §.

47. §. Es iſt daher nichts nütze, wenn man Knaben die einzelnen Wörter aus Wörterbüchern, oder andern ſolchen Regiſtern von Wörtern, außer dem Zuſammenhange, lernen läßt. Denn ihre Verbindung mit ganzen Sätzen, zeiget erſt ihre rechte Bedeutung.

II. Hauptſtück.
Von den Redensarten, (Phraſibus).

1. §.

Eine Redensart, iſt eine Verbindung verſchiedener Wörter, um eine gewiſſe Sache, Veränderung oder Verrichtung anzudeuten.

Z. E. Ein fleißiges Bücherleſen, ein löbliches Unternehmen; ſich wohl in acht nehmen, u. d. gl. m.

2. §. Man ſieht aus dieſen Beyſpielen, daß einige Redensarten nur aus Haupt- und Beywörtern, andre aber auch aus Zeitwörtern beſtehen; und alſo auch ein Thun, oder Leiden bedeuten. In beyden aber müſſen die Theile, nach der Art jeder Sprache, zuſammen geſetzet ſeyn.

3. §. Gleichwohl gehen verſchiedene Redensarten unter dem Pöbel im Schwange, die wider die Sprache laufen.

Z. E. Bey einer Haare: da man doch ſaget, das Haar; und es alſo, bey einem Haare, heißen ſollte. Imgleichen, ich habs in Willens; da es doch heißen ſollte, ich bin Willens; u. d. m.

4. §. Dergleichen Fehler vermeiden zu lernen, muß man 1) fleißig die Sprachkunſt leſen; 2) die Aehnlichkeit der Redensarten in guten Schriftſtellern

lern beobachten; 3) sich mehr nach der Gewohnheit der Gelehrten und Vornehmen, als nach dem Pöbel, richten.

5. §. In manchen Landschaften gehen gewisse Redensarten im Schwange, die anderwärts nicht verstanden werden; oder doch etwas ganz anders bedeuten.

Z. E. Ein Schlesier saget: heimlich Wetter, wenn er schönes heitres Wetter meynt; ingleichen, er hats bey ihm aus, für, er hat seine Gunst verscherzet; oder, der Hut stehet ihm schlimm, d. i. schief. Ein Niedersachs saget: ich bin bange, wenn er sagen soll, mir ist bange, u. d. m.

6. §. Auch hierbey muß man sich aller Redensarten enthalten, die in andern deutschen Landschaften nicht üblich sind: oder nicht verstanden werden. Selbst ein Meißner muß nichts sagen, was ein Lausitzer, Anhälter, Thüringer, Frank oder Vogtländer nicht versteht.

7. §. Hernach bemerket man, daß jede Sprache ihre eigene Redensarten hat, die sich in einer andern nicht eben so ausdrücken lassen.

Z. E. Omnem movere lapidem, kann man nicht geben: allen Stein bewegen; und, sich sehr unnütz machen; will nicht heißen: se valde inutilem facere.

8. §. Daraus fließt die Regel: Man brauche in einer Sprache keine Redensarten ausländischer oder alter Sprachen; wofern man nicht ausgelachet werden will.

Z. E. Ein Franzos saget; promener ses yeux sur les champs: il est du metier; un homme de Condition, u. d. m. Aber ein Deutscher kann nicht sagen: seine Augen über Feld spazieren lassen; Er ist vom Handwerke; Ein Mensch vom Stande, u. s. w.

9. §.

9. §. Man laſſe alſo junge Leute nicht Schriften ſchlechter Ueberſetzer leſen, davon es itzo überall wimmelt: ſo wenig, als im Lateine die Epiſtolas obſcurorum virorum, die mit lateiniſchen Worten deutſch reden.

10. §. Da nun die deutſche Sprache, ſowohl, als jede andre, ihre beſondern Kernredensarten hat, die ihr eigenthümlich ſind; und die ſich nicht von Wort zu Wort lateiniſch oder franzöſiſch geben laſſen: ſo muß man jungen Leuten zeigen, daß hierinn eigentlich die Stärke des Deutſchen beſtehe: eben ſo wie das rechte Latein, in den Idiotiſmis der alten Römer des beſten Jahrhunderts beſteht.

S. bey meiner Sprachkunſt, das Verzeichniß ſolcher Kernreden; dergleichen es aber noch viel mehrere giebt.

11. §. Man muß ſich nur hüten, daß man ſich nicht entweder beſondrer Landſchaften, oder beſondrer Schriftſteller unbekannte und ſeltſame Redensarten angewöhne: zu welchen die Jugend, als zu dulcibus vitiis, ſehr geneigt iſt.

Z. E. Dem Livius hat Aſinius Pollio eine Patavinität vorgerücket, weil er aus Padua war. Perſius rücket es den Vätern ſeiner Zeit vor, daß ſie ihren Kindern den Accius und Pacuvius einbläueten, und ihnen dadurch hernach die Schreibart verderbten. Eben ſo äffen bey uns viel unbedachtſame Jünglinge die ſchweizeriſchen, oder andere neugebackene ſchwülſtige Redensarten nach. Z. E. Sie malen, ſchildern, zeichnen, bilden, entſchatten, entzifern alles. Sie haben lauter verewigte, verklärte, umſtirnte, verhimmelte Grillen im Kopfe, u. d. gl.

12. §. Hier meide man fleißig die widerlichen Verbindungen der Wörter. Denn es iſt nicht genug,

gute

gute Wörter zu brauchen, man muß sie auch ihrer Natur und der Gewohnheit nach, verknüpfen. Ist das nicht, so werden die Redensarten dennoch undeutsch.

* Nur Stümper suchen sich, durch solche seltsame Verbindungen, in den Credit zu setzen, als ob sie mehr und besser dächten, als andere: da doch ihre vermeynte und vorgebliche Gedanken nur in Sprachschnitzern bestehen. Denn wenn man die verkehrten Redensarten in die rechte Ordnung bringt, so ist es insgemein die bekannteste Sache von der Welt.

13. §. Sonderlich meide man auch die hochtrabenden Redensarten, die man meteora orationis, auf deutsch, Sternschnuppen, nennen möchte: weil sie nur glänzen; und ob sie wohl wie Sterne schimmern, doch nichts sind, als ein glänzender Dampf, der augenblicklich verschwindet.

Werenfels hat davon eine schöne Abhandlung geschrieben, die in der deutschen Gesellschaft zu Leipzig eigenen Schriften deutsch übersetzet ist. Heute zu Tage verfallen viele auf solche gleißende Zierrathe, womit sie ihre Armuth in Gedanken verrathen: so wie einer, der tombackene Tressen für goldne tragen wollte. Z. E. Sie reden immer von Aeonen, Myriaden, Mäandern, Labyrinthen, Cerasten, Hyänen, Sphären, Seraphen, Cherubin; und mengen allerley ätherische, olympische, mixtraimische, und andre ausländische Wörter ein, die der gemeine Leser, und oft der Schriftsteller selbst nicht versteht, bloß um Unwissenden ein Blendwerk zu machen.

14. §. Da es aber auch niedrige Redensarten giebt, die nur unter dem Pöbel im Schwange gehen: so meide man auch diese, wenn sie gleich kerndeutsch seyn möchten. Denn ein guter Redner muß sich selbst nicht in Verachtung bringen; sondern sich

auch in ſeinen Ausdrückungen allemal zu den Vornehmen halten.

Z. E. Einem die Kolbe lauſen, oder den Schädel waſchen, einen mit der Thüre vor den Hintern ſchlagen, oder jemanden die Naſe wiſchen, u. d. m. das ſind lauter pöbelhafte Ausdrücke, derer ſich wohlerzogene Leute ſchämen.

15. §. In einer feinen Sprache muß man ſich alſo der ganz gemeinen Sprüchwörter auch enthalten: denn ſie haben in dem Munde des Pöbels gleichſam ſchon etwas gemeines und niederträchtiges angenommen. Muß man ſie aber ja brauchen; ſo ſage man ſie mit andern Worten.

Z. E. Treue Hand, geht durchs ganze Land; iſt ein Sprüchwort, das zwar nicht verächtlich iſt; aber doch des Reimes wegen in ungebundener Rede umſchrieben werden muß: etwa ſo; ein treuer Menſch kömmt überall fort, oder iſt allenthalben beliebt, u. d. gl.

16. §. Auch große Männer bedienen ſich oft unrichtiger Redensarten: die zwar von blinden Bewunderern fleißiger, als das Gute und Richtige von ihnen nachgeahmet werden; aber darum weder ſchön noch richtig werden.

So hatte Salluſtius ſich einmal des Ausdruckes bedienet: Exercitum argento fecit. Sogleich kam ein Affe, der ſich darein verliebte, und es alle Augenblicke brauchte; aber dadurch lächerlich ward. Das, war nun eben ſo lächerlich, als daß Alexanders Hofleute ſich alle ſchief und pucklich ſtelleten; weil ihr König eine hohe Schulter hatte.

17. §. Noch eine Warnung muß ich wegen der participialiſchen Redensarten geben; die einige Neulinge itzo mit Gewalt aufbringen wollen. Sie ſchicken ſich nämlich zur deutſchen Sprache gar nicht; wenn

wenn ſie gar zu abgebrochen ſind, und viel Wörter verbeißen.

Nur diejenigen ſind bey uns auf dieſen Uebelſtand gefallen, die gar zu viel engliſche und franzöſiſche Bücher geleſen, und darüber die deutſche Art zu reden vergeſſen haben. Exempel ſehe man in Dr. Youngs verdeutſchten Nachtgedanken; in Gesners Idyllen, im deutſchen Milton, u. a. Zürchergedichten und Höllenſchöpfungen.

18. §. Die Redensarten bleiben nun entweder in ihrer natürlichen und gewöhnlichen Bedeutung: oder man nimmt dieſelben in einem neuen Verſtande; den der Zuhörer doch aus dem Zuſammenhange errathen kann. Alsdann heißen ſie verblümte Redensarten; und davon muß ich itzo handeln.

Die deutſche Benennung ſelbſt iſt ein Beyſpiel davon. Denn ſo wie man gewiſſe Speiſen mit Blumen beſtecket; ſo, daß eine Schüſſel, die faſt lauter Blumen zeiget, dennoch ganz etwas anders liefert: ſo ſcheinen auch ſolche verblümte Redensarten ganz etwas anders zu verſprechen, als ſie in der That zu verſtehen geben.

III. Hauptſtück.

Von verblümten Redensarten, oder Tropen.

1. §.

Die Griechen nennen die verblümten Worte und Redensarten Tropos, von τρεπω, verto; weil ſie gleichſam verkehrte Bedeutungen bekommen. Die Lateiner nennen ſie Translationes, oder improprias locutiones, uneigentliche Redensarten.

Cicero und Quintilian haben ſehr ſorgfältig davon gehandelt: weil in der ſchönen Schreibart ſehr viel darauf ankömmt; und weil ihr Misbrauch dieſelbe in den Grund verderben kann. Einige Schweizer haben die Abhandlungen davon in den Rhetoriken ſehr herunter gemachet, damit ſie nur ſelbſt ungeſtraft ſündigen könnten.

2. §. Ein Tropus, oder eine verblümte Redensart, iſt die zierliche Veränderung der Bedeutung eines bekannten Wortes: doch ſo, daß der Zuhörer und Leſer ſie ohne Mühe errathen oder verſtehen kann.

Quintilian im 6. Cap. des VIII. Buches ſaget: Tropus eſt verbi, vel ſermonis, a propria ſignificatione in aliam cum virtute mutatio.

3. §. Auch der gemeine Mann redet zuweilen tropiſch, oder verblümt: denn bisweilen veranlaſſet die Armuth der Sprachen, daß man einem bekannten Worte eine andre Bedeutung giebt.

Z. E. Man ſaget, ein Acker ſey fett, wenn er gut gedünget iſt; da doch eigentlich nur ein wohlgenährtes Thier fett iſt. Man nennet eine ſtark ſchießende Saat geil; welches wiederum eigentlich nur bey muthigen und üppigen Thieren ſtatt hat. Die Aehren heißen brandig, wenn ſie ſchwarz werden; ob ſie gleich nicht verbrannt ſind, u. d. m.

4. §. Oder man verwechſelt aus Uebereilung den Namen eines Dinges mit einem andern: um die Eigenſchaft eines Dinges recht ſtark auszudrücken, die ſonſt einen Umſchweif erfordert hätte.

Z. E. Wenn man einen unflätigen Menſchen eine Sau, oder ein Schwein; einen plumpen, du Bär! einen groben, du Ochs! oder einen faulen, du Eſel! nennet.

5. §. Oder man will endlich ſchlechterdings eine Aehnlichkeit zwiſchen zweyen Dingen ausdrücken; um

um dadurch etwas ſinnreichers zu ſagen, als wenn man es bey ſeinem eigenen Namen nennete.

Z. E. Wenn man den Hecht einen Wolf unter den Fiſchen; die Aente eine Sau unter den Vögeln, den Menſchen aber, den Wolf aller Arten von Thieren, heißen wollte.

6. §. Sinnreich, nennen wir alles, was reich an Sinn, oder an Verſtand und Bedeutung iſt: ſo daß man bey einem Worte viel Gedanken hat, oder haben kann; die doch nicht ſchwer zu errathen ſind.

Z. E. Wenn man einen Grauſamen einen Bluthund nennet; ſo zeiget das einzige Wort ein ganzes Gleichniß an. Denn wie ein Hund gern Blut lecket; ſo will mans dem Grauſamen vorrücken; daß er auch geſonnen ſey, ſich an eines Freundes Blute zu vergnügen.

7. §. Die alten Griechen nannten alle verblümte Reden überhaupt Metaphoras, lateiniſch Translationes. Allmählich aber hat man ſie in vier Claſſen getheilet: Metaphora, Metonymia, Synecdoche, und Ironia.

8. §. Die Metaphore iſt alſo eine verblümte Redensart, darinn etwas, um einer gewiſſen Aehnlichkeit willen, mit einem fremden Namen benennet wird.

Z. E. Wenn man einen Fürſten einen Landesvater, die Unterthanen Landeskinder nennet; oder einen Helden einen Leuen, einen ſchnellen Feind einen Adler, einen Verzagten aber einen Haſen heißt.

9. §. Die Aehnlichkeit zwiſchen der Sache, und der neuen Benennung muß nicht weit hergeſuchet ſeyn; ſondern von ſich ſelbſt in die Augen fallen, wenn die Metaphore gut ſeyn ſoll.

Z. E. So kann man eine ſchöne Perſon gar wohl einen Engel; einen Boshaften gar wohl einen Teufel nennen. Wenn ich aber einen eine Schwalbe hieße: ſo würde man nicht gleich einen wetterwendiſchen Zeitfreund darunter verſtehen; ob er gleich eine Aehnlichkeit mit ihr hätte.

10. §. Wenn eine Metaphore länger, als in einem Worte, d. i. in etlichen oder vielen Redensarten fortgeſetzet wird: ſo heißt ſie eine Allegorie, oder eine Gleichnißrede. Sie iſt alſo eigentlich, eine verlängerte Metaphore.

Z. E. Gott hat ſein Schwert gewetzet, und ſeinen Bogen geſpannet; er hat darauf geleget tödtliche Geſchoſſe: ſeine Pfeile hat er gerichtet zum Verderben. D. i. Gott iſt bereit, ſeine Verächter und Feinde zu ſtrafen.

11. §. Eine Allegorie muß niemals aus einem Gleichniſſe ins andre fallen: ſondern auch fortfahren bey einerley Sache, womit ſie angefangen hat, ſich auszudrücken.

So würde es wunderlich ſeyn, wenn man ſagen wollte:

Nimm deinen Donnerkeil, und gieb, den Leuen gleich,
Den Häuptern deines Staats den allerſchärfſten Streich.

Denn der Leue nimmt keine Donnerkeile, ſondern Jupiter. Imgleichen:

Wenn ein gelehrter Bär ſein Dintenfaß ergreift.

Denn die Bären haben keine Dintenfäſſer; ſondern nur Zähne und Klauen.

12. §. Gar zu viel, und gar zu wilde Metaphoren, machen eine Rede dunkel und unverſtändlich. Man muß alſo in ihrem Gebrauche Maaß halten, und nicht alles metaphoriſch ſagen wollen.

Darum

Darinn fehlen einige neuere schwülstige Schriftsteller, die, weil sie gern erhaben schreiben wollen; ganz räthselhaft schreiben, und dadurch unbegreiflich werden. Die Metaphoren müssen also immer mit eigentlichen Worten abgewechselt werden, die den Tropen ein Licht geben.

13. §. Die Metonymie, oder der Namenwechsel, ist die zwote Gattung verblümter Redensarten; und besteht darinnen, daß man ein Ding anders taufet, oder nennet. Sie hat fünf Arten.

1) Setzet man die Ursache für die Wirkung. (Causam pro effectu.)

Z. E. Cicero ist lehrreich zu lesen, d. i. seine Schriften, nicht er selbst. Oder wie Opitz saget: Die Laute, meine Lust. Hier ist nicht die Laute selbst, sondern ihr Ton und Wohlklang, seine Lust.

2) Die Wirkung für die Ursache. Effectus pro causa.

Z. E. Deine Fußtapfen triefen von Fett; d. i. die Füße Gottes, oder seine segenreiche Gegenwart.

3) Die Hauptsache für die Nebensache. Subjectum pro adjuncto.

Z. E. Die Nacht ist niemands Freund; d. i. die Finsterniß der Nacht. Der Mond ist wandelbar; d. i. sein Licht.

Hierbey sind vielerley Arten zu bemerken. Denn man setzet bisweilen:

a) Das Enthaltende fürs Enthaltene. Continens pro contento.

Z. E. Das ganze Land, oder die ganze Stadt ist betrübt; und doch sinds eigentlich die Einwohner derselben.

b) Der Besitzer für sein Eigenthum. Possessor pro re possessa.

Z. E. Der Schulz ist abgebrannt: und doch ist es nur sein Haus gewesen.

c) Der Feldherr für ſein Kriegsheer. Dux pro militibus.

Z. E. Eugen hat die Türken und Franzoſen geſchlagen; d. i. ſein Heer hats gethan.

d) Das Bezechnete für ſein Zeichen. Signatum pro ſigno.

Z. E. Man nennet bey dem Anblicke eines Bildes oder Pettſchaftes, die Perſon ſelbſt. Z. E. Das iſt der Apoſtel Petrus.

e) Die Sache, für die Zeit, darinn ſie geſchieht. Res pro tempore.

Z. E. In der Baumblüthe, in der Häuärnte will ich zu dir kommen; d. i. im May, oder im Häumonde.

4) Die Nebenſache für die Hauptſache. Adjunctum pro ſubjecto. Und zwar,

a) Das Enthaltene fürs Enthaltende. Contentum pro continente.

Z. E. Geh in meine Bibliothek, d. i. in das Zimmer, wo ſie ſteht.

b) Das Zeichen fürs Bezeichnete. Signum pro re ſignata.

Z. E. Er ſtrebet nach den Lorbern; d. i. nach dem Siege, deſſen Zeichen ſie ſind.

c) Die Zeit für die Sachen, die darinn geſchehen. Tempus pro rebus.

Z. E. Wir haben ein böſes, oder theures Jahr; d. i. die Sachen ſind böſe, oder theuer.

d) Die Tugend oder das Laſter, für die Perſonen, die ihnen ergeben ſind.

Z. E. Geduld überwindet alles; oder, der Neid blöcket die Zähne.

e) Die Leidenſchaft für ihren Gegenſtand. Affectus pro objecto ejus.

Z. E.

Z. E. Meine Hoffnung ist noch im weiten Felde; saget ein Landmann von seiner Saat. Meine Liebe ist gekreuziget,

5) Der Zustandswechsel (Metalepsis) ist zweyerley.

a) Das Vorhergehende fürs Nachfolgende. Præteritum pro futuro.

Z. E. Er hat sichs gar zu wohl schmecken lassen; d. i. er hat einen Rausch. Er hat unglücklich gehandelt; d. i. er ist verarmet.

b) Das Folgende fürs Vergangene.

Z. E. Er wird den Kuckuk nicht schreyen hören; d. i. er ist todtkrank. Er wird seinen Erben die Processe ersparen.

14. §. Nun folget Synekdoche, oder der Auszug. Da setzet man oft:

1) Das Ganze für sein Theil. Totum pro parte.

Z. E. Die Welt ist schlimm; d. i. ein Theil derselben, der oft klein genug ist. Die Stadt ist am Bettelstabe.

2) Der Theil fürs Ganze. Pars pro toto.

Er geht ums Thor spazieren, d. i. um die Stadt. Unsere Thore sind voll Friedens, d. i. die Städte.

3) Die Gattung für die Art. Genus pro specie.

Die Bücher sind mein Zeitvertreib; wenn es gleich nur eine Art derselben ist. Ich liebe die Blumen, die Musik, die Wissenschaften; ist eben so zu verstehen.

4) Die Art für die Gattung. Species pro genere.

Er liebet die Gläser; wenn er gleich auch aus Krügen trinkt. Er hat gute Pfennige.

5) Das Einzelne fürs Mehrere. Singularis pro plurali.

Der Mensch ist in seinem Leben, wie Gras. er blühet, ꝛc. d. i. alle Menschen. Was macht der Deutsche nicht fürs Geld? d. i. die Deutschen.

6) Das Mehrere fürs Einzelne. Pluralis pro singulari.

Die Himmel erzählen die Ehre Gottes: wenn gleich nur ein Himmel iſt.

7) Eine gewiſſe Zahl für die ungewiſſe. Numerus certus pro incerto.

Ich bin wohl zehnmal bey ihm geweſen; ich habe es ihm hundertmal, d. i. vielmals geſaget. Ich habe tauſend genug!

8) Eine gerade Zahl für eine ungerade. Numerus rotundus pro irregulari.

Der Feind iſt 50000 Mann ſtark, wenn gleich nur 49000 oder noch weniger wären.

15. §. Zu dieſer Synekdoche werden mit gutem Grunde auch die Antonomaſie, die Hyperbole und Tapeinoſis gerechnet.

1) Die Antonomaſie iſt zweyerley. Denn man ſetzet

a) Einen Namen für ein Nennwort. Nomen proprium pro appellativo.

Z. E. Er iſt ein Herkules ſeiner Zeit, d. i. ſehr ſtark. Ein andrer Trajan, d. i. ein gnädiger Fürſt; ein Mäcen.

b) Ein Nennwort für den Namen. Nomen appellativum pro proprio. Man ſaget:

Z. E. Der Held, wenn man vom Eugen redet; oder, der Weiſe, wenn man den Salomon meynet. Der Poet; iſt Homer oder Virgil.

2) Die Hyperbole oder Auxeſis, d. i. die Vergrößerung, ſaget weit mehr von einer Sache, als wahr iſt; ohne doch in Irrthum zu ſtürzen.

Z. E. Wenn man einen etwas großen Menſchen einen Rieſen nennet; oder von einem ziemlich Alten ſaget, er ſey noch im alten Teſtamente gebohren, u. d. m.

3) Die Tapeinoſis oder Litote iſt eine Verkleinerung, und ſaget weniger, als wahr iſt.

Z. E. von einem Armen heißt es: Er hat keinen Häller bey der Seele; er hat kein Hemd am Leibe; oder er iſt faſen-

faſennackt, u. d. m. Einen kleinen Menſchen nennet man einen Zwerg; ein kleines Thier, eine Wieſel, eine Made, oder Mülbe.

Man muß bey dem Gebrauche dieſer verblümten Redensarten nur beobachten, 1) daß man in der Antonomaſie nicht unbekannte Namen hervorſuche, die niemand verſteht. 2) Daß man die Vergrößerungen und Verkleinerungen nicht zu hoch treibe. Z. E. wenn man von einem alten Manne ſagte, er ſey mit bey der Schöpfung der Welt, oder von einer alten Frau, ſie ſey des Noah Großmutter geweſen. Oder wie jener den Goliath einen Fleiſchthurm hieß; oder von einem Kleinen ſagte: man müßte ihn durch ein Vergrößerungsglas ſehen.

16. §. Endlich folget die **Ironie**, oder Verſpottung, die gerade das Gegentheil von dem ſaget, was man verſtehen ſoll. So nennet man zuweilen einen Schwachen einen **Simſon**; ein lüderliches Weib eine **Lucretia**; einen häßlichen, den **Adonis** ſeiner Zeit.

Man muß aber theils durch den Ton der Sprache, theils durch die Geſichtsbildung und Gebärden zu verſtehen geben, wie man dergleichen Reden verſtehen ſoll; wenn nicht etwa die Umſtände es ſchon von ſich ſelbſt zeigen.

17. §. Dieſe Ironie hat auch verſchiedene Arten; die theils gelinder, theils heftiger und bitterer ſind. Die gelindeſte iſt

a) **Aſteismus**, ein höflicher Scherz, zu Verkleinerung ſeiner ſelbſt.

Z. E. Wenn Cicero in einem Briefe an einen Freund ſchreibt: Er ſey nunmehr auf ſeine alten Tage ein Schulhalter geworden.

b) **Charientismus** iſt eine freundliche Ablehnung einer harten anzüglichen Rede.

Z. E. Feldmarſchal von Grumkov zu Berlin ſagte zum Prof. Strimeſius aus Königsberg, deſſen er ſpotten wollte: Wo ſteht es doch in der Bibel: **Dein Wurm** wird nicht ſterben? Dieſer aber erwiederte: Eure Excellenz vergeben: Es heißt: **Ihr Wurm** wird nicht ſterben.

c) Mi-

c) **Mimeſis**, das Nachſpotten, iſt eine Wiederholung der vorhin geſagten Worte, doch mit einem Zuſatze, oder andern Tone.

Z. E. Ein paar Weiber zanken, und die eine ſpricht: Bin ich nicht eine ehrliche Frau? Ja freylich, verſetzt die andere, mit einem ſpöttiſchen Tone: eine ehrliche Frau!

d) **Dioſyrnus**; das bittere Durchziehen eines Lebendigen.

Z. E. Wenn man einen Geizhals alſo anredete: Deine Freygebigkeit gegen Kirchen und Schulen machen dich berühmt; deine Wohlthätigkeit gegen die Armen iſt bekannt; dein Aufwand und reichliches Hausweſen giebt der ganzen Stadt ein Anſehen, und den Nachbarn etwas zu verdienen.

e) Endlich iſt **Sarkasmus**, das bitterſte Hohngelächter gegen einen Todten oder Sterbenden.

Z. E. So ſpotteten dort die Jüden unterm Kreuze: wie fein brichſt du den Tempel ab, und baueſt ihn in dreyen Tagen wieder! Nun, ſteig herab vom Kreuze!

18. §. Wie nun dieſe verblümte Redensarten eine Schrift oder Rede ſehr zieren: ſo iſt es gewiß, daß ein Vortrag ſehr matt und mager klingt, wenn man gar keine davon mit untermiſchet.

So deutlich ein Ausdruck in lauter eigentlichen Worten klingt, ſo kraftlos und niedrig iſt er auch anzuhören. Wenn man alſo etwas zierliches reden oder ſchreiben will; ſo muß man ſich hin und wieder einiger verblümten Redensarten bedienen, womit man, als mit Blumen, ſeinen Vortrag ausputzen kann.

19. §. Hingegen von gar zu häufigen Tropen aller Arten gilt eben das, was oben im 12. §. von den überflüßigen Metaphoren geſaget worden. Sie machen eine Rede zu ſchwülſtig und unverſtändlich; ſo daß man endlich nicht weis, was man lieſt, oder höret.

An

An ſolchem dunkeln Zeuge aber haben nur unwiſſende und einfältige Leute ein Wohlgefallen; die wegen der Schwachheit ihres Verſtandes, ſich einbilden, alles ſey ſchön, was ſie nicht verſtehen können. Das ſagte Lucrez ſchon zu ſeiner Zeit vom Heraklitus, einem finſtern Naturforſcher.

Clarus ob obſcuram linguam, magis inter inanes;
Omnia enim ſtolidi magis admirantur amantque,
Inverſis quæ ſub verbis latitantia cernunt.

Man ſehe bey meiner akad. Redekunſt die Werenfelſiſche Rede de meteoris orationis.

IV. Hauptſtück.
Von den Perioden, oder oratoriſchen Sätzen.

1. §.

Wenn man von einer Hauptſache eine gewiſſe Nebenſache bejahet, oder verneinet: ſo entſteht ein logiſcher Satz oder Ausſpruch daraus; als, Gott iſt gerecht; der Himmel umgiebt die Erde: die Erde iſt nicht kugelrund, u. d. m.

Die Vernunftlehrer (Logici) nennen dieſelben Enuntiationes oder Propoſitiones, vel affirmativas vel negativas, die aus einem Subjecto, Prædicato, und Copula beſtehen. Dieß muß ein Anfänger auch begreifen lernen.

2. §. Man muß ſich alſo zuförderſt üben, in andern Schriften, z. E. in der Bibel, die logiſchen Ausſprüche in jedem Verſe zu finden, und die Haupt- und Nebenſachen recht herauszuſuchen.

Z. E. Im Anfange ſchuff Gott Himmel und Erde. Was iſt die Hauptſache? Gott. Was iſt die Nebenſache? er ſchuff. Weil aber hier etliche Zuſätze vorkommen, ſo muß man weiter fragen: Was ſchuff er? Himmel und Erde. Wann

Wann ſchuf er ſie? Im Anfange. Bisweilen iſt dieſes ſo leicht nicht, als in dieſem Exempel; und ein kluger Lehrer wird ſich ſchon nach der Fähigkeit ſeiner Schüler zu richten wiſſen. Die Thoren ſprechen in ihrem Herzen ꝛc. Hauptſache: Die Thoren. Nebenſache: ſprechen: Wie ſprechen ſie es? In ihrem Herzen. Was ſprechen ſie? Es iſt kein Gott.

3. §. Iſt alſo ein logiſcher Satz ein Ausſpruch, der ſeinen völligen Verſtand hat: ſo muß eine oratoriſche Periode, darinn allemal jener Satz zum Grunde liegt, ebenfalls einen vollkommenen Sinn in ſich halten, wenn ſie richtig und gut ſeyn ſoll.

Z. E. Da du Gott lieb wareſt, iſt noch kein völliger Sinn; obgleich ſo viel daraus zu ſehen iſt, daß jemand Gott lieb geweſen: denn das Da, im Anfange, zeiget, daß noch etwas mehr folgen muß. Man ſetze hinzu; konnte es nicht anders ſeyn: aber auch dieſes erfüllet den Verſtand noch nicht; weil er noch nicht beruhiget iſt, und das, was nicht anders hat ſeyn können, wiſſen will. Es folget alſo noch Ohne Anfechtung konnteſt du nicht bleiben. Nun weis man den rechten Satz, das (Subj.) Jemand, der Gott lieb war, (Præd.) hat ohne Anfechtung nicht bleiben können. Aber nun folget noch etwas, das dazu gehöret: auf daß du bewähret würdeſt. Dieſes zeiget die Urſache und Abſicht der Anfechtung: und nun iſt die Periode ganz.

4. §. Eine Periode in der Beredſamkeit iſt alſo ein logiſcher Satz oder Ausſpruch, der mit allerley Zuſätzen, die zum rechten Verſtande der Sache gehören, erweitert iſt.

Man merke wohl, daß es nicht unnütze juriſtiſche oder publiciſtiſche Canzleyblümchen, ſondern zum rechten Verſtande der Meynung dienliche und nöthige Zuſätze ſeyn müſſen. Denn es wäre eine tadelhafte Schwatzhaftigkeit, ohne Noth viel fremde Umſchweife in eine Periode zu ſtopfen.

5. §.

5. §. Die Perioden sind einfach, oder zusammengesetzt. Eine einfache Periode besteht aus einem Haupt- und aus einem Nebenworte, (Subjecto et Prædicato) welche mit einer guten Art, entweder verbunden, oder getrennet werden.

Z. E. Es sammle sich das Wasser an besondre Oerter, daß man das Trockene sehe. Hier ist Subj. das Wasser, Præd. es sammle sich, oder soll sich sammlen: Zusatze: wo? an besondern Oertern. Warum? daß man das Trockene sehe.

6. §. Solche einfache Perioden können gleichwohl bisweilen ziemlich weitläuftig werden: wenn viele Zusätze und Erweiterungen, die zum Verstande und zur Erläuterung der Sache nöthig sind, beygefüget werden.

Z. E. Sehet da! ich habe euch allerley Kraut gegeben, das sich auf der ganzen Erden besamet: und allerley fruchtbare Bäume und Blumen, die sich besamen, zu eurer Speise. Hier ist das Subject: Ich, oder Gott. Das Prädicat: *habe euch gegeben*. Nun folgen die Zusätze auf die Frage; was? wo? und wozu? die ein jeder leicht sieht.

7. §. Doch giebt es auch einfache Perioden, die zu einem Subjecte, zwey oder mehr Prädicate; und umgekehrt, zu zweyen oder mehrern Subjecten, nur ein einziges Prädicat haben.

Z. E. Also ward Himmel und Erden mit ihrem ganzen Heere vollendet. Hier sind drey Subjecte. 1) Himmel, 2) Erde, 3) ihr ganzes Heer. Präd. wurden vollendet. Ferner: ein Subject mit zwey Prädicaten: Und also vollendete Gott am siebenten Tage seine Werke, die er machete; und ruhete am siebenten Tage von allen seinen Werken, die er machete. Subj. Gott; Prædicatum, 1) vollendete, 2) ruhete.

Das

Das übrige ſind Zuſätze zum Wann? Was? und Wovon?

8. §. Zuſammengeſetzte Perioden ſind, wenn ſowohl mehr als ein Subject, als mehr als ein Prädicat; das iſt, zween oder mehr völlige logiſche Sätze mit einander verbunden werden.

Z. E. Und Gott ſegnete ſie und ſprach: Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde, und machet ſie euch unterthan. Hier iſt des erſten Satzes Subject, Gott, Präd. ſegnet und ſpricht: Des zweyten Satzes Subject: Ihr Menſchen, Prædicatum 1) ſollt fruchtbar ſeyn, 2) euch mehren, 3) die Erde füllen, 4) ſie euch unterwerfen.

9. §. Eine zuſammengeſetzte Periode beſteht alſo zum wenigſten aus zwoen Hälften; zuweilen auch wohl aus dreyen oder mehrern Theilen, deren jeder ſeinen logiſchen Satz in ſich hält.

Z. E. Gott iſt nicht ein Gott, dem gottlos Weſen gefällt: wer böſe iſt, bleibt nicht vor ihm. Drey hat folgende: Höret, ihr Himmel! und du, Erde! nimm zu Ohren: denn der Herr redet. Vier aber dieſe: Ein Ochs kennet ſeinen Herrn; und ein Eſel (keil. kennet) die Krippe ſeines Herrn: aber Iſrael kennets nicht; und mein Volk vernimmts nicht.

10. §. Die zuſammengeſetzten Perioden ſind von verſchiedenen Arten. Eine davon heißt cauſalis: weil ſie in der einen Hälfte den Grund oder die Urſache von der andern an die Hand giebt.

Insgemein ſtehen die Wörter denn oder weil u. d. gl. darinnen, welche eine Urſache zu verſtehen geben. Z. E. Laß dichs nicht irren, ob einer reich wird; ob die Herrlichkeit ſeines Hauſes groß wird: denn er wird nichts in ſeinem Sterben mitnehmen; und ſeine Herrlichkeit wird ihm nicht nach-

nachfahren. Bisweilen aber steht gar kein Bindewort, wie im ersten Exempel des vorigen §, bisweilen auch ein unrechtes: z. E. Siehe! Adam ist worden wie unser einer; und (denn er) weis, was gut und böse ist.

11. §. Die zweyte davon heißt conditionalis, ein **Bedingungssatz**: weil sie eine Bedingung in dem einen Gliede enthält; unter welcher das zweyte Glied statt haben kann, oder soll. Man kann sie die **bedingte Periode** nennen.

Z. E. Jakob spricht: Wo Gott mit mir seyn, und mich auf dem Wege, den ich ziehe, behüten wird ꝛc.: so soll der Herr mein Gott seyn: und der Stein, den ich aufgerichtet habe, soll ein Gotteshaus werden ꝛc. Imgleichen: Wo du mit rechtschaffenem Herzen vor mir wandelst, wie dein Vater David gewandelt hat ꝛc.: so will ich dir den Stuhl deines Königreichs über Israel bestätigen.

12. §. Noch eine Art heißt Periodus explanativa; ein **Erklärungssatz**: wenn das eine Glied dem andern, gleichsam zu mehrerer Erklärung und Deutlichkeit dienen soll und kann.

Z. E. David spricht: Darum bekenne ich dir meine Sünde: und verhöle meine Missethat nicht: ich sprach, ich will dem Herrn meine Uebertretung bekennen. Imgleichen, des Herrn Wort ist wahrhaftig: und was er zusaget, das hält er gewiß. Denn die andere Hälfte ist mit der ersten fast einerley.

13. §. Eine andere Art heißt consecutiva Periodus, ein **Folgerungssatz**, darinn das erste Glied zu einer Folgerung Anlaß giebt; die man im andern Gliede durch die Wörter **als, da, darum, daher, also, u. d. gl.** herausziehet.

*Hiob ſaget: Da ich in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, Geſichte betrachtete: da kam mich Furcht und Zittern an: und alle meine Gebeine erſchracken. Imgleichen Moſes: denn als Gott allerley Thiere auf dem Felde, und allerley Vögel unter dem Himmel gemachet hatte: da brachte er ſie zu dem Menſchen, daß er ſähe, wie er ſie nennete.

14. §. Es folget noch Periodus adverſativa; ein Gegenſatz, darinnen das folgende Glied einen Gegenſatz wider das vorhergehende Glied in ſich hält. Die Wörter obwohl, obgleich, dennoch, aber, hingegen, gleichwohl, pflegen dabey vorzukommen.

Z. E. im 49 Pſ. Das iſt ihr Sinn, daß ihre Häuſer immerdar währen; ihre Wohnungen für und für bleiben, und große Ehre auf Erden haben: dennoch können ſie nicht in ſolcher Würde bleiben; ſondern müſſen davon, wie ein Vieh. Imgleichen: Gott ſchauet vom Himmel, auf alle Menſchen Kinder; daß er ſehe, ob jemand klug ſey, und nach Gott frage: aber ſie ſind alle abgewichen ꝛc.

15. §. Endlich iſt noch die conceſſiva Periodus; der Einräumungsſatz zu merken, der etwas zugiebt und einräumet, um im andern Gliede eine Einſchränkung und Antwort darauf zu geben.

Z. E. Im 20ſten Cap. Hiobs: Wenn gleich ſeine Höhe in den Himmel reichet, und ſein Haupt an die Wolken rühret: ſo wird er doch zuletzt umkommen; daß die, von denen er iſt angeſehen worden, ſagen werden: wo iſt er? Imgleichen im 17 Cap. Wenn ich gleich lange harre: ſo iſt doch die Hölle mein Haus; und im Finſtern iſt mein Bette gemachet.

16. §. Giebt es gleich noch einige andre Arten von zuſammengeſetzten Perioden; ſo iſt es doch nicht nöthig,

nöthig, junge Leute damit zu verwirren. Die bisherigen ſind ſchon zulänglich, ihnen einen Begriff davon zu machen.

17. §. Man muß auch nicht denken: es beſtünde eine beſondere Schönheit darinnen, daß man viel ſolche Perioden, oder gar lauter ſolche lange Sätze mache. Nein, kurze und ungekünſtelte Sätze ſind viel deutlicher und angenehmer. Nur bisweilen darf eine etwas längere, aber wohl abgetheilte Periode zur Abwechſelung dienen.

* Man ahme alſo nicht die juriſtiſchen Schriften nach: die oft ganze Blätter mit einer einzigen Periode anfüllen; und alles ſo lange zuſammen hängen, bis man nicht mehr begreifen kann, was ſie haben wollen. Je mehr kurze und einfache Perioden man ſchreibt, deſto deutlicher und angenehmer klingt eine Rede.

V. Hauptſtück.

Von den Figuren, als Zierrathen der Perioden.

1. §.

Eine Periode bleibt nicht allezeit bey der ſchlechten Bejahung, oder Verneinung der Nebenſache von der Hauptſache; ſondern wird zuweilen durch ganz andre Schwünge der Gedanken belebet.

Z. E. im 9ten Pſ.: Ach! daß die Gottloſen müßten zur Höllen gekehret werden. Und bald hernach: Herr! ſtehe

stehe auf, daß Menschen nicht die Ueberhand kriegen. Oder im 10ten: Herr, warum trittst du so ferne, und verbirgst dich zur Zeit der Noth?

2. §. Dieses geschieht sonderlich, wenn man in einer Gemüthsbewegung steht, und seine Unruhe über etwas ausdrücken will. Und alsdann hat eine Rede voller Figuren, eine große Gewalt über die Zuhörer: denn ein Feuer entzündet das andre.

Z. E. Im 6ten Hiobs: O! daß meine Bitte geschähe, und Gott mir gäbe, was ich hoffe ꝛc. Was ist meine Kraft, daß ich beharren möge? Und welches ist mein Ende, daß meine Seele geduldig seyn sollte? Ist doch meine Kraft nicht steinern, und mein Fleisch nicht ehern ꝛc. Habe ich auch gesaget: Bringet her! und von eurem Vermögen, schenket mir! ꝛc. Lehret mich, ich will schweigen; und was ich nicht weis, das unterweiset mich ꝛc. Warum tadelt ihr die rechte Rede? Wer ist unter euch, der sie strafen könnte? Was gilts, ob meine Zunge unrecht habe, und mein Mund Böses vorgebe!

3. §. Nun lehret zwar die Natur einen jeden, der in Leidenschaften steht, solche lebhafte Redensarten finden, womit er seine Empfindung zu verstehen geben kann: aber die Namen, und den rechten Gebrauch derselben in der Beredsamkeit, muß man doch lernen.

* Dieses merke man wider die Sophisten, die auf die Register der Figuren in den Redekünsten schimpfen: gerade als ob nicht Cicero und Quinktilian auch dergleichen gegeben hätten. Denn es laufen auch zuweilen Fehler mit unter: wie ein unbebauter Acker auch Unkraut trägt. Ja gewisse falsche Lehrer der Redekunst haben wohl gar manche Dinge für Figuren ausgegeben, die kein Ausdruck der Gemüthsbewegung sind. Vor diesen muß man Anfänger warnen.

4. §. Es giebt aber zweyerley Figuren. Die erste Art besteht in bloßen Worten und ihrer Wiederholung, (Figuræ dictionis). Die zweyte in

Schwung

Schwunge ganzer Sätze, (Figuræ ſententiarum). Zu beyden müſſen wir zureichende Anleitung geben.

* Ich werde aber bey beyden, vor denen falſch alſo benannten Figuren warnen, die entweder bloße Wortſpiele ſind, oder ſonſt den Namen der Figuren mit Unrecht führen.

I. Wortfiguren.

5. §. Anadiploſis, die Verdoppelung, iſt die Art zu reden, wenn das Wort, das den Schluß des einen Satzes machet, gleich im Anfange des folgenden wiederholet wird.

Z. E. Im 21ſten Jeſ. Und ſiehe! da kömmt einer, der fährt auf einem Wagen, der antwortet und ſpricht: Babel iſt gefallen! Sie iſt gefallen! und alle Bilder ihrer Götter ſind zu Boden geſchlagen. Jer. 44. v. 9. Habet ihr vergeſſen des Unglücks eurer Väter, des Unglücks der Könige Juda, des Unglücks ihrer Weiber, dazu eures eigenen Unglücks, und eurer Weiber Unglücks ꝛc.

6. §. Anaphora, oder die Wiederholung des Anfangswortes, in etlichen auf einander folgenden Sätzen; oder auch gleich hintereinander.

Z. E. Im 5ten Matth. Selig ſind, die da geiſtlich arm ſind! denn das Himmelreich iſt ihr. Selig ſind, die da Leid tragen ꝛc. Selig ſind die Sanftmüthigen ꝛc. u. ſ. w. Imgleichen im 150ſten Pſalm: Lobet den Herrn ꝛc.

7. §. Aſyndeton, der Mangel der Bindewörter, die eigentlich zwiſchen verſchiedenen Gliedern einer Rede ſtehen ſollten; aber im Affecte gleichſam vergeſſen worden.

Z. E. O Weh des ſündigen Volkes! des Volkes von großer Miſſethat, des beſchwerten Samens, (und) der

ſchädlichen Kinder! die den Herrn verlaſſen, den Heiligen in Iſrael läſtern, (und) zurück weichen.

8. §. Ellipſis, das Auslaſſen irgend eines Wortes, das ordentlicher Weiſe dahin gehörete; aber in der Hitze der Leidenſchaft überhüpfet wird.

Z. E. Im 3ten Hiobs: War ich nicht glückſelig? War ich nicht fein ſtill? Hatte ich nicht gute Ruhe? Und (itzo) kömmt ſolche Unruhe! Oder auch Ciceros bekanntes: O tempora! o mores! O Zeiten! o Sitten! d. i. In was für Zeiten leben wir! was für Sitten gehen im Schwange!

9. §. Epanalepſis, die Wiederholung des Anfangswortes am Ende deſſelben Satzes: oder doch kurz darauf, beym Schluſſe der ganzen Rede.

Z. E. im 150ſten Pſalme heißt es: Halleluja! Lobet den Herrn in ſeinem Heiligthume ꝛc. Und der 6te V. ſchließt: Alles was Odem hat, lobe den Herrn: Halleluja! Imgleichen beym Matthäus das Freudengeſchrey des Volkes: Hoſianna dem Sohne David ꝛc. Hoſianna in der Höhe.

10. §. Epanodos, wenn man zwey Wörter hintereinander beſonders wiederholet; entweder in der rechten Ordnung, oder das letzte zuerſt, und das erſte zuletzt.

Z. E. Im 40ſten Jeſ. Alles Fleiſch iſt Heu, und alle ſeine Güte iſt wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket; denn des Herrn Geiſt bläſt drein. Hier hätte man auch die Blume zuerſt, und das Heu hernach wiederholen können.

11. §. Epiphora, oder die Wiederholung des Endes von einem Abſatze, welches etlichemal nach einander geſchieht.

Z. E. Im 8ten Jeſ. Seyd böſe, ihr Völker! und gebet doch die Flucht. Höret es, ihr alle, die ihr in fernen Landen ſeyd! Rüſtet euch, und gebet doch die Flucht.

Lie-

Lieber! rüſtet euch, und gebet doch die Flucht. Und bald heruach: Ihr ſollt nicht ſagen: Bund! Dieß Volk redet von nichts, denn von Bund. Jer. 43. v. 11. Und er ſoll kommen und Aegyptenland ſchlagen, und tödten, wen es trifft; gefangen führen, wen es trifft; mit dem Schwerte ſchlagen, wen es trifft.

12. §. **Epizeuxis**, die Wiederhohlung deſſelben Wortes im Anfange eines Satzes, gleich hintereinander.

Z. E. im 6ten Jeſaiä; Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth: alle Lande ſind ſeiner Ehren voll. Imgleichen bey einem andern Propheten: Land, Land, Land! höre des Herrn Wort. Oder wie Chriſtus ſaget: Jeruſalem! Jeruſalem! wie oft habe ich ꝛc.

13. §. **Exergaſia**, wenn man einerley Sache mit etlichen veränderten Redensarten einſchärfet.

Z. E. Hiob im 7ten Cap. ſaget: Ich will reden von der Angſt meines Herzens, und will herausſagen, von der Betrübniß meiner Seelen. Imgl. David im Pſalme: Wie er ſpricht, ſo geſchichts; wie er gebeut, ſo ſteht es da.

14. §. **Gradatio**, die Leiter, darauf man ſich ſtufenweiſe erhebt; und allmählich vom Geringern zum Höhern hinan ſteigt.

Z. E. So reichet dar, in eurem Glauben Tugend, in der Tugend Beſcheidenheit, in der Beſcheidenheit Mäßigkeit, in der Mäßigkeit Geduld, in der Geduld Gottſeligkeit, in der Gottſeligkeit die brüderliche Liebe, in der brüderlichen Liebe die gemeine Liebe.

15. §. **Pleonaſmus**, der Ueberfluß, wenn man mehr ſaget, als wohl nöthig wäre; weil man in der Hitze nicht Worte genug finden kann, ſeine Meynung auszudrücken.

Z. E. Hiob im 16ten Capitel; Ihr erdenket Worte, daß ihr nur ſtraſet; und daß ihr nur Worte panket, die nicht ver-

verzagt machen ſollen. Imgl. Joel II. im 3. v. Vor ihm her geht ein verzehrend Feuer, und nach ihm eine brennende Flamme.

16. §. Polyſyndeton, die Häufung der Bindewörter, die ohne Noth zwiſchen alle Haupt- oder Zeitwörter eingeſchaltet werden: weil der Redende im Affecte iſt, und nicht weis, welches das letzte ſeyn wird.

Z. E. im 109ten Pſ. Es müſſe der Wucherer ausſaugen alles, was er hat; und Fremde müſſen ſeine Güter rauben; und niemand müſſe ihm Gutes thun; und niemand erbarme ſich ſeiner Weyſen. Imgl. im 28ſten Pſ. Hilf deinem Volke und ſegne dein Erbe, und weide ſie, und erhöhe ſie ewiglich.

17. §. Hieran mag es genug ſeyn. Denn wer dieſe an bequemen Orten gut anzubringen weis, der wird ſchon ziemlich lebhaft ſchreiben und reden.

18. §. Will man nun wiſſen, welche vormals im Schwange geweſene Wortfiguren verwerflich ſind; ſo ſind es folgende: Antanaclaſis, Ploce, Polyptoton, Paronomaſia, Parecheſis; Homœoteleveton, Homœoptoton, und Paregmenon. Denn ſie ſind kein Ausdruck der Leidenſchaften, ſondern läppiſche Wortſpiele, deren ſich verſtändige Leute zu unſern erleuchteten Zeiten ſchämen.

* Exempel davon anzuführen iſt überflüßig. Man kann ſie häufig bey denen finden, die ſonſt zum arguten Inſcriptions-ſtilo Anweiſung gegeben haben; es ſey nun lateiniſch, oder deutſch geſchehen. Es iſt beſſer, daß junge Leute ſie nicht einmal kennen, als daß man ſie ihnen weitläuftig vorlege.

II. Figuren in Sprüchen.

19. §. Von ganz andrer Kraft und Beſchaffenheit ſind die Figuren in ganzen Sätzen. Dieſe führen ein merkliches Feuer bey ſich, und drücken den Affect des Redenden recht tief ins Herz des Zuhörers. Wir wollen ſie nach alphabetiſcher Ordnung erläutern. Adjuratio, die Beſchwörung eines andern, dem man eine Sache tief ins Herze prägen will.

Z. E. im 5ten B. Moſe 30 C. 19 v. Ich nehme heute Himmel und Erde über euch zu Zeugen, ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgeleget.

20. §. Admiratio, die **Verwunderung**, über eine außerordentliche, große, oder unvermuthete Sache.

Z. E. im 14ten Jeſ. 12 v. Wie biſt du vom Himmel gefallen, du ſchönes Morgenſtern! Wie biſt du zur Erden gefallen, der du die Heyden ſchwächeteſt! Oder wie beym Grabe Lazari, da Jeſus weinete: Wie hat er ihn doch ſo lieb gehabt!

21. §. Antitheton, der **Gegenſatz**: wenn man etliche widrige Dinge einander entgegen ſetzet, ſie deſtomehr zu heben.

Z. E. im 54ſten Jeſ. Ich habe dich einen kleinen Augenblick verlaſſen; aber mit großer Barmherzigkeit will ich dich ſammlen. Ich habe mein Angeſicht, im Augenblicke des Zorns, ein wenig vor dir verborgen: aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen.

22. §. Apoſtrophe, die **Anrede**: wenn man abweſende, und verſtorbene Perſonen, oder gar lebloſe Dinge anredet.

Z. E. Höret ihr Himmel und du, Erde, nimm zu Ohren! denn der Herr redet. Im 1ſten Jeſ. Imgl. Höret des

31. §. Epanorthoſis, die **Verbeſſerung**: wann man das verbeſſert, was man aus Uebereilung heraus geſtoßen hat.

Z. E. Paulus in der 2ten a. d. Kor. im 11 ſaget: Sie ſind Hebräer, ich auch; ſie ſind Iſraeliten, ich auch; ſie ſind Abrahams Saamen, ich auch; ſie ſind Diener Chriſti . . . ich rede thörlich! ich bin wohl mehr.

32. §. Exclamatio, der **Ausruf**: wann man ihn aus einer ſtarken Gemüthsbewegung etliche mal heraus ſtößt.

Z. E. Jeſ. 1. im 4. v. O weh des ſündigen Volkes! des Volkes von großer Miſſethat! des boshaften Samens! der ſchädlichen Kinder! ꝛc. Imgl. O Tod! wie bitter biſt du, wenn ein Menſch an dich denket, der gute Tage hat.

33. §. Hypotypoſis, die **Abſchilderung**: wenn man etwas ſo lebhaft abbildet, als ob es vor Augen ſtünde.

Z. E. Im 39ſten Hiobs, vom Pferde: Es ſpottet der Furcht, und erſchrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerte nicht; wenn gleich der Köcher wider es klingt, und beyde, Spieß und Lanzen glänzen. Es zittert und tobet, und ſcharret in die Erde, und achtet nicht der Trompeten Hall. Wenn die Trompete ſehr klinget, ſpricht es: Huy! und reucht den Streit von ferne.

34. §. Interrogatio, die **Frage**: wann man vielmals hinter einander auf die Zuhörer mit Fragen losſtürmet, und in ſie dringt.

Z. E. Sprüche Sal. 23. Wo iſt Weh? wo iſt Leid? wo iſt Zank? wo ſind Klagen? wo ſind Wunden ohne Urſachen? wo ſind rothe Augen? Nämlich da, wo man beym Weine liegt, und auszuſaufen kömmt, was eingeſchenkt iſt.

35. §.

35. §. Jusjurandum, der **Eidschwur**: wodurch der Redner in voller Gemüthsbewegung betheuret, daß er die Wahrheit sage.

Z. E. Paulus in der 2. q. d. Cor. im 11. Cap. saget: Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi, welcher in Ewigkeit gelobet sey! weis, daß ich nicht lüge. Oder Hiob im 27sten: So wahr Gott lebet! der mir mein Recht nicht gehen läßt ꝛc.

36. §. Occupatio, das **Zuvorkommen**: wenn man einem Einwurfe, den man vorher sieht, beyzeiten begegnet.

Z. E. Röm. im 6. Was wollen wir hiezu sagen? Sollen wir in der Sünde beharren, auf daß die Gnade desto mächtiger werde? das sey ferne! Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir abgestorben sind?

37. §. Parrhesia, die **Kühnheit**: womit man eine verhaßte Sache zwar herausstößt, doch ein wenig zu lindern suchet.

Z. E. Hiob im 13 Cap. Höret meine Rede, und meine Anslegung vor euren Ohren: Siehe, ich habe das Urtheil schon gefället: ich weis, daß ich werde gerecht seyn! wer ist, der mit mir rechten will? Aber, nun muß ich schweigen, und verderben.

38. §. Præteritio, das **Uebergehen**: wenn man von einer Sache gar nichts sagen will; aber eben damit soviel als nöthig ist, davon erwähnet.

Z. E. Hebr. 11, 32. Und was soll ich mehr sagen? die Zeit würde mir zu kurz, wenn ich sollte erzählen von Gideon und Barack, und Samson, und Jephtha, u. s. w.

39. §. Prosopopœia, die **Personendichtung**: wenn man leblosen Dingen die Eigenschaften lebendiger Personen beyleget.

Z. E.

Z. E. Jeſ. 24. im 23ſten V. Der Mond wird ſich ſchämen, und die Sonne mit Schanden beſtehen; wann der Herr Zebaoth auf dem Berge Zion König ſeyn wird.

40. §. Sermocinatio, die **Belebung**: wann man verſtorbene oder lebloſe Dinge gleichſam auferwecket, und ſie redend einführet.

Z. E. Hiob im 28ſten: Der Abgrund ſpricht: Sie (die Weisheit) iſt nicht bey mir; und das Meer ſpricht: in mir iſt ſie nicht. Und die Verdammniß und der Tod ſprechen: wir haben mit unſern Ohren ihr Gerücht gehöret.

41. §. Synonymia, die **Einſchärfung**: wann man etliche gleichviel bedeutende Redensarten, mehrers Nachdrucks wegen, brauchet.

Z. E. Jeſ. 1. v. 16. 17. Waſchet euch, reiniget euch, thut euer böſes Weſen von meinen Augen! Laſſet ab vom Böſen; lernet Gutes thun; helfet den Unterdrückten; ſchaffet den Weyſen Recht, und helfet der Wittwen Sachen: alsdann kommet ꝛc.

42. §. Votum, ein herzlicher **Wunſch**: wann man aus innigem Verlangen nach einer Sache, einen brünſtigen Seufzer ausſtößt.

Z. E. Hiob 25. im 2v. O! daß ich wäre, wie in den vorigen Monden, da mich Gott behütete! Und Jeſ. im 64 Cap. Ach! daß du den Himmel zerriſſeſt, und herabführeſt; daß die Berge vor dir zerflöſſen!

43. §. Wann nun andre, noch mehrere Figuren, z. E. Aetiologia, Antimetabole, Chria, Collatio, Comparatio, Diſſimilitudo, Gnome, Imago, Noema, Paradiaſtole, Paradigma, u. d. gl. zählen: ſo ſind ſelbige theils gar kein Ausdruck des Affects, theils ſchon unter andern Namen da geweſen.

VI. Haupt-

VI. Hauptstück.

Von der bösen und guten Schreibart.

1. §.

Wenn viele Perioden in einer Verbindung stehen, so entsteht daraus eine Schreibart. Weil nun jede Periode einen oder etliche Gedanken in sich hält: so ist, die Schreibart *ein* Ausdruck vieler zusammenhängender Gedanken.

* Zehn einzelne Sprüche aus Poeten, oder andern Schriftstellern, ohne Verbindung hinter einander gesetzet, machen also keine Schreibart aus.

2. §. Wie das Original ist, so wird das Bild: und wie die Gedanken sind, so wird auch die Schreibart. Wer also richtig, wahr und artig denket, der wird auch gut und schön schreiben: wenn er nur die Sprache recht kann, darinn er schreibt.

* Man kann also die gute Schreibart nicht aus Wörterbüchern, oder Sammlungen schöner Redensarten lernen. Viele haben dieselben völlig in ihrer Gewalt, und schreiben doch schlechtes Zeug.

3. §. Wer hingegen falsche, unrichtige, übelzusammenhängende, und wohl gar närrische Gedanken hat, der schreibt auch schlecht; und wenn er die Sprache, die er brauchet, noch so gut inne hätte.

* Das erfährt man sonderlich bey vielen lateinischen Stilisten: die mit lauter ciceronischen Worten und Redensarten, nichts gescheides sagen, sondern nur ein leeres Geklingel und läppisches Geschwätz machen.

4. §.

4. §. Es giebt alſo zweyerley Schreibart: eine gute und ſchöne; oder eine ſchlechte und häßliche! nachdem die Gedanken ſind, die ein Schriftſteller ausdrücket.

* Indeſſen iſt es wahr, daß man zuweilen auch wahre und ſchöne Gedanken in einem ſchlechten Ausdrucke findet; wenn der Schriftſteller die Sprache nicht in ſeiner Gewalt gehabt hat.

5. §. Will man alſo eine gute Schreibart lernen: ſo beobachte man folgende zwo Regeln. 1) Lerne gut denken. 2) Lerne die Sprache recht, darinn du ſchreiben willſt.

* Denn die Fehler in der Sprache verunzieren oft die beſten Gedanken: ſo wie ein übelgemachtes Kleid, dem geſchickteſten Leibe eines Menſchen ein ungeſchicktes Anſehen giebt.

6. §. Wie lernet man nun gut denken? 1) Durch eine vernünftige Auferziehung geſcheider Aeltern und Lehrmeiſter. 2) Durch einen guten Umgang mit vernünftigen Leuten. 3) Durch die philoſophiſchen Wiſſenſchaften, und das Leſen kluger Bücher.

* Glücklich iſt, wem alle dieſe Mittel zu Theile werden. Weil es aber wenigen gelingt, alle zugleich zu erlangen, oder brauchen zu können: ſo denken auch nicht alle Menſchen gleich gut. Manche werden durch eine einfältige Auferziehung; andre durch einen ſchlechten Umgang verwahrloſet. Manche verderben auch durch eine dunkele und dumme Philoſophie, ihre natürliche gute Art zu denken.

7. §. Wie lernet man aber eine Sprache recht? 1) Durch die erſten Ammen und Wärterinnen, wenn ſie gut ſprechen. 2) Durch die Lehrmeiſter, die einen in der Sprachlehre unterrichten. 3) Durch

den

den Umgang mit Leuten die gut ſprechen, und 4) durch das Leſen wohlgeſchriebener Bücher.

*Auch hier glücket es nicht allen, in allen Stücken. Daher ſchreiben auch nicht alle Leute gleich gut; ſelbſt in ihrer Mutterſprache nicht.

8. §. Man muß alſo nicht in allen Stücken ſo reden, wie man ſpricht: denn es gehen in allen Landſchaften und Städten im Reden gewiſſe Fehler im Schwange, die man im Schreiben nicht mitmachen muß.

*Z. E. Man ſaget hier in Meißen; Er will es nicht Wort haben: da es doch heißen ſollte, er will es nicht wahr haben, d. i. geſtehen, oder einräumen. Imgleichen, Biſt du der Haare? ſollte heißen: der Art. Bey einer Haare: iſt auch falſch, denn es ſollte heißen, bey einem Haare: weil man ſaget, ein Haar, das Haar, nicht eine Haare: Ich habs in Willens, iſt falſch, es ſoll heißen: ich bin Willens u. a. m. Keine Landſchaft kann ſich rühmen, ganz untadelich zu ſprechen: und die Gelehrten müſſen ſich darinn vom Pöbel abſondern, daß ſie die gemeinen Fehler vermeiden.

9. §. Die Schreibart theilet ſich alſo überhaupt in die gute, und in die ſchlechte. Die ſchlechte iſt dreyerley. Denn ſie entſteht entweder 1) aus ſchlechten Gedanken, oder 2) aus einem ſchlechten Ausdrucke guter Gedanken, oder endlich 3) aus beyden zugleich.

*Alle drey Gattungen aber haben wieder ihre beſondern Arten, die auf verſchiedene Art fehlerhaft ſind. Sie werden alle beſonders erzählet werden.

10. §. Die erſte Art der ſchlechten Schreibart iſt die gewöhnlichſte. Denn die meiſten elenden Scribenten denken ſchlecht: d. i. ſie haben falſche, verwirrte, übelzuſammenhangende Gedanken

*Z. E. Jacob Böhm denket närriſch, denn ſchreibt er auch ſchlecht. Eben ſo waren ſonſt Aulus Apronius, Lehms, Lau, itzt aber auch eine Menge elender Scribenten bekannt: die übel unter dem Hute verſehen ſind, oder ſonſt ſchlechtes Zeug ſchreiben; weil ſie unwiſſend ſind, in Vorurtheilen ſtecken, oder keine geſunde Vernunft haben.

11. §. Die erſte und vornehmſte Art davon iſt die undeutliche Schreibart. Insgemein entſteht ſie aus undeutlichen oder verwirrten Gedanken, die der Schreiber hat; und aus der Verbindung widriger Begriffe.

Z. E. Wenn Jac. Böhm ſchreibt: „Alſo dringet die äußere Sonne in die Sonne ins Kraut, und die innere Sonne dringet in die äußere, und iſt ein eitel Geſchmack und Liebhaben, eine Eſſenz die andre.„ Wer kann das verſtehen?

12. §. Bisweilen entſteht die Dunkelheit aus dem übeln Zuſammenhange der Gedanken, der aus einer ſchlechten Vernunft herrühret: die den Schein eines Dinges für die Sache ſelbſt anſieht, oder bloß mit Worten ſpielet.

Z. E. Rom wäre nicht ſo groß worden, wenn es alſobald wäre groß geweſen: und ſeine Hoheit würde nicht über alle Völker geſtiegen ſeyn; wenn man nicht anfangs über ſeine Mauren hätte ſteigen können.

13. §. Doch entſtehet auch eine große Undeutlichkeit der Schreibart aus den Worten und Redensarten: wenn ſelbige 1) altväteriſch, 2) neugebacken, 3) nicht überall gewöhnlich, 4) ausländiſch, 5) unrecht angebracht ſind.

*Von allen dieſen Arten der Undeutlichkeit kann ein geſchickter Schullehrer in meiner großen Redekunſt Exempel

yel finden, und ſie ſeinen Schülern zu gut, nach ihrer Fähigkeit einrichten.

14. §. Manchmal entſpringt auch eine Undeutlichkeit 1) aus der Verwirrung vieler Wörter, 2) aus der Auslaſſung gewiſſer nöthiger Wörter, z. E. des ich, bin, ſeyn und haben; 3) aus der gar zu großen Weitläuftigkeit der Perioden.

* Von allen ſiehe die Beyſpiele im VIII. §. des XVI. Hauptſtückes meiner großen Redekunſt, und ſonſt hin und wieder.

15. §. Die II. Art der ſchlechten Schreibart iſt die pedantiſche. Dieſe ſchmecket gar zu ſehr nach der Schule, und brauchet entweder lateiniſche, oder griechiſche Wörter und Sprüche im Deutſchen, die man gar wohl deutſch geben könnte.

* Man merke nur: daß Cicero, ob er wohl im Griechiſchen ſehr gelehrt geweſen, dennoch in allen ſeinen Reden ſich deſſelben ſo enthalten hat, als ob er es gar nicht könnte: außer wo er einmal das Wort ἀμφορεύς, mit beygefügter Erklärung, brauchet: weil man es lateiniſch ſo kurz nicht geben konnte. Dieſem Beyſpiele muß man folgen.

16. §. Oder ſie machet in deutſchen Wörtern lateiniſche Wortfügungen: die aber den Zuhörern unverſtändlich werden, und ganz rothwälſch klingen.

Z. E. Laſſet uns allen Stein bewegen: d. i. omnem lapidem moveamus; für, laſſet uns allen Fleiß anwenden. Oder: Er iſt der weißen Henne Sohn, von albæ gallinæ Filius. Dahin gehören auch die partieipialiſchen Redensarten, die einige heute zu Tage ins Deutſche mengen: da ſie doch unſre Sprache nur ſelten, und nur in gewiſſen Fällen erträgt.

17. §. Oder ſie pralet mit vieler Beleſenheit in den Alterthümern, Poeten, Rednern und Weltweiſen, auch wohl neuern Geſchichten und Reiſebeſchreibungen; ſonderlich von fremden Thieren, Vögeln, Fiſchen, Pflanzen und Früchten.

* Dieß iſt die lohenſteiniſche Art der Pedanterey geweſen, die ihm Männling, Schröter, u. a. m. nachgeahmet haben. Exempel ſiehe in meiner großen Redekunſt.

18. §. Oder ſie machet ſich mit Makereyen von Sinnbildern und Ueberſchriften, mit Münzen und Erleuchtungen, Wapen und Wahlſprüchen berühmter Männer breit. Oder ſie ſpielet endlich mit Worten.

* Die Beyſpiele davon giebt meine Redekunſt häufig. In der erſten Art ſind die Weiſianer, Talander, Menantes, Uhſe, Hübner, u. ſ. w. in der letzten aber Emanuel Theſaurus, und die vormaligen Pegnitzſchäfer verwerflich geweſen. Z. E. Was wir großes haben, iſt einmal klein geweſen. Die Natur iſt darinn am vollkommenſten, daß ſie nichts vollkommen hervorbringt: und das größte Wunder iſt, daß ſich vieles erſt zum Wunder machet.

19. §. Die III. Art der ſchlechten Schreibart iſt die gezwungene, oder affectirte. Denn 1) pflegen einige gern andern großen Rednern oder Schriftſtellern nachzuäffen; daraus nichts, als ein gezwungenes Weſen entſteht.

* So haben einige dem Cicero, andre dem Plinius, noch andre dem Tacitus nachahmen wollen: wie z. E. Lipſius. Auch im Deutſchen haben einige dem Lohenſtein, andere dem Laſſenius, andre dem Heinrich Müller, nachgeäffet. Auch Herr Kanzler von Mosheim hat ſeine lateiniſchen und deutſchen Affen gefunden. Unter den erſten ſind

ſind Schröter, Männling, Moller, Mell, Cober, u. a. m. bekannt worden. Die letzten mag ich nicht nennen; denn etliche leben noch.

20. §. Zweytens wollen einige gern für gelehrt angeſehen und gehalten werden; daher mengen ſie in ihre Reden ſehr viele Büchertitel und Namen gelehrter Leute, auch Anſpielungen und andre gelehrte Brocken; aber ohne alle Noth und ohne Verſtand.

* Exempel findet man in meiner gröſſern Redekunſt und in den Reden groſſer Herren ſehr häufig. Man ſehe auch des Herrn von Eiſenberg Reden.

21. §. Drittens wollen einige die Galanterie der Hofleute nachäffen; ſuchen ſie aber in allerley franzöſiſchen und italiäniſchen Wörtern, oder franzöſirenden Redensarten, und andern ſpaßhaften Einfällen.

* Chriſtian Weiſe, Morhof, Gundling, Pufendorf, Hübner u. a. m. haben dieſes Miſchmaſch franzöſiſcher Wörter im Deutſchen eingeführet: obgleich Opitz, Gryph, und Rachelius es ſchon lange vor ihnen lächerlich gemachet hatten. S. auch Exempel davon im Patrioten und den vern. Tadlerinnen.

22. §. Nun folget IV. die phantaſtiſche Schreibart, die Leuten eigen iſt: welche viel Einbildungskraft, aber wenig Beurtheilung beſitzen; und daher lauter wilden Einfällen Platz geben, die den Träumen gleichen.

* Phantaſie und Einbildungskraft iſt einerley. Bey wem nun dieſe Gemüthskraft die Oberhand hat, die Vernunft aber unterdrücket wird, der heißt ein Phantaſt, oder Schwärmer. Solche ſind itzo unſre bibliſchen Romanſchreiber.

23. §. Solche Leute nun ſind mit den gewöhnlichen Worten und Redensarten nicht zufrieden, ſondern erſinnen ſich neue und ungewöhnliche. Sie nennen alles anders, und brauchen übertriebene Vergrößerungen.

*Sie reden anſtatt der Engel, von Seraphen und Cheruben; anſtatt ägyptiſcher, von pigraimiſcher Finſterniß: für die Ewigkeit brauchen ſie Aeonen, und für Millionen, Myriaden; bloß weil es ungewöhnlichere Wörter ſind. Anſtatt Glück zu: rufen ſie, Heil dir! Für Nattern und Schlangen nehmen ſie Hydren und Amphisbänen; ſie reden von lauter Phantomen, Sphären, Plainen, und Terraſſen; ſie ſind ganz Luſt, ganz Angſt, ganz Narrheit ꝛc. und was der phantaſtiſchen Schnörkel mehr ſind. Lohenſtein, Kiemer und Wenzel ſind fruchtbar daran geweſen. Itzo treten die zürcheriſchen Epopöendichter an ihre Stelle.

24. §. Die V. böſe Art heißt die hochtrabende, oder ſchwülſtige; die, ob ſie gleich hoch zu ſeyn ſcheint, dennoch wirklich tief iſt. Denn niemand iſt magerer, als ein geſchwollner Waſſerſüchtiger; ob er gleich fett ausſieht.

*Werenfels hat eine Abhandlung von den Meteoris Orationis geſchrieben, die in den eigenen Schriften der hieſ. deutſch. Geſellſ. überſetzet, auch neulich meiner akademiſchen Redekunſt beygefüget iſt. Und D. Swift hat ſeinen Antilongin, der auch deutſch heraus iſt, in eben der Abſicht geſchrieben, das falſche Erhabene zu entblöſen.

25. §. Der Fehler dieſer Schreibart beſteht darinn, daß ihre Liebhaber von kleinen Dingen gar zu große Redensarten brauchen; oder doch von wirklich großen Sachen, nur mit einer gefirnißten und falſchen Hoheit reden.

Z. E. Der Anfang von Königsporfs Rede auf Kaiſer Leopolden, iſt ſo hochtrabend beſchaffen. Die Regierſucht

hat

hat die Königreiche wider einander gestoßen, und will sich aus ihrer Zertrümmerung ein Reich bauen ꝛc. Die See wird von versunkenen Flotten seicht; und will dem rothen Meere seinen Namen streitig machen. Der Atlas, der die sinkende Welt gehalten, ist eingestürzet; u. a. m. Siehe die große Redekunst im II. Theile.

26. §. Die gar zu niedrige Schreibart ist die VI. böse Art derselben: denn sie fällt ins Pöbelhafte, brauchet die gemeinsten und oft schmutzigsten Wörter des gemeinen Volkes; und suchet nur Diener und Mägde zu belustigen.

*Dergleichen Zeug steht im Eulenspiegel und Clausnarr, und andern solchen Lustigmachern. Die Possenreißer in Komödien reden auch so. Abraham von St. Clara, und Valerius Herberger, Schupp und Riemer haben wohl gar auf der Kanzel so geredet. Ja wir haben itzt sehr beliebte Briefe, und satyrische Schriften in possenhafter Schreibart.

27. §. Diese zu vermeiden, hüte man sich vor gemeinen Sprüchwörtern, lustigen Schwänken, läppischen Erzählungen, und lächerlichen Wörtern: womit Handwerksbursche sich auf den Herbergen und Bierbänken belustigen.

*Man lese auch keine solche Bücher, als Harlekiniana, Taubmanniana, oder politische Feuermauerkehrer und Bürstenbindergesellen; und was der Narrenpossen mehr sind. Sonderlich sind diese Dinge jungen Leuten ansteckend, und verderben ihre Schreibart.

28. §. Die VII. Art der bösen Schreibart ist die allzuweitläuftige. Diese weis nichts von abgemessenen Perioden, oder wohlgeschlossenen Sätzen; sondern läßt die Rede in einem fortlaufen, und henket immer einen Schweif und Anhang an den andern.

*Die Advocaten und Canzelliſten pflegen darinn groſſe Meiſter zu ſeyn, und ganze Bogen vollzuſchreiben: ohne daß ein ganzer Satz aus iſt, dabey man ſtille ſtehen und Athem holen könnte.

29. §. Nichts iſt aber verdrüßlicher anzuhören, und ſchwerer zu verſtehen, als eine ſo unendliche Rede: darinn der Verſtand aus einem Labyrinthe in den andern geſtürzet, und niemals durch einen völligen Schluß des Sinnes befriediget wird.

*Je kürzer ein Satz iſt, deſto weniger Gedanken und Worte hat er in ſich: und deſto leichter kann man ihn überſehen und verſtehen. Hergegen je länger und weitſchweifiger er iſt, deſto mehr Begriffe ſoll man auf einmal faſſen. Dadurch werden nun die meiſten Zuhörer irre; und wiſſen endlich gar nicht, was man haben will. Exempel ſtehen in meiner Redekunſt.

30. §. Die VIII. böſe Schreibart iſt, die allzukurze. Hier werden gar zu abgekochene kurze Sätze, oft mit Auslaſſung vieler nöthigen Wörter und Zuſätze, zuſammen gehäufet: und der nöthige Zuſammenhang der Sätze, fällt auch weg.

*Dergleichen Schreibart haben im Lateiniſchen Seneca, Tacitus und die beyden Plinier gebrauchet; zumal der Jüngere in ſeinen Briefen. Im deutſchen ſind Heinrich Müller, Laſſenius, und ihr Affe, Cober, verwerflich.

31. §. Weil nun die verbiſſenen und ausgelaſſenen Wörter, nebſt den verſchwiegenen Verbindungen der Sätze, gleichfalls eine Dunkelheit verurſachen: ſo kann dieſe Schreibart auch nicht gebilliget werden.

*Außer dem hemmet eine ſolche Schreibart die Gedanken gleichſam bey jedem Schritte. Die Seele muß immer etwas

etwas neues denken, welches ihr beſchwerlich wird; zumal wenn die Verbindung nicht ins Auge fällt. Daher nennet man ſolche Schreibart Arenam ſine calce, oder Scopas diſſolutas; deutſch, Häckerling.

32. §. Die IX. Art der böſen Schreibart iſt die übel verbundene. Denn manche Schriftſteller wiſſen mit den Bindewörtern nicht umzugehen. Sie paaren ſie unrecht zuſammen; brauchen ein denn, weil oder aber, u. ſ. w. wo keines hingehöret.

* Dieſe Schreibart iſt alſo ein Merkmaal ſchwacher Köpfe, die keinen Zuſammenhang der Gedanken einſehen, oder denſelben nicht mit Worten auszudrücken wiſſen; kurz, die keine Logik gelernet haben. Sie ſchließen nicht, ſondern faſeln nur mit den Worten herum, ja träumen bey wachenden Augen.

33. §. Daher müſſen Anfänger wohl merken: was für Bindewörter zuſammen gehören, oder auf einander folgen; was ein Gegentheil, was ein Beweis, und was eine Folgerung aus dem vorigen anzeiget.

* Hier thut die Lehre von den zuſammengeſetzten Perioden gute Dienſte: denn da lernet man, daß auf gleichwie, ſo, oder alſo; auf obwohl, dennoch oder gleichwohl; auf nachdem, ein da, oder ſo, erfolgen muß, u. d. gl. Unſtudierte Leute pflegen hier am meiſten zu fehlen.

34. §. Die X. böſe Schreibart endlich iſt die übel abgetheilte. Manche Leute nämlich wiſſen nicht, wo ſie einen Strich, oder einen Punct, einen Strichpunct, oder Doppelpunct machen, ein Fragezeichen, oder ein Ausrufszeichen ſetzen ſollen.

* Dieſes lernet man aber theils aus meiner Sprachlehre, theils aus dem Kerne derſelben. Vernünftige Lehrer werden hier junge Leute an der Tafel durch Fragen zu

üben, und dasjenige zu wiederholen wiſſen, was man aus der Sprachkunſt etwa ſchon gefaſſet hat.

35. §. In dieſer Art fehlen theils die, ſo faſt gar keine Unterſcheidung machen; theils die, ſo deren zu viele von einer Art ſetzen; theils diejenigen, welche ſie auf unrechten Stellen anbringen.

*Die allermeiſten Schriftſteller, ſowohl in Deutſchland, als bey den Ausländern, wiſſen mit den Unterſcheidungszeichen ſchlecht Beſcheid. Die Probe einer Schrift, die gut punctiret worden, iſt: wenn man ſie ohne allen Anſtoß fertig weg leſen, und gut verſtehen kann.

Von der guten Schreibart.

36. §. Man kann aus dem bisherigen leicht denken, wie im Gegentheile die gute Schreibart ausſehen müſſe. Sie muß nämlich 1) verſtändlich, 2) artig, 3) ungezwungen, 4) vernünftig, 5) natürlich, 6) edel, 7) wohlgefaßt, 8) ausführlich, 9) wohl verknüpft, und 10) wohl abgetheilet ſeyn.

*D. i. kurz: ſie muß das Widerſpiel von der ſchlimmen Schreibart ſeyn; und alle die entgegen geſetzten guten Eigenſchaften haben, davon jene die böſen hatte.

37. §. Wer 1) deutlich ſchreiben will, der denke erſt ſelbſt deutlich und ordentlich, damit er wiſſe, was er ſagen will. Denn wer ſelbſt noch nicht weis, was er will, wie will den deutlich ſchreiben?

*Darzu hilft nun eine gute Vernunftlehre, nebſt den andern philoſophiſchen Wiſſenſchaften ſehr viel. Hier lernet man ſich deutliche Begriffe machen, recht urtheilen und richtig ſchließen. Horaz ſaget:

Scribendi recte, ſapere eſt et principium et fons.

38. §. Sodann brauche er lauter gewöhnliche, überall bekannte, weder veraltete, noch neugebackene

Wör-

Wörter; und diese in ihren richtigen Bedeutungen, und gewöhnlichen Verbindungen; vermeide auch die Einschiebsel gar zu vieler Nebendinge.

*Mehrere Behutsamkeiten siehe in meiner gröss. Redek. 16 Cap. Man kann nicht Fleiß genug auf die Deutlichkeit wenden: denn Cicero saget: perspicuitas est prima virtus stili; und qui non vult intelligi, non debet legi. Kaiser August beym Sueton, eiferte gleichfalls für die Deutlichkeit.

39. §. Um 2) artig zu schreiben, gehe man mit den artigsten Leuten seiner Zeit fleißig um: und halte sich immer mehr zu den Vornehmen als Geringen. Man zwinge sich auch nicht sehr tiefsinnig, gelehrt, oder beleseuer zu scheinen, als man ist.

*Doch versteht man durch die artigen Leute nicht diejenigen, die sich durch falsche Nachäffung der Hofsitten, oder halb französischen Mundart lächerlich machen. Es müssen wohlerzogene, vernünftige und nicht ganz unwissende Leute seyn. Sonderlich müssen sie in ihrer Muttersprache viel Gutes gelesen haben.

40. §. 3) Ungezwungen zu schreiben, muß man sich nicht zwingen, gewissen, ja auch den berühmtesten Scribenten nachzuäffen. Ein jeder muß nach seiner eigenen Art, Einsicht und Gemüthsbeschaffenheit reden, handeln und schreiben, wenn er vom Zwange frey seyn will.

*Man sieht ja, wie lächerlich alle die geworden, die Mosheimen und Hallern oder wohl gar Kaufmannsbriefe in gellertischer, d. i. possirlicher Schreibart (Wird man nicht noch Predigten darinn abfassen?) nachkünsteln wollen. Und insgemein erreichen solche Affen eher das Schlimme und Fehlerhafte großer Männer, als das Gute, so sie an sich haben: wie in Rom ein gewisser Arruntius, den Fehler des Sallustius, Exercitum argento fecit, nachgemachet.

41. §.

41. §. 4) Vernünftig wird man ſchreiben, wenn man ſich um nichts ſo ſehr, als um die Wahrheit deſſen, was man ſaget, bekümmert; die gar zu wilden Ausſchweifungen und Bilder der Phantaſie aber fleißig vermeidet.

*Wilde und gar zu häufige Tropen, als Metaphoren, Allegorien, Metonymien und Synekdochen, machen mehr ſchwülſtige Räthſel, als eine vernünftige Rede. Man ſieht es an den neumodiſchen Dichtern und Romanſchreibern, auch Verfaſſern der bürgerlichen Trauerſpiele wohl; denen man mit Canitzen zurufen möchte:

Mein Gott! wie raſen nicht die Dichter!

42. §. 5) Natürlich ſchreibt man, wenn man 1) keine hochtrabende und ſchwülſtige Schriftſteller lieſt; 2) ſich kein ander Bild in den Kopf ſetzet, als was zur Sache ſelbſt gehöret, davon man reden will; 3) nicht zwey, dreyerley entfernte Dinge in einander menget.

*Daher ſind Lucan, Claudian, Statius, Apulejus, Boethius, Barclajus, für Anfänger nichts nütze. Wer ſie leſen will, der muß ſchon in den beſten Schriftſtellern des Lateins ſeine Schreibart gebildet und befeſtiget haben. Im Deutſchen ebenfalls muß man die lohenſteiniſche, mariniſche und bodmeriſche Schule, von Ausländiſchen aber die Miltonianer und Youngs Affen ſorgfältig meiden.

43. §. Wer 6) edel ſchreiben will, der leſe lauter Schriftſteller, die nicht wie der Pöbel reden; ſondern überall edle Geſinnungen und Sitten verrathen: ob ſie gleich darum nicht ſchwülſtig ſchreiben.

*Ein Graf Bünau, ein Kanzler Mosheim, der engliſche Zuſchauer, Auſſeher, und andre deutſche Sittenſchriften, können hier zu Muſtern dienen.

44. §.

44. §. Wohlgefaßt wird 7) die Schreibart, wenn man seine Gedanken kurz zusammenhält; und alles überflüßige vermeidet, damit die Sätze nicht zu weitläuftig werden.

* Man muß den ganzen Satz übersehen, ehe man noch die Feder ansetzet. Man muß aber auch gewisse juristische Bindewörter, z. E. sintemal, nachdem, alldieweilen, obwohlen, dannenhero, immaßen, angesehen, weswegen, gestalten, bevorab, ungeachtet u. d. gl. sorgfältig vermeiden. Denn sie führen auf lauter Ausschweifungen.

45. §. Ausführlich aber 8) wird die Schreibart werden, wenn man kein Wort verbeißt, das zum rechten Verstande des Satzes gehöret, und den Sinn deutlich machet. Dahin gehören sonderlich das seyn und haben.

* Nicht nur, wenn sie rechte Zeitwörter sind, (verba substantiva) sondern auch, wenn sie nur Hülfswörter (auxiliaria) abgeben. Auch das ich, muß man bey bin, und habe nicht auslassen, wie einige aus falscher Bescheidenheit thun. Endlich muß man nicht aus Begierde kurz zu schreiben, den participialischen Ausdrücken nachjagen; wie einige Neulinge thun.

46. §. Zusammenhangend kann man 9) die Schreibart machen: wenn man entweder die bekanntesten Bindewörter, denn, weil, aber, doch, jedoch, wiewohl, daher, deshalben u. s. w. brauchet; oder doch die Verbindung der Sätze so genau machet, daß man sie nicht vermisset.

* Das heißt, die Connexio ist entweder verbalis, oder realis; entweder die Verbindung besteht in Worten, oder in den Sachen selbst. Allein diese letzte muß doch so sichtbar werden, daß man jene nicht verlanget.

47. §.

47. §. Die wohlabgetheilte Schreibart endlich entsteht aus dem rechten Gebrauche der Unterscheidungszeichen. Diese sind das Strichlein, der Strichpunct; der Doppelpunct: und der Punct. Das Fragezeichen? und Ausrufszeichen! gehören auch noch dazu.

* Wo sie aber stehen müssen, das zeiget die Sprachkunst, nebst der Vernunftlehre, die alle Gedanken recht absondern lehret. Eine Schreibart nun, die alle diese Eigenschaften hat, wird gewiß gut, und richtig, ja angenehm und ohne Tadel seyn. Der Unterschied der historischen, dogmatischen und oratorischen Schreibart; imgleichen der natürlichen, sinnreichen und beweglichen Schreibart, gehöret nicht für Anfänger, sondern für Leute von reiferer Urtheilskraft.

II. Abſchnitt.
Beſondre Vorübungen.

I. Hauptſtück.
Von Fabeln und Erzählungen.

1. §.

Nichts iſt jungen Leuten ſo angenehm, als Fabeln und Erzählungen. Daher thut man wohl, wenn man ſie den Anfang ihrer Uebungen im Schreiben, damit machen läßt; daß ſie dergleichen ſchriftlich aufſetzen müſſen.

*Man kann ſie ihnen vorher entweder mündlich erzählen, oder ſolche aus einem deutſchen, oder lateiniſchen Buche durchleſen laſſen: damit ſie ihnen vorher bekannt ſeyn. Sodann müſſen ſie ſelbige mit ihren eigenen Worten aufſchreiben.

2. §. Eine Fabel iſt eine erdichtete Begebenheit, die ſich aber in gewiſſen Umſtänden begeben haben könnte; und die da geſchickt iſt, eine Wahrheit, oder Sittenlehre dadurch vorzutragen.

* Die Poeten haben dieſelben zuerſt erdacht: doch haben ſich hernach auch Redner derſelben bedienet, einfältige Zuhörer dadurch zu gewinnen. So habens Jotham im Buche der Richter, Nathan an dem König David, das kluge Weib zu Thekoah, und Menenius Agrippa gemachet.

3. §. Die Fabeln ſind entweder äſopiſch, oder mileſiſch und ſibaritiſch. Die erſten handeln von Thieren, Pflanzen oder lebloſen Dingen; doch ſo, daß bisweilen auch Menſchen und Götter darunter vorkommen.

*Einige

*Einige wollen auch ganz menschliche Fabeln einräumen: allein wenn man es ja thut, so sind sie nicht äsopisch zu nennen, sondern milesisch: weil man zu Miletus in klein Asien, dergleichen erfunden hat.

4. §. Man pflegt aber anstatt der heydnischen Götter, auch andre erdichtete Personen in Fabeln zu bringen, die man als vernünftige Wesen handeln läßt: z. E. Armuth und Reichthum; das Glück und Unglück; die Gesundheit und Krankheit; die Tugenden und Laster, u. d. gl.

*So pflegen auch die Maler die Jahreszeiten, die vier Alter des Menschen, die vier Welttheile, die Hoffnung, die Leidenschaften u. d. m. als Personen in menschlicher Gestalt zu bilden.

5. §. Die Hauptregel ist hier: daß jede Person in einer Fabel so reden und handeln muß, wie es sich für sie schicket; wie es ihrer Natur und bekannten Art oder ihrem erdichteten Charakter gemäß ist; und daß alles übrige wahrscheinlich sey.

*Doch es ist hier nicht die Meynung, daß Kinder und junge Leute selbst neue Fabeln erdichten; sondern nur, daß sie fremde bereits erfundene Fabeln, sollen gut erzählen und vortragen lernen.

6. §. Man mache also den Anfang mit der biblischen Fabel Jothams, aus dem Buche der Richter. Die Schrift erzählet sie kurz, das ist der Grund dazu: diesen muß ein Knabe hernach mit eignen Worten erzählen und etwas erweitern. Jene lautet so:

Jothams Fabel.

Die Bäume giengen hin, daß sie einen König über sich salbeten; und sprachen zum Oelbaume: Sey unser König! Aber der Oelbaum antwortete ihnen: soll ich meine

meine Fertigkeit lassen, die beyde Götter und Menschen an mir preisen; und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Feigenbaume: Komm du, und sey unser König! Aber der Feigenbaum sprach zu ihnen: soll ich meine Süßigkeit und meine gute Frucht lassen; und hingehen, daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen die Bäume zum Weinstocke: Komm du, und sey unser König! Aber der Weinstock sprach zu ihnen: soll ich meinen Most lassen, der Götter und Menschen fröhlich machet; und hingehen! daß ich über den Bäumen schwebe? Da sprachen alle Bäume zum Dornbusche: Komm du, und sey unser König! Und der Dornbusch sprach zu den Bäumen: Ists wahr? daß ihr mich zum Könige salbet, über euch: so kömmet und vertrauet euch unter meinen Schatten. Wo nicht: so gehe Feuer aus dem Dornbusche, und verzehre die Cedern Libanons!

*Die Ausarbeitung überläßt man der Anführung eines jeden wackern Schullehrers zu verbessern.

II. Eine andere aus dem Pflanzenreiche.

S. der vernünftigen Tadlerinnen I. Theil. Auf der 398 Seite.

Das Veilchen und die Tulpe.

Als Thiere und Gewächse noch ihre Sprache nicht vergessen hatten, ward der Veilchenstock, nicht weit von sich, einer Tulpe gewahr: die wegen ihrer wunderwürdigen Farbenmischung, die Königinn aller Frühlingskinder heißen wollte. Diese stolze Schwester, welche ihren Hals aus Ehrbegierde recht hoch empor zu tragen schien, zog die Augen aller Beete an sich, die in den Garten kamen. Ein jeder lobete ihre Schönheit: ein jeder wünschete sie in seinem Beete zu haben: und an die umstehenden Blumen ward fast gar nicht gedacht. Der Veilchenstock hatte dieses alles eine Zeitlang mit neidischem Herzen angesehen,

als er ſich endlich entſchloß, der Blumengöttinn Flora ſein Anliegen zu eröffnen, und ſie um Linderung ſeines Kummers zu erſuchen. Als nun Flora, ſich zu erluſtigen, einmal in dieſen Garten kam, brachte er ſeine Klagen vor. Die Göttinn hörete ihn geduldig an, und ſtellete ſich; als ob ſie die Billigkeit ſeines Geſuches vollkommen erkennete. Ich ſehe, daß dir Unrecht geſchieht, war ihr Wort; und bin entſchloſſen, dir zu helfen. Was meyneſt du? biſt du es zufrieden, daß ich dich in einem Augenblicke in eine ſo ſchöne vielfältige Tulpe verwandeln ſoll? Herzlich gern, verſetzte der bekümmerte Veilchenſtock: nichts würde mir lieber ſeyn, als dieſe Verwandlung. So willſt du denn, gab Flora zur Antwort, inskünftige, anſtatt unzähliger Blumen, nur eine einzige Tulpe hervorbringen? Willſt du deinen angenehmen und erquickenden Geruch gänzlich fahren laſſen? Willſt du endlich deine nützliche Wurzel, daraus die herrlichſten Arzeneyen zubereitet werden, mit einer unnützen Zwiebel vertauſchen? Bedenke wohl, was du thuſt! Als der Veilchenſtock das hörete, ward er ganz traurig, ſchämete ſich ſeiner vormaligen Misgunſt, und verlangte nicht mehr die Menge ſeiner guten Eigenſchaften, mit einem unnützen Glanze der Farben zu verwechſeln.

Exempel von thieriſchen Fabeln.

7. §. Eins der ſchönſten ſteht beym Horaz, von der Stadt- und Feldmaus. Ich will ſie erſt kurz erzählen, hernach mag man die weitläuftigere Ausführung aus dem Lateiniſchen dazu nehmen.

Eine Feldmaus bewirthete auf dem Lande eine Stadtmaus; und ſuchte ſie mit ihren leckerſten Speiſen zu erquicken. Dieſe ſchmeckten der Stadtmaus nicht; daher nahm dieſe ihre Wirthinn mit ſich in die Stadt. Sie führete ſie in ein Gaſtzimmer, wo der Hausherr eine prächtige Abendmahlzeit gehalten hatte. Indem ſie nun mit einander ſchmauſen, höret man das Schloß klappern, und die Hunde bellen. Beyde heben, und fliehen; ſonderlich die Feldmaus,

maus, die der Wege unkundig war. Zu allem Glücke kömmt ſie lebendig davon. Als ſie nun mit großer Angſt wieder nach Hauſe kam, ſprach ſie: Will ich doch viel lieber bey voller Sicherheit, mit meiner Armuth zufrieden ſeyn; als bey ſo großer Gefahr, in allem Ueberfluſſe leben!

*Der berühmte Rollenhagen hat dieſe Fabel ſehr ſchön und lebhaft, obwohl in altväteriſchen Reimen, erzählet.

Eine weitläuftigere iſt folgende:

S. das Neueſte von 1753 auf der 799 Seite.

Der feine Geſchmack.

Zween Eſel giengen längſt dem Wege
Nach einer hochgelehrten Stadt,
Wo alles Witz und Einſicht hat;
Und ſorgten bloß für ihre Pflege.
Zwar Gras und Kree war ihrem Gaum
Ein viel zu ſchaal und mattes Eſſen:
Das mögen Küh und Pferde freſſen!
Sprach einer, und beſah ſie kaum.
Ein ſcharfbezackter Diſtelſtrauß,
Und Neſſeln, die am Wege ſtunden;
Die würden leckerhaft befunden:
Die ſtachen alle Blumen aus!

Herr Bruder! rief mit Freudigkeit,
Der andre Langohr: hier nicht weit
Steht ein recht ſcharfer Leckerbiſſen:
Der ſticht und brennt die Zunge recht!
Dagegen nenn ich alles ſchlecht,
Was andre Thiere freſſen müſſen.

Wie frey ich mich, verſetzte drauf
Sein Kammerad in vollem Lauf,
Daß wir ein gleiches Glück genießen!
Du liebſt das rauhe, ſo wie ich:
Was ſtachlicht iſt, das reizet dich:
Mags immerhin das Pferd verdrießen!

Indeſſen nahet ein Reiter her,
Der aus der Stadt zur Luſt geritten.
Sein Roß, mit langen ſtolzen Schritten,
Vernimmt dieß Pochen ungefähr.
Mit wiehern lacht es dieſer Thiere,
Die nur ihr Diſtelbuſch erfreut:
Welch ein Geſchmack! — So kritiſire!
Ruft Langohr voller Dreiſtigkeit.
Du haſt nur den Alltagsgeſchmack.
Wir lieben nur ein leckres Eſſen.

Das Roß verſetzt ihm einen Schlag,
Und ſpricht: Wohl man den Hader beut,
Kann Dorn und Neſſeln leicht vergeſſen.
Man ſieht wohl, daß ihr Eſel ſeyd:
Sonſt würdet ihr nicht Diſteln freſſen.

So pflegt ein Dummkopf manchmal
Sich ſelbſt und ſeinen Witz zu adeln,
Und kühnlich ſo Geſchmack als Wahl
Der aufgeklärtern Welt zu tadeln.
Man laß ihn gehn! Wer kann ihm rathen?
Auch Koth ſchmeckt Säuen wie Muſcaten.

8 §. Unter denen, die von den Vögeln handeln, iſt folgende Fabel beym Aulus Gellius ſehr ſchön beſchrieben; im 2 B. 29 Cap.

Die Lerche.

Eine Lerche, die im Getraide geniſtet hatte, befahl ihren Jungen, als ſie ausflog, fleißig Achtung zu geben, was ſie würden reden hören, und es ihr zu erzählen. Der Herr des Feldes kömmt mit ſeinem Sohne, und ſpricht: du ſiehſt, daß die Saat reif iſt. Darum geh morgen früh zu unſern Freunden, und bitte ſie, uns in der Aernte zu helfen. Die jungen Lerchen hören das, und erzählen es der Mutter mit Zittern, als ſie nach Hauſe kömmt. Aber dieſe lacht, und ſpricht: Gute Junge ohne Sorgen! ſo

lange

lange ſich der Herr auf ſeine Freunde verläßt; ſo hat es noch keine Noth. Als ſie des folgenden Tages wieder ausgeflogen war, Futter zu ſuchen: kam der Hausvater wieder; und ſprach zum Sohne: Unſre Freunde ſind ſaumſelig: wir wollen alſo unſre Verwandten bitten, uns morgen zu helfen. Auch dieſes erzählen die bedenden Vögel der Mutter: aber dieſe ſpricht ihnen abermal guten Muth ein. Die Verwandten, heißt es, ſind nicht hitziger, als die Freunde. Gebt nur genau acht, was weiter vorgeht. Nächſten Tages kömmt der Hausvater wieder; und weil auch die Blutsverwandten ausgeblieben, ſo ſpricht er zum Sohne: Weg! mit Freunden und Anverwandten. Bringe du morgen zwo Senſen, eine für mich, die andre für dich; ſo wollen wir dieß Getrayd mit eignen Händen abſchneiden.

Da die alte Lerche dieſe Zeitung hörte, ſprach ſie: Nun iſt es Zeit zu weichen, lieben Kinder! Denn nun iſt es ohne Zweifel ein Ernſt mit der Erndte, da derjenige ſie angreift, dem allein gelegen iſt. So zog ſie mit ihren Jungen davon, und das Korn ward abgehauen.

Dieſe Fabel lehret: daß man ſich auf Freunde und Verwandte nicht verlaſſen, ſondern ſeine Geſchäffte ſelbſt verrichten müſſe.

Non tu exſpectes per amicos,
Quod tu per te agere poſſis.

9. §. Da es auch nicht unrecht iſt, Knaben bisweilen poetiſch abgefaßte Fabeln in ungebundener Schreibart vortragen zu laſſen: ſo will ich folgende in Verſen herſetzen. S. den I. Band des Neueſten auf der 387 Seite.

Aus dem Franzöſiſchen.

Der Maulwurf, wie man glaubt, iſt blind.
Ein Dichter darf nicht weiter fragen.
Was alle Philoſophen ſagen,
Das hört ihn minder, als der Wind.

Ihm muß der Schwan im Singen ſterben;
Ihm lebt der Phönix tauſend Jahr;
Kurz, ihm iſt jede Sage wahr,
Die wir von unſern Müttern erben.

Der blinde Maulwurf kam alſo
Einmal aus ſeinem Bau gekrochen:
Als ein Paar Adler friſch und froh
Vom heitern Himmelsglanz geſprochen.
Wie blitzend ſtralt die Sonne nicht,
(Dieß war ihr Wort) am blauen Bogen!
Wie ſchöner Farben buntes Licht
Hat Feld und Auen überzogen?

Der Maulwurf horcht . . Was ſprichſt denn du?
Er läuft davon . . Gevatter, bleibe!
Er hört noch etwas, gähnt dazu;
Und eilt nach andern Zeitvertreibe.
Mit Murmeln kriecht er in ſein Loch;
Die Adler, ſpricht er, haben Klauen.
Und Schnäbel, in den Raub zu hauen,
Das räum ich ihnen ein; jedoch
Hört man ſie von dem Himmel ſprechen,
Von Sonne, Licht, und Stralenbrechen,
Von Farben, und dergleichen mehr;
So dauert mich die Zeit zu ſehr.

Des Abends, als es dunkel ward,
Wenn ſich die Eulen munter weiſen,
Geriеth er aus der holen Fahrt
Heraus, zu zwoen Fledermäuſen.
Da trug er ſeinen Zweifel vor.
Zwo Eulen gönnten ihm das Ohr;
Freundinnen, hieß es, ſollte wohl
Das Sonnenlicht viel Ruhm verdienen?
Sogleich rief jedes unter ihnen:
Wer dieß behauptet, der iſt toll!
Und kurz, der Satz ward feſt beſchloſſen:
Des Lichtes Freunde ſind geſchoſſen.

So

So ſieht ein finſtrer Kritikus,
Der nie der Wahrheit Glanz erblicket,
Die heitre Geiſter doch entzücket,
Den hellen Ausdruck mit Verdruß.
Was tauſend andern reizend deucht,
Das nennt er ſchal, und matt, und ſeicht;
Ja, um es ſtärker zu verdammen,
Dammt er ſein Häuflein auch zuſammen:
Das, weil er nur im Finſtern tobt,
Sein ſtrenges Kritiſiren lobt.

10. §. Fabeln, darinn Thiere und Menſchen zugleich vorkommen, werden vermiſchte genennet; und davon gebe ich folgendes Beyſpiel, aus der vernünftigen Tadlerinnen II. Th. a. d. 277 Seite.

Der Mann, der Hund, u. die Katze.

Ein Mann, der eine Katze und einen Hund in ſeinem Hauſe hatte, liebete die erſtere mehr; als den andern. Sie lag mehrentheils in ſeinem Schooße. Er ſtreichelte ihr unaufhörlich über das ſanfte Fell; er aß keinen Biſſen, den er nicht mit ihr theilete: und des Nachts ſchlief ſie auf ſeinem Hauptküſſen. Der Hund hingegen bekam kaum die Knochen, welche man zum Hauſe hinaus warf. Er durfte nur in die Stube riechen, ſo ward er ſchon mit Prügeln hinausgetrieben. Indeſſen wachete er doch Tag und Nacht für die Wohlfahrt des Hauſes; er folgete ſeinem Herrn, wo er hinging, behütete auf Reiſen ſeine Sachen: und auf der Jagd hat er ihn oft aus Lebensgefahr errettet. Die verzärtelte Katze aber mauſete nicht; weil ſie niemals hungerte: ſie lernte keine Kunſt; weil dieſes ohne Schläge nicht abgegangen wäre. Und dennoch mußte eine jede Bewegung ihres Schwanzes ein beſonderes Zeichen ihrer Klugheit heißen: denn er ſagte oft, daß ihr von einem menſchlichen Verſtande nichts als die Rede fehlete. Oft ward ſie ganz wild, und ſprang auf Tiſchen und Fenſtern herum, zerbrach

Gläſer, Porcellan und Spiegel: allein es ward ihr alles geſchenket. Ihr Herr ſagete, ſie verſtünde es nicht beſſer; man hätte ſie nicht ſcheuchen ſollen; ja der Hund mußte oft das Bad entgelten.

Allein was geſchah? Als der Herr ſtarb, fieng der Hund ein erbärmliches Heulen an, und wollte in etlichen Tagen weder freſſen noch ſaufen. Die Katze hingegen ſchlich ſich zu ſeinem Sarge, kratzete ihrem Wohlthäter die Augen aus dem Kopfe, und fraß ihm Naſe und Ohren ab. Da ſah man, daß derjenige der Liebe ſeines Herrn am würdigſten geweſen war, der ſie am wenigſten genoſſen hatte.

11. H. Fabeln von ganz erdichteten Perſonen findet man auch ſchon bey den Alten. Ich will folgende zum Exempel geben, weil ſie lehrreich iſt.

Die Wolluſt und der Schmerz.

Die Wolluſt war einmal mit dem Schmerze vereinigt worden, war von beyden bey dem Menſchen wohnen ſollte. Da ſie ſich nun nicht vergleichen konnten, verklagten ſie einander beym Jupiter. Dieſer verſuchte allerley Mittel ſie zu vergnügen; allein umſonſt. Endlich, da alles vergebens war, nahm er eine diamantene Kette, und band ſie unauflöslich zuſammen; ſo, daß ſeit dem, wo nur die Wolluſt hingerieth, auch der Schmerz ihr auf dem Fuße folgen muß.

Lehre. Daher kömmt es, daß die Wollüſtigen ſich täglich, ohne es zu wiſſen, oder zu glauben, rauſendes Krankheit, Armuth und Ungemach zuziehen.

Eine andere in Verſen. S. das Neueſte T. III. auf der 151 Seite.

Vom Witze und der Narrheit.

Der liebe Witz gieng auch einmal auf Reiſen:
Gilt ein Prophet im Vaterlande was?
Da manches Buch kehrt ihm den Ausſpruch weiſen:
Kurz, er zog aus, und ſah bald dieß bald das.

Von

Von Stadt zu Stadt durchstrich er die Provinzen,
Und jedes Herz ward gleich in ihn verliebt.
Aus fremder Kraft führt er den Staat, wie Prinzen.
So hätt ich selbst die Großmuth gern geübt!

Indeß geschahs, daß unsers Wanderers Glücke
Ganz unverhofft ein zeitig Ende fand.
Ach schöne Zeit! wie kurz sind deine Blicke!
Vom Unglück ist das Widerspiel bekannt.

Er ließ sich bald von toller Liebe fangen:
Man rath einmal den schönen Gegenstand?
Die Narrheit wars, mit der er sich vergangen:
Und Wälschland sah, daß er sich ihr verband.

Das wilde Mensch durchstrich, gleich ihm, die Lande;
Das Carneval und Momus führten Sie.
Hier fieng sie ihn in einer Masquenbande;
O! solchem Reiz entgeht ein Stutzer nie.

Der Witz pflegt stets das äußerste zu lieben:
Die Narrheit war damals recht aufgeräumt.
Ihr Bündniß ward vom Schicksal unterschrieben,
Kurz, Hymen selbst hat nicht sein Amt versäumt.

Nie hat ein Bund mehr Fruchtbarkeit gewonnen!
Das erste Kind war Fräulein Bildungskraft;
Ein muntrer Kopf, doch wild und unbesonnen:
Tanz, Flug und Sprung, war ihre Leidenschaft.

Sie strebte stets, gleich Ikarn, nach dem Himmel.
Die Chronik sagt: sie glich dem Vater sehr;
Jedoch an Lust zum Lärmen und Getümmel,
Der wilden Art der Mutter dreymal mehr.

Sie schwärmet gern und haßt ein stilles Wesen:
Oft wird sie gar so toll, als die Mama.
Doch mag sie auch sehr gern Gedichte lesen:
Und, wie es scheint, das hat sie vom Papa.

Sie liebt nur das, was voller Metaphoren,
Mit Dunst und Schwulst auf hohen Stelzen steht;
Und durch die Pracht gehäufter Meteoren,
Nach Irrwischart, den Pöbel hintergeht.

Der Narren Schaar läßt ſich dadurch betrügen.
Ein junges Sohn folgt ſeiner Tochter nach;
Dem brachte ſtets das Flittergold Vergnügen;
Der hatt' ein Maul, das unaufhörlich ſprach.
Das kluge Kind ward Wörterſchmiedt geheißen,
Das wenig dacht, und alles kühn entſchied:
Das Weibervolk ſtritt ſich um ihn zu reißen,
Bey dem ſein Ruhm auf dieſen Tag noch blüht.
Ein Zwillingspaar ward kurz darauf gebohren,
Herr Fabelhanns und Junker Liedermann:
Das ſich zum Spott der Tugenden verſchworen;
Man ſah ihm Neid und freche Geilheit an.
Noch einmal iſt ein Zwillingspaar entſproſſen,
Herr Pickelſcherz und Fräulein Quodlibet.
Das ward beliebt durch Pöbelhafte Poſſen;
Davon der Brauch auch itzt noch nicht vergeht.
Welch ſchöner Lauf von ihren Ehſtandsjahren!
Frau Narrheit war von ſeiner Fruchtbarkeit;
Und da ſie ſo bis itzo fortgefahren;
So füllt ihr Stamm den Pindus weit und breit.
Dieß war die Frucht von ſolchem tollen Lieben!
Wo kam das her? Das Reiſen hatte Schuld!
Und Phöbus ſelbſt rief oft aus Ungeduld:
O guter Witz! wärſt du daheim geblieben!

12. §. Will man nun ſolche Fabeln erheitern laſſen, ſo kann man theils allerley Umſtände, die ſich dazu ſchicken, dazu dichten, theils die Perſonen ſelbſt redend einführen; doch alles der Wahrſcheinlichkeit gemäß.

*Denket jemand, daß dieſes zur Poeſie gehöre: ſo hat er zwar nicht unrecht. Allein da junge Leute doch Stoff zum Schreiben haben müſſen; Fabeln aber angenehm ſind, und auch zur Uebung ihrer proſaiſchen Feder dienen können: ſo habe ich darinn dem Aphthonius folgen wollen, dieſelbe zur erſten Vorübung der Beredſamkeit vorzuſchlagen.

Ein

Ein beleſener Schullehrer, wird aus dem Aeſop, Phädrus, Faerne, und aus neuern Fabeldichtern, z. E. des Herrn Lichtwehrs äſopiſchen Fabeln, ſchon mehrere Uebungen abzugeben wiſſen.

Von Erzählungen.

13. §. Dasjenige, was die Alten milesiſche und ſybaritiſche Fabeln nannten, das waren menſchliche Fabeln: die aber nicht ſowohl zum Unterrichte, als zur bloßen Beluſtigung, erdacht waren. Daher kam es, daß ſie leicht in ein ſchlüpfriges Weſen ausarteten.

*Eben ſo iſt es mit den Erzählungen des Fontaine, und einiger unſern neuern Landsleute, z. E. Hagedorns Erzählungen gegangen: und eben daher iſt es nicht gut, ſolche Erzählungen der Jugend in die Hände zu geben, woraus ſie mehr Böſes, als Gutes lernen. Es ſind fabulæ peccare docentes. Des Hrn. Canzleyraths Weſtphalen neue Fabeln und Erzählungen nehme ich hier billig aus.

14. §. Wir reden auch hier, nicht ſowohl von ſolchen fabelhaften oder erdichteten, als von wahren Erzählungen wirklich vorgefallener Begebenheiten. Denn es iſt nicht allein eine Kunſt, dergleichen geſchickt abzufaſſen; ſondern auch in der Beredſamkeit ſehr brauchbar und nöthig.

*Die Meiſterſtücke der größten Redner bey Griechen und Römern zeigen es: und ſonderlich iſt Cicero ein großer Meiſter in der Kunſt ſchön zu erzählen geweſen. Seine Reden wider den Verres bieten die ſchönſten Muſter dar.

15. §. Wer alſo gut erzählen will, der muß 1) die Geſchichte ſelbſt recht wiſſen, wie ſie vorgegangen iſt; und zwar mit allen zum Verſtande derſelben nöthigen Umſtänden. 2) Muß er ſie ordentlich nach dem, was vorhergegangen, und darauf erfolget

ſetzet iſt, vortragen; nicht aber das hinterſte zuförderſt ſetzen.

* Es verſteht ſich, daß man keine unnütze Umſtände in die Erzählung miſchen, und ſich ſo viel möglich der Kürze befleißigen muß; doch ſo, daß man nichts zur Abſicht dienliches ausläßt. Man pflegt zu dem Ende den Vers zur Regel zu geben:

Quis? quid? ubi? quibus auxiliis? cur? quomodo? quando?

16. §. Die Schreibart der Erzählungen muß nicht verſteckt und dunkel, ſondern klar und deutlich; die Wortfügungen müſſen nicht verſtrickt, ſondern gewöhnlich und leicht; die Worte aber, zwar nicht pöbelhaft, aber doch üblich ſeyn, und in der bekannteſten Bedeutung genommen werden.

* Eine Erzählung muß weder ſchwülſtig und hocherabend, noch gar zu gemein und niederträchtig klingen. In jener ſind Ziegler im Schauplatze der Zeit, Erasmus Franciſci, und Lohenſtein im Arminius tadelhaft. In dieſer aber ſind ungemein viel andre zu verwerfen, die mit gar zu poſſenhaften Redensarten und Sprüchwörtern um ſich werfen.

17. §. Man theilet die Erzählungen in poetiſche, hiſtoriſche und bürgerliche. Die erſten gehören für die Dichter; die beyden letzten brauchet ein Redner. Durch die bürgerlichen Erzählungen verſteht man den Vortrag neuerer Begebenheiten, die noch in keinen Geſchichtbüchern ſtehen.

* Dieſe letzten braucht ein Redner ſehr oft, in Lob- und Trauerreden; wenn er die Thaten und das rühmliche Verhalten derer bringen muß, die er loben oder bedauren ſoll.

18. §.

18. §. Zur Uebung der Jugend indeſſen, können auch ſolche Erzählungen erdichteter Begebenheiten dienen, dergleichen Ovid in ſeinen Verwandlungen vorgetragen hat. Dieſe läßt ein geſchickter Schulmann erſt im Poeten durchleſen, oder erklären: und hernach von ſeinem Untergebenen ſchriftlich erzählen.

*Eben ſo kann man aus dem Homer und Virgil allerley Stücke nehmen; z. E. vom Ulyſſes, und der Verwandlung ſeiner Gefährten in Thiere; von der Dido, u. d. m. Indeſſen kan man auch aus dem Valerius Maximus, aus Rollins Hiſtoriis ſelectis, oder aus der Acerra Philologica etliche zur Uebung wählen.

19. §. Zum Beyſpiele ſoll folgende Erzählung aus dem Angelus Politianus dienen: darinn die Urſache erkläret wird, woher die vormals weißen Roſen roth gefärbet worden.

Venus liebte den ſchönen Jüngling Adonis, des Cynyras, eines cypriſchen Königes, und der Myrrha Sohn. Mars hatte ſich aber in die Venus verliebet. Hier liebte alſo ein Gott eine Göttinn, dort aber eine Göttinn einen Menſchen; beyde mit ſehr brünſtiger Liebe. Der eifersüchtige Mars beſchloß daher, ſeinen Nebenbuhler Adonis aus dem Wege zu ſchaffen: in feſter Meynung: wenn dieſer nur erſt todt wäre, ſo würde ſich die Liebe der Göttinn ſchon ihm zuwenden. Er verſetzt ihm alſo eine tödtliche Wunde. Venus eilet ihm zu Hülfe; geräth aber unverſehens in ein Roſengebüſch, und verletzet ſich an dem Dornen derſelben den einen Fuß. Von Stund an ſtürzet der Göttinn ihren ausfließenden Blut die Roſen: ſo daß die vorhin weißen Blumen, ſolchem die itzo rothe Farbe bekommen haben.

*Ein mehres weitläuftigers von Pyramus und Thisben, ſehe man beym Ovid, im IV. Buche der Verwandlungen.

20. §. Ein Beyſpiel einer hiſtoriſchen Erzählung vom Tode des Cyrus, erſten Monarchen von Perſien, ſteht beym Juſtin, imgleichen beym Oroſius im 8 Cap. des I. B. ob ich gleich wohl weis, daß andre Geſchichtſchreiber ſein Ende anders berichten.

* Cyrus, der Perſer König, bekriegte die Scythen. Tomyris, die damalige Beherrſcherinn derſelben, hätte ihn leicht verhindern können; über den Fluß Araxes zu gehen; ließ ihn aber mit Fleiß herüber: theils weil ſie ſich etwas zutrauete; theils um ihn deſto beſſer einzuſchließen. Cyrus rückte alſo in Scythien ein, und ſchlug ſein Lager nicht weit vom Fluſſe; bereitete aber in demſelben einen Ueberfluß von Wein und Speiſen, und verließ es liſtiger Weiſe, mit ſeinem ganzen Heere, als ob er aus Furcht geflohen wäre. Die Königinn ſchickete ihren Prinzen, mit dem dritten Theile ihres Volkes, dem Cyrus entgegen: Die aber in ſeinem Lager gleichſam zum Gaſtmahle kamen, ſich mit Wein und Speiſen überfülleten; und von dem plötzlich zurücke eilenden Cyrus alle erſchlagen wurden.

Tomyris, die ihr Heer und ihren Prinzen eingebüßet, entſchloß ſich, den Schmerz einer Mutter und Königinn lieber durch eine nachdrückliche Rache, als durch ohnmächtige Thränen zu lindern. Sie ſtellet ſich alſo nach erlittener Niederlage furchtſam, und locket durch ihr Zurückweichen, den ſtolzen Feind in enge Thäler, zwiſchen die Berge. Hier beſtellet ſie einen Hinterhalt, und ſchlägt die zweymalhunderttauſend Perſer ſammt ihrem Könige, ſo völlig; daß davon auch nicht einmal ein Bothe des Verluſtes nach Hauſe gekommen. Dem Cyrus ließ ſie das Haupt abhauen, und in einen mit Menſchenblute gefüllten Schlauch ſtecken. Ihr Wort war dabey nicht weibiſch: Nun ſättige dich mit dem Blute, ſprach ſie, darnach du bisher gedurſtet haſt, und womit du, dreyßig Jahre her, nicht zu ſättigen geweſen!

21. §. Eine politiſche Erzählung will ich aus Ciceros V. verriniſcher Rede im 63ſten Abſchn. von dem

dem in Sicilien gekreuzigten römischen Bürger, ins kurze ziehen; wiewohl noch mehr solche schöne Stücke darinn vorkommen.

* Gavius Cosanus, war vom Verres ins Gefängniß geworfen worden; aber heimlich entwischet, und nach Messina gekommen, allwo er sich verlauten lassen: er wäre als ein römischer Bürger in Fessel geleget worden; und ginge itzo nach Rom, um den Verres zu verklagen. Ganz Messina hielt es mit dem Verres: und sogleich wird des Gavius Vorhaben verrathen; er selbst aber in Verhaft genommen. Verres selbst kömmt dahin, und vernimmt was für einen Menschen man eingezogen, und was selbiger ihm gedrohet habe. Er danket ihnen, mit den größten Lobsprüchen für ihre Zuneigung; und kömmt ganz schäumend vor Bosheit aufs Rathhaus. Die Augen brennen ihm, und die Grausamkeit blicket aus seinem ganzen Antlitze. Alles ist begierig zu erfahren, was er thun und vornehmen werde: als er plötzlich gebeuth, den Mann herzuführen, ihn zu entkleiden, und mit Ruthen zu peitschen. Der armselige schreyt: er sey ein römischer Bürger, ein Cosaner; er habe mit dem Ritter L. Pretius zu Felde gedienet, der zu Palermo handele, und den man fragen könnte. Hier spricht Verres; Nun sehe er, daß er sich als einen Kundschafter nach Sicilien habe schicken lassen, alles auszuspähen; obgleich weder ein Zeuge noch einige Spur davon, ja nicht einmal ein Argwohn vorhanden war. Darauf befiehlt er, den Menschen fortzureißen, und aufs beste tigste zu stäupen.

So ward dann mitten auf dem messinischen Markte ein römischer Bürger gepeitschet; indessen daß man mitten in den Schmerzen und im Geräusche der Prügel, keinen Seufzer, kein andres Wort aus dem Munde dieses Elenden erschallen hörete, als dieses: Ich bin ein Bürger zu Rom! Durch dieser Stadt Erwähnung glaubte er sich von allen Schlägen frey zu machen, und alle Martern von sich abzuwenden. Allein es geschah nicht nur dieses nicht; sondern als er diesen Namen noch öfter wiederholete,

ſo wird das Kreuz, das Kreuz! ſage ich, dieſem Elenden und Unglücklichen, der niemals eine ſolche Gewaltthat geſehen hatte, zubereitet.

O ſüßer Namen der Freyheit! O herrliches Vorrecht unſrer Stadt! . . Iſt es denn nun ſo weit gekommen, daß ein römiſcher Bürger, in einer römiſchen Provinz, . . gefeſſelt, auf dem Markte mit Ruthen geſtrichen wird? . . Man führet ihn fort, und die Mamertiner richten, nach ihrer Gewohnheit, das Kreuz an der pompejiſchen Straße auf. Verres aber befiehlt, vor ihrer aller Augen, daſſelbe gegen über der ſicilianiſchen Meerenge aufzurichten: damit der, der ſich für einen römiſchen Bürger ausgäbe, vom Kreuze ſelbſt Italien ſehen, und nach ſeiner Heimath blicken könnte. Seitdem Meſſina ſtehet, iſt dieß das einzige Kreuz, welches an dieſem Orte geſtanden: und der Anblick von Italien iſt deswegen mit Fleiß erwählet worden; damit der Elende, der vor Schmerz und Martern ſtarb, durch eine kleine Meerenge den Unterſchied der Freyheit und Knechtſchaft bemerken; Italien aber ſelbſt ſehen möchte: wie ſein Landeskind die Strafe und den Tod eines Sclaven erdulden müſſen, u. ſ. w.

22. §. Mehr ſolche Beyſpiele kann man aus dem Livius, von den Curiatiern und Horatiern, von dem Raube der Sabinerinnen, von der Lucretia, von dem Sohne des Brutus, der Virginia, dem Scipio, u. a. m. zur Uebung der Jugend erwählen.

Man kann ſie auch Trauerſpiele und ehrbare Komödien aus meiner Schaubühne leſen, und hernach auf Quintilians Vorſchrift, kurze Auszüge daraus in Erzählungen machen laſſen; um dadurch ihre Urtheilskraft zu üben, was wegzulaſſen, und was mitzunehmen nöthig iſt. Alles aber muß hernach ein neuer Lehrer ausbeſſern, damit nichts unförmliches, nichts rauhes und undeutſches mit unterlaufe, oder ſtehen bleibe.

II. Hauptſtück.

Von Beſchreibungen.

1. §.

Auch die Beſchreibungen ſind eine gute Uebung der Schreibart für junge Anfänger. Denn dadurch gewöhnen dieſe ſich auf alles, was an einer Sache merkwürdig iſt, genau acht zu geben; und es mit eigentlichen, angemeſſenen Worten auszudrücken.

* Ich weis wohl, daß Aphthonius erſt ziemlich ſpät, im XII. Cap. zu dieſer ἐκφρασει Anleitung gegeben. Allein da ich gern die leichteſten Uebungen voran ſetze, ſo bin ich darinn von ihm abgegangen.

2. §. Eine Beſchreibung iſt eine Rede, darinn man durch die Erwähnung der Eigenſchaften einer Sache, derſelben ganze Beſchaffenheit dem Zuhörer, oder Leſer, gleichſam lebhaft vor die Augen malet.

* Quintilian ſaget im 3ten Cap. des 8 B. Deſcriptionis Perſpicuitas ſumma eſt virtus. Denn ein bloßer Name eines Dinges macht oft nur einen dunkeln, höchſtens einen klaren Begriff. Aber wenn man alle Eigenſchaften deſſelben gewähret, ſo wird derſelbe deutlich:

Latus erat humeris, ore ater, crineque criſpus.
An Schultern war er breit, ſehr ſchwarz und kraus von Haaren.

Nun ſieht man ihn gleichſam vor Augen ſtehen.

3. §. Man beſchreibt aber Perſonen entweder nach ihrer Größe, Geſtalt, Kleidung, Bildung und Sprache; oder nach ihrem Gange, Thun und

lassen. Z. E. in der Odyssee beschreibt Homer den Eurybates.

* So beschreibt Dares, der Phryger, alle die berühmten Helden und Prinzessinnen, die zur Zeit des trojanischen Krieges gelebet haben. Z. E. Castor und Pollux sahen einander ähnlich, hatten große Augen, ein offenes Antlitz, waren schön gebildet, gelb von Haaren, und wohl gewachsen. Helena glich ihnen, war schön, unverstellt und freundlich; hatte geschickte Schenkel, einen kleinen Mund, und zwischen den Augenbraunen ein Maal. Priamus, der Trojaner König, war groß von Person, wohlg bildet, von liebreicher Sprache, und schlankem Leibe ꝛc. Aeneas war roth von Haaren, vierschrötig, beredt, leutselig, wacker im Rathe, fromm, wohlgestalt und von muntern schwarzen Augen ꝛc. Andromacha, klar von Augen, weiß, lang, schön, bescheiden, weise, schamhaft und schmäuchelnd, u. d. m. Diese alle können zum Grunde geleget, und zur Uebung erweitert werden. Man sehe auch wie Lucian die schöne Panthea abgeschildert. Das Stück heißt Imagines. Man kann es in den verdeutschten Schriften Lucians, die ich ans Licht gestellet, auch deutsch lesen.

4. §. Oder man schildert Sachen ab, als Städte, Tempel, Gebäude, Bildsäulen, Bibliotheken, Viehheerden; besondre Thiere, Schlachten, Aufzüge, Feyerlichkeiten, Feste, Hochzeiten, Gastmahle, Flotten, Schiffe, Dorflustbarkeiten, Ungewitter, einen heitern Himmel bey Nachte u. d. gl.

* Hier kann ein geschickter Lehrer aus den bekanntesten alten Dichtern die Exempel nehmen, und sie zur Uebung junger Leute anwenden. Homer und Virgil sind voll davon; z. E. des letztern Beschreibung der Spiele, die Aeneas seinem Vater Anchises zu Ehren anstellete. Ja selbst Ovidius, und einige Geschichtschreiber, sind reich daran. Opitz und Flemming haben auch eine große Stärke darinn besessen.

5. §. Oder man beschreibt Oerter, als Berge, Thäler, Flüsse, Seeufer, Landschaften, Gegenden,

unter-

unterirrdische Grüfte, Grotten, Wälder, Gebüsche, Schlösser, schöne Aussichten, Gärten, Cabinetter u. d. gl. m.

* Es ist wahr, viele von diesen Dingen erfordern schon eine Meisterhand: wenn man sie recht abschildern will. Aber man muß doch einmal den Anfang machen, und seine Kräfte versuchen, auch ehe man noch ein Meister ist. Im Telemach ist die Grotte der Kalypso schön beschrieben. Im Curtius findet man viele Gegenden und Städte abgeschildert, u. s. f. daran man sich üben kann, auch solche Oerter zu beschreiben, die man selbst kennet, und vor Augen hat. So habe ich einmal in einem Gedichte, den gräfl. Seckendorfischen Garten zu Meuselwitz beschrieben.

6. §. Endlich beschreibt man Jahrszeiten, als Frühling, Sommer, Herbst und Winter; ein sehr fruchtbares, oder unfruchtbares Jahr; eine Dürre, oder Ueberschwemmungen; Pesten, und Viehsterben; Erdbeben, oder Auswürfe feuerspeyender Berge.

* Auch davon findet man bey den Alten rechte Meisterstücke, die ein gelehrter Schulmann aus den besten Schriftstellern aufsuchen, und der Jugend zur Uebung vorlegen kann. Doch kommen freylich auch bisweilen vermischte Beschreibungen vor, darinn allerley Dinge zugleich abgeschildert werden. Z. E. die Scylla und Charybdis, das Fest des Alcinous oder seine Gärten in der Odyssee.

7. §. Die Hauptregel bey solchen Beschreibungen ist, nichts merkwürdiges an einem solchen Dinge zu übersehen; und hingegen keine Kleinigkeiten mit einzumengen, darauf nichts ankömmt. Eine gute Urtheilskraft lehret wählen.

Z. E. Wer den Prinzen Eugen beschreibt, darf nicht eben sagen, daß er stark Schnupftaback gebrauchet, und immer eine damit bestäubte Weste gehabt. Wer ein Frauenzimmer abschildert, darf sich eben nicht bis auf ihren Fä-

cher, oder bey dem Aufzuge eines groſſen Herrn, bis a den Bart des Kutſchers, oder die Auffſchläge der Lackeye herunter laſſen; wie ein gewiſſer Poet in Dresden vo mals gethan hat.

8. §. Um nun Beyſpiele zur Uebung und Nach ahmung zu geben: ſo nehme man anfangs verſchie dene Beſchreibungen aus den Pſalmen, und aus der Hiob, imgleichen aus den prophetiſchen Büchern de Schrift: denn hier ſind vortreffliche Stücke zu fin den. Z. E. vom Kampfe Goliaths und Davids.

* Ich habe ſchon oben a. d. 44 Seite die Beſchreibun Hiobs vom Pferde angeführet. Man nehme aus den 40 und 41 Cap. den Behemoth und Leviathan dazu Die erſte lautet ſo; und geht auf das Rhinoceros:

Siehe, der Behemoth, den ich neben dir gemacher habe frißt Heu, wie ein Ochs. Seine Kraft iſt in ſeinen Len den, und ſein Vermögen im Nabel ſeines Bauches. Sein Schwanz ſtrecket ſich wie ein Cederbaum; ſeine Knochen ſind wie feſtes Erz, ſeine Gebeine wie eiſerne Stäbe. Die Berge tragen ihm Kräuter, und alle wilde Thiere ſpielen daſelbſt. Er liegt gern im Schatten, im Rohre, und i Schlamme verborgen. Das Gebüſch bedecket ihn mit ſ nem Schatten, und die Bachweiden verhüllen ihn. Sie er ſchlucket in ſich den Strom, und achtets nicht groß; u läßt ſich dünken, er wolle den Jordan austrinken.

9. §. Aus weltlichen Schriftſtellern iſt die B ſchreibung der Venus im Virgil ſchön, im 1. der Aeneis, als ſie dem Aeneas erſcheint.

Virginis os habitumque gerens, et virginis arma
Spartanæ; vel qualis equos Threïſſa fatigat
Harpalyce, volucremque fuga præverterit Hebrum.
Namque humeris, de more, habilem ſuſpenderat arc
Venatrix, dederat comam diffundere ventis;
Nuda genu, nodoque ſinus collecta fluentes. d. i.

Venus erſchien ihm in Geſtalt und Kleidung einer Jungfrau, trug Waffen, nach Art einer jungen Spartanerinn; oder wie die Thrazerinn Harpalyce ſie zu führen pfleget, wenn ſie zu Pferde den ſchnellen Hebrus übereilete. Denn ſie hatte, nach Gewohnheit der Jägerinnen, einen geſchickten Bogen über der Schulter hängen, und ließ ihre Haare in den Wind fliegen. Ihr Knie war bloß; und ihr flatterndes Kleid in einen Knoten aufgeſchürzet.

Nach einer ſolchen Beſchreibung kann ein Maler die Venus ſchildern. Man nehme auch die Beſchreibung der verliebten Dido dazu, imgl. der Jagd, die ſie anſtellet, u. d. gl.

10. §. Aus einem neuern Dichter auch eine Stelle, zu brauchen, nehme ich die Beſchreibung des Ulyſſes, aus Opitzens II. B. der Troſtgedichte. Dieſe kann man von Anfängern proſaiſch überſetzen laſſen.

Sehe, was Ulyſſes thut! ſein Schiff wird durch die Winde
Und Wellen angeſtürmt; geſtoßen auf die Gründe;
Geführet in die Luft; geworfen hin und her:
Es legt ſich wider ihn der Himmel und das Meer.
Was richten ſie doch aus? Die andern fremden Waaren,
Gefährten, Ruder, Rauh, Geld, Silber läßt er fahren;
Zeucht auch die Kleider aus, und wirft ſie willig hin:
Nur was ſein eigen iſt, kann niemand ihm entziehn.
Wie ſchön die Stimme klingt der liſtigen Sirenen,
Vermag ſie doch für ihn ſo lieblich nicht zu tönen:
Er ſegelt doch davon! Was Circe thut und macht,
So wird er dennoch nicht von ſeiner Art gebracht.
Der Cyklops will ihm zu, der große Menſchenfreſſer!
Die Zähne wäſſern ihm: Ulyſſes weis es beſſer!
Wo ſonſt kein Mittel hilft, das zwingt er durch den Wein,
Und ſtößt der Beſtien das Stirnenfenſter ein.
Sein unverzagter Geiſt, ſein Geiſt, erzeugt zu Kriegen,
Zu Ehren angewöhnt, der kann ſonſt nichts, als ſiegen;
Als immer oben ſeyn. Er ſchöpft kein Waſſer nicht;
Und bleibet, wie er iſt, wenn Maſt und Boden bricht.

11. §. Aus einem alten Geſchichtſchreiber gebe ich zuförderſt des Salluſtius Abſchilderung des Catilina zum Exempel; die jederzeit für ein Meiſterſtück gehalten worden.

* Lucius Catilina, nobili genere natus, fuit magna vi et animi et corporis; ſed ingenio malo pravoque. Huic ab adoleſcentia bella intestina, cædes, rapinæ, discordia civilis, grata fuere, ibique juventutem ſuam exercuit. Corpus patiens inediæ, algoris, vigiliæ, ſupra quam cuiquam credibile eſt. Animus audax, ſubdolus, varius, cujuslibet rei ſimulator et diſſimulator, alieni appetens, ſui profuſus; ardens in cupiditatibus; ſatis eloquentiæ, ſapientiæ parum. Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta ſemper cupiebat. Hunc poſt dominationem Sullæ lubido maxima invaſerat reipublicæ capiundæ; neque id, quibus modis aſſequeretur dum ſibi regnum pararet, quidquam penſi habebat. Agitabatur magis magisque in dies animus ferox, inopia rei familiaris et conſcientia ſcelerum; quæ utraque his artibus auxerat, quas ſupra memoravi. Incitabant præterea corrupti civitatis mores; quos peſſima ac diverſa inter ſe mala, luxuria atque avaritia vexabant etc. D. i.

Lucius Catilina, aus edelm Geſchlechte gebohren, war an Seelen- und Leibeskräften groß; aber von böſem, gottloſem Gemüthe. Von Kindheit an hatte er an innerlichen Kriegen, Mord, Raub und bürgerlicher Zwietracht ſeine Luſt gehabt; und ſeine Jugend darinn geübet. Sein Körper konnte Hunger, Froſt und Wachen beſſer erdulden, als es jemand glauben kann. Sein Geiſt war kühn, verſchlagen, wankelmüthig, und hatte gelernet ſich zu ſtellen und zu verſtellen. Nach fremden Gute ſtrebte er, und verſchwendete das Seine. Von böſen Begierden war er entbrannt; an Beredſamkeit ſo ſtark, als ſchwach an Weisheit. Kurz, ſein unerſättliches Herz ſtrebte nach lauter unmäßigen, unglaublichen und gar zu hohen Dingen.

Nach

Nach des Sylla Tyranney, war ihm die heftigste Begierde angekommen, sich der Republik zu bemächtigen: und es war ihm gleichviel, durch was für Mittel das geschähe, wenn er nur zum Reiche gelangete. Von Tage zu Tage ward sein wildes Gemüth durch seine zunehmende Armuth und das Bewußtseyn vieler Schandthaten, je mehr und mehr bestürmet: beydes aber hatte er sich durch oberwähnte Künste zugezogen. Außer dem reizten ihn die verderbten Sitten der Stadt; die durch zwey unerträgliche Uebel, die Schwelgerey und den Geiz, geplaget ward.

12. §. Eine löbliche Abschilderung soll mir Sidonius Apollinaris, von dem Könige der Westgothen, Theodorich, geben. Sie steht bey Cassiodors Werken, in der Ausgabe die 1622. bey Aurel. Allobrogum in 8. herausgekommen. Weil sein Latein nicht sehr schön ist: so will ichs nur übersetzt mittheilen.

Es ist ein Herr, der werth ist, auch von denen gekannt zu werden, die ihn nicht täglich sehen: so sehr haben Gott und die Natur seine Person mit Gaben und Vollkommenheiten beseliget. Seine Sitten aber sind so unsträflich, daß ihnen auch der Neid gegen einen Regenten, nicht einmal den Ruhm entziehen kann. Will man seine Gestalt wissen; so ist er wohlgebildet, kleiner als die längsten, und größer als die mittelmäßigen Staturen sind. Sein Scheitel ist rund, und etwas über der Stirne sträubet sich sein Haar kräuselnd nach dem Wirbel. Sein Nacken liegt nicht auf den Schultern an; und beyde Augen krönet ein rauher Bogen von Haaren. Schlägt er aber die Augen nieder, so reichen die Wimpern fast bis auf die halben Wangen. Seine Ohrlappen werden, nach den Sitten seines Volkes, von den überhängenden Haaren bedecket.

Seine Nase hat eine zierliche Krümme; seine Lippen sind dünne, und sein Mund ist nicht unmäßig breit. Die Haare in der Nase läßt er sich täglich ausputzen. Der Bart, der ihm bis in die Schläfe wächst, wird unten täglich

von einem Balbier bis an die Backen, mit einer Zange aus der Wurzel gerupfet. Sein Kinn, Schlund und Hals, die nicht dick, aber doch völlig ſind, gleichen der Milch an Farbe; und miſchen ſich bey nähern Anblicke, mit einer jugendlichen Röthe. Denn dieſe Farbe giebt ihm öfters nicht der Zorn, ſondern die Schamhaftigkeit. Seine Schultern ſind fleiſchicht rund: ſeine Oberarme ſtark, die untern hart, die Hände aber offen. Die Bruſt ſteht über dem Bauch hervor, u. ſ. w.

Will man ſein tägliches Thun, welches ins Auge fällt, durchſuchen: ſo beſuchet er in einem ſehr kleinen Gefolge die frühen Andachten ſeiner Geiſtlichen, ſehr fleißig: ob man gleich, vertraulich zu reden, ſagen kann: daß er ſolches mehr nach der Gewohnheit, als aus Ehrfurcht gegen ſie thut. Den übrigen Morgen bringt er mit Regierungsgeſchäften zu. Bey ſeinem Stuhle ſteht ein gewaffneter Ritter. Um die Trabanten in Prizen nicht abzuweiſen, läßt man ihnen zwar einen Zutritt: damit ſie aber kein Geräuſch machen, müſſen ſie wieder hinaus. So murmeln ſie denn vor den Thüren, außer ſeinem Cabinette, doch innerhalb des Vorſaales.

Indeſſen höret er die hereingelaſſenen Geſandten der Völker, und antwortet wenig. Wird von etwas wichtigen gehandelt; ſo verſchiebt ers; ferriget man etwas aus, ſo beſchleunigt ers. Es iſt zwey Uhr; darum ſteht er auf vom Throne, und beſieht entweder ſeine Schätze, oder ſeine Pferde. Zieht er auf die Jagd, ſo dünkt es ihn nicht königlich, den Bogen ſelbſt an der Seite zu tragen. Zeiget man ihm aber von weitem ein Wild oder Geflügel: ſo ſtrecket er die Hand nach hinten: und ein Diener reicht ihm denſelben ungeſpannt. Denn wie ers für kindiſch hält, ihn im Futterale zu tragen, alſo ſchätzet ers für weibiſch, ihn geſpannt zu nehmen. Er zieht ihn alſo ſelbſt auf, legt den Pfeil darauf, fraget, was er ſchießen ſoll: und was man wählet, das trifft er.

Kömmt man an ſeine Tafel, die in Werktagen einer gemeinen gleicht: ſo trägt da kein ſuſzender Diener, eine

Menge

Menge ungenutztes Silberwerks auf den ſinkenden Tiſch. Das gröſte Gewicht iſt in ſeinen Reden; denn es wird entweder nichts, oder etwas ernſthaftes erzählet. Die Speiſen gefallen durch die Zurichtung, nicht durch die Koſtbarkeit; die Gerichte durch die Reinlichkeit, nicht, nach der Schwere. Die Becher und Schalen werden ſo ſparſam herumgetrunken, daß eher der Durſt ſich darüber beſchweren, als die Trunkenheit ſie abſchlagen kann. Kurz, man ſieht hier die griechiſche Zierlichkeit, den galliſchen Ueberfluß, die italieniſche Geſchwindigkeit, eine öffentliche Pracht, einen heimlichen Fleiß, und eine königliche Hauszucht.

13. §. Es fehlen uns noch Exempel von Beſchreibungen der Oerter, Gebäude, Sitten, Mahlzeiten, und andrer ſolcher Dinge. Dieſe alle kann ich am beſten geben, wenn ich aus des Redners Priſcus, Geſandſchaft an den Attila, die Abſchilderung dieſes alten Weltbezwingers ins Kurze ziehe.

Nachdem Attila angekommen, und voran gereiſet war, folgten wir ihm bis an einen groſſen Fluß, (in Ungarn) wo ſeine Reſidenz war. Das Haus, welches er hier bewohnte, ſolte das höchſte und prächtigſte von allen ſeyn. Es war von Holze, und aus glatt gehobelten Bretern gemachet, auch ringsum, nicht etwa zur Beſeſtigung, ſondern zum Zierrathe, mit einer hölzernen Wand umgeben. Seines oberſten Bedienten Haus ſtund zunächſt bey ſeinem, und war gleichfalls mit einem bretternen Zaune umgeben; aber nicht ſo ſchön als jenes. Nicht weit davon ſtund eine ſteinerne Badſtube: ob gleich in der Gegend weder Steine noch Wälder zu finden waren.

Als Attila hier ankam, zog ihm eine Anzahl junger Mädchen entgegen, die gliederweis zu ſechſen giengen, ſchöne weiſſe und feine Tücher, die ziemlich lang waren, mit ihren Händen über ihren Häuptern trugen, und allerley ſcythiſche Reden ſungen. Als er vor des Gemahls bedienten

Haus kam, ſprang deſſen Gemahlinn mit einer Menge Aufwärterinnen hervor, und brachte ihm allerley Arten von Speiſen und Weinen. Aus Höflichkeit nahm Attila etwas davon, und aß zu Pferde: indeſſen daß ſeine Bedienten einen ſilbernen Himmel über ſeinem Haupte hielten. Wir Geſandten bekamen Befehl, in dieſem Hauſe zu bleiben: Attila aber begab ſich in ſeinen Palaſt, der höher gelegen war. Des Abends leiſtete uns des Staatsbedienten Gemahlinn Geſellſchaft: weil ihr Gemahl dem Attila von ſeiner Reiſe Bericht abſtatten mußte.

Des folgenden Tages brachte ich der Königinn Kreka, des Attila Gemahlinn, die Geſchenke. Ich fand ſie in einem ſauber gezimmerten und überaus glatt gehobelten Hauſe wohnen. Sie lag in ihrem Zimmer auf einem Teppiche; wie denn auch der ganze Fußboden mit Teppichen bedecket war: ihre Dienerinnen aber ſaßen um ſie her, und webten allerley bunte Zierrathe zu ihrer Kleidung.

Als ich wieder heraus gieng, verſammlete ſich viel Volkes vor des Attila Hauſe: welcher dann heraus kam, und ſich auf den Richterſtuhl ſetzte. Vielen Streitenden ſprach er auch ſelbſt Recht; hernach begab er ſich wieder hinein, den Geſandten fremder Fürſten Gehör zu geben. Wir aber wurden zu ſeiner Tafel eingeladen.

Die Mahlzeit war um die neunte Tagesſtunde (um 3 Uhr), und die römiſchen Geſandten waren auch dabey. Kaum traten wir über die Schwelle des Tafelzimmers, als uns der Mundſchenk einen Becher brachte, um noch vor Tiſche unſre Wünſche zu thun: das iſt, auf des Attila Geſundheit zu trinken. Darauf ſetzten wir uns auf Stühle, die rings um die Wände des Zimmers ſtunden. In der Mitte ſaß Attila auf einem Ruhebette; die vornehmſten Gäſte ihm zur Rechten, die geringern zur Linken. Sein Staatsbedienter ſaß über die beyden königlichen Prinzen: deren älteſter viel niedriger ſaß, als Attila; und wegen ſeiner Gegenwart die Augen ſchamhaft niederſchlug.

Als

Als alle ſaßen, kam der Mundſchenk mit einer Schaale voll Weins, die er ihm überreichte. Attila nahm ſie, und trank der vornehmſten Gäſte Geſundheit; welche ſo lange aufſtunden, bis er getrunken hatte. Die Gäſte thaten ihm gleiche Ehre: wobey er aber ſitzen blieb. Und ſo mußten ſie nach der Ordnung, wie ſie ſaßen, gleiche Becher trinken.

Er ſelbſt ſaß an ſeinem Tiſche allein: an den andern Tiſchen rechts und links ſaßen drey, vier, oder mehr Gäſte: deren jeder ſich nach Belieben, mit ſeinem Meſſer etwas nehmen konnte. Darauf kam des Attila Bedienter mit einem hölzernen Teller voller Fleiſch; dahingegen die Gäſte mit ſilbernen Tellern bedienet wurden. Attilla aß nur von dem einzigen Gerichte, trank auch nur aus einem hölzernen Becher; da wir andern aus goldenen und ſilbernen trinken mußten.

Auch ſein Kleid war ſchlecht, und nichts beſſer, als der andern ihre; außer daß es ganz einträchtig und von einer einzigen Farbe war. Weder ſein Schwert, noch ſeine Schuhe, noch der Zaum ſeines Pferdes, waren mit Golde oder Edelſteinen gezieret; obgleich ſolches die andern Scythen ſo hatten.

Als die erſte Tracht der Mahlzeit verzehret war, ſtunden alle Gäſte auf; ſetzten ſich auch nicht eher wieder, bis ſie ein Trinkgeſchirr, das man ihnen brachte, auf des Attila Wohlergehen getrunken hatten. Hierauf brachte man die zweyte Tracht: und als dieſe verzehret war, machte man es mit dem Trinken eben ſo, wie vorhin.

Als es dunkel ward, und die Tafel vorüber war, traten zweene Scythen vor den Attila, und ſungen ihm Lieder vor; die ſie auf ſeine Siege und kriegeriſche Tugenden gemachet hatten: und alle Gäſte waren ſehr aufmerkſam dabey. Einige ergetzten ſich an den Verſen: andre erinnerten ſich der vorigen Kriege; andern floſſen die Thränen über die Wangen; weil ſie nunmehr ſo alt und kraftlos geworden, daß ſie nicht mehr zu Felde ziehen konnten.

Dar-

Darauf kam ein närriſcher Kerl, der allerley abgeſchmackte Poſſen trieb, und durch ſein Plappern allen Anweſenden ein Gelächter erweckte. Ihm folgte noch ein andrer, zucklichter und ſonſt ungeſtalter Luſtigmacher, der bald lateiniſch, bald gothiſch, bald hunniſch durcheinander redete, und allen ein ſolches Gelächter abnöthigte, das nicht zu ſtillen war.

Nur Attilla blieb allezeit, ohne alle Veränderung, bey einerley Geſichte; außer daß er ſeinen jüngern Sohn, der herein kam, freundlich anſah, und ihm auf die Backen klopfte. Er hieß Irnaſch: und die Wahrſager hatten ihm verkündiget, daß ſelbiger dereinſt ſein Geſchlecht fortpflanzen würde.

14. §. So viel mag von Beſchreibungen genug ſeyn. Vernünftige Lehrer werden aber ihre Untergebenen auch aus eigenem Kopfe, Städte, Kirchen, Gärten, Gegenden, und andre Dinge, die ſie ſelbſt kennen und geſehen haben, beſchreiben laſſen.

III. Hauptſtück.

Vom Loben und Verwerfen.

1. §.

Eine neue Uebung der Schreibart kann das Loben und Beſtrafen jungen Leuten an die Hand geben: wenn ſie nur recht geleitet werden, Perſonen und Sachen zu loben, die lobwürdig ſind; ſolche aber zu verwerfen, die wirklich beſtrafet zu werden verdienen.

So

* Sowohl Theon, als Aphthonius, haben gleichfalls diese Uebung angerathen, ob sie es gleich in einer andern Ordnung gethan haben. Ich setze sie unmittelbar nach den Beschreibungen, weil sie damit eine Verwandschaft hat. Wer etwas recht beschreiben kann, der sieht auch leicht, ob es Lob, oder Tadel verdienet.

2. §. Das Lob ist eine Erzählung des Guten, das etwas an sich hat. Man lobet aber entweder Personen, oder Sachen, Zeiten, Oerter, Thiere und Pflanzen. Alle diese Dinge haben viel Gutes an sich, das gelobet zu werden verdienet.

* Doch wollen wir hier noch nicht lehren, völlige Lobreden zu machen. Dieses wäre für Anfänger zu schwer. Wir wollen nur junge Leute üben, auf das Gute, das ein Ding an sich hat, acht zu geben, und dasselbe geschickt vorzutragen.

3. §. Alles kömmt darauf an, daß man wisse, was eigentlich ein Lob verdienet. Dieses lehret nun einestheils die Vernunft: wenn man verschiedenes mit einander vergleicht, und bemerket, welches an sich vollkommener, oder uns und andern nützlicher ist.

* So ist z. E. ein Pfau an sich selbst ein schönes; eine Gans, Ente, oder ein Huhn aber, ein weit nützlichers Thier. Ein Hirsch ist schöner und ansehnlicher, als ein Rind, oder Schaaf; dieß aber viel brauchbarer. Eine bunte Tulpe fällt besser ins Auge; ein Veilchen aber hat einen bessern Geruch.

4. §. Wer also eine gute Kenntniß und Einsicht hat, die Eigenschaften der Dinge zu beurtheilen; der wird auch gut loben können. Wem es aber

aber daran fehlet, der fällt auf bloße Nebendinge, die kein wahres Lob abgeben.

Z. E. wenn einige an einer Perſon nur ihren Namen, ihre Aeltern, ihre Vaterſtadt, ihren Stand, und Reichthum, ihr Wapen und andre ſolche Nebenſachen loben. Denn bey dem allen, kann jemand noch ein ſehr ſchlechter Menſch ſeyn. Zum Spaße könnte ein Lehrer hier den Mickel Liſt, oder Lips Tullian, den Cartuſche, oder Mandrin, auf dieſe falſche Art loben laſſen, damit man die Ungereimtheit ſolcher Lobeserhebungen deſto beſſer begreifen möge.

5. §. Will man Menſchen loben, ſo iſt es entweder ein einzelner Menſch, oder ein ganzes Volk: z. E. die Deutſchen; oder die Einwohner einer Landſchaft, z. E. die Sachſen; oder die Bürger einer Stadt, z. E. die Leipziger.

* So könnte man auch die Aſiater, oder Europäer; imgleichen die alten Griechen, oder Römer; oder überhaupt die Alten, oder die Neuern loben. Man kann auch ganze Stände der menſchlichen Geſellſchaft, z. E. den Adel, den Bürger- oder Bauernſtand; die Gelehrten, oder die Soldaten loben: und was dergleichen mehr iſt.

6. §. An einzelnen Menſchen lobe man nichts, als was denſelben eigen iſt: ihre Leibes- und Gemüthsgaben, ihre Geſchicklichkeiten und Tugenden, ihr Wohlverhalten und ihre Thaten; zum Nutzen des gemeinen Weſens, oder der ganzen Welt überhaupt.

* Doch iſt bey dem erſten zu merken, daß ein Menſch ſeine Leibesgeſtalt nicht in ſeiner Gewalt hat: daher muß man es niemanden zur Laſt legen, wenn er nicht ſo anſehnlich iſt, als ein andrer. Gleichwohl dient es zur Zierde einer Perſon, wenn ſie auch wohl ausſieht. Exempel nehme man aus des Cicero Rede pro lege Manilia, wo er den Pompejus; imgleichen aus der pro Marcello, wo er

den Cäsar lobet. Ferner aus dem Livius, wo er den Hannibal rühmlich abschildert; oder aus dem Lucian, wo er den Demosthenes lobet. Bey uns lobe man Kaiser Karlen den Großen, Heinrichen den Vogler, Kaiser Friedrichen den I., Maximilian den I., Karlen den V. u. a. m.

7. §. Zum Lobe eines ganzen Volkes dienet sein Alterthum, seine Tapferkeit und seine Thaten, die Größe der Länder, die es bewohnet, bevölkert, oder erobert hat; die Geschicklichkeit in Künsten, die es erfunden, oder verbessert; die Helden und Gelehrten, die es hervorgebracht hat.

* Nach allen diesen Regeln kann man Deutschland sehr nachdrücklich loben: wozu ein geschickter Lehrer seinen Untergebenen die Materien mündlich an die Hand geben kann. S. meine Ode davon, in den Oden der hies. deutschen Gesellschaft.

8. §. Unter den Sachen die man lobet, stehen die Wissenschaften und Tugenden, die Künste und Handthierungen der Menschen oben an. Diese lobet man wegen der Gaben des Verstandes und des Witzes, die dazu gehören; der Schwierigkeiten, die sie haben, und des Nutzens, den sie geben.

Z. E. Das Lob der Weltweisheit, der Gesetze, der Mäßigkeit, der Tapferkeit, der Gerechtigkeit, der Dicht- und Redekunst, des Handels, des Ackerbaues, der mechanischen Künste, des Webens, der Schifffahrt, der Schulen, u. s. w. Hier ist ein großes Feld zu Uebungen. So hat die Fr. von Gomez das Lob der Beredsamkeit in dem Siege derselben: meine sel. Gattinn aber das Lob der Weltweisheit im Triumphe derselben, nebst der Geschichtkunde und Dichtkunst gelobet.

9. §. Was die Zeiten betrifft, so lobet man theils Jahreszeiten, z. E. Frühling, Sommer u. s. w. theils

theils die Zeiten Alexanders des Großen in der griechiſchen; oder Auguſts, in der römiſchen Gelehrſamkeit; theils die Zeiten des itzigen Jahrhunderts im Flore der Künſte und Wiſſenſchaften.

* Man kann auch die Zeiten des goldenen Weltalters, oder die Einfalt der patriarchaliſchen Zeiten; imgl. die Zeiten des alten Deutſchlandes, als noch Unſchuld und Redlichkeit darinn geherrſchet, zur Uebung loben.

10. §. Unter den Oertern, die man loben kann, verſteht man theils ganze Länder, theils Städte; die bald Reſidenzen, hohe Schulen, oder Handelsplätze ſeyn können: theils Landgüter, Gegenden, oder Palläſte, Gärten, Bäder, Luſthäuſer, Feſtungen, Seehäfen u. d. gl.

* Ein ſchönes Exempel hat man in des jüngern Plinius Briefen, von ſeinem laurentiniſchen Landgute. Ein anders ſteht in Virgils 1 Buche der Aeneis, von Karthago:

Vrbs antiqua fuit, Tyrii tenuere coloni etc.

Imgleichen ſteht in Opitzen eines von Zlatna oder Bielgut; in Kanitzen von Blumberg: welche ein geſchickter Lehrer zum Grunde einer proſaiſchen Uebung legen kann.

11. §. Man ſieht aber bey dem Lobe der Oerter auf ihr Alterthum, ihre Erbauer, erſten Regenten, Geſetzgeber, Erneuerungen, Verbeſſerungen, und merkwürdigen Schickſale; oder auf den Einfluß, den ſie ins gemeine Weſen, oder in die allgemeinen Welthändel gehabt haben.

* Man ſieht leicht, daß man hier, ohne die Hülfe der Chroniken oder Geſchichtbücher, nicht weit kommen wird: wenn man nicht ganz neu angelegte Gebäude, oder Gärten loben will.

12. §.

12. §. Sind es aber ganz neue Schlöſſer, Luſthäuſer, hohe Schulen oder Bibliotheken, Cabinetter und Gärten: ſo ſind doch die Erbauer und Stifter nicht zu vergeſſen; die gute Einrichtung, Weitläuftigkeit, Ordnung, Abtheilung, und andre Seltenheiten ſolcher Dinge aber billig herauszuſtreichen.

* Hierzu gehöret nur eine kleine Nachfrage, und die Aufmerkſamkeit, womit man dergleichen Dinge betrachtet. Ein Lehrer muß hier Dinge wählen, die entweder er, oder ſeine Lehrlinge wohl kennen. Z. E. das königliche Jagdſchloß Hubertsburg, den großen Garten bey Dresden, die Leipziger Bibliotheken, Cabinetter, Gärten; die Schlöſſer, Schönbrunn bey der Nymphenburg in Bayern, Carlsruhe, Herrnhauſen, Salzthal, Sansſouci, u. d. gl. die verſchiedenen gräflichen und adelichen Landhäuſern und Gärten in Sachſen, oder wo ſonſt dergleichen befindlich iſt.

13. §. Die Thiere kann man theils ernſtlich, theils auch ſpaßhaft loben. Das erſte hat bey denjenigen ſtatt, die von großer Schönheit, und vielem Nutzen ſind. Das andre aber bey ſolchen, deren Nutzen nicht ſehr ins Auge fällt, ja die wohl gar verächtlich ſind.

* Das Lob des Eſels vom Agrippa und Paſſeratius, der Mücke, und des Ciris beym Virgil, des Flohes vom Calcagnini, der Ameiſe von Melanchthon, der Laus vom Scaliger, und außer dem von der Laus, dem Elephanten, der Spinne, dem Schweine, der Fliege, u. d. gl. ſind bekannt. Dahin kann man auch das Lob des Podagra, der Magerkeit, des Fiebers, des Eyes, des Kothes, der Blindheit, u. ſ. w. rechnen, die man theils in der Sapientia Socratica, joco-ſeria, theils in den Diſſ. Ludieris et amoenitatum Scriptoribus finden kann, die 1644. zu Leiden in 12. herausgekommen ſind.

14. §. Von den Pflanzen ſind eben dergleichen Stücke zu merken. Einige kann man ernſtlich lehren, als die Eiche, die Tanne, den Oelbaum, Weinſtock u. d. gl. Andre nur zum Spaße, um den Witz und die Erfindungskraft zu üben.

* Zu der erſten Zahl gehöret ein altes Gedicht von Herrn Flachs und Frau Gerſtz; zu den letzten aber würde gehören, wenn man die Neſſeln, die Dornen, die Diſteln, oder andere giftige Kräuter lohen wollte. Genug, daß es an ſolchen Uebungen nicht leicht wird fehlen können.

15. §. Die Beſtrafungen, oder verworfenden Reden, könnte man zwar eben ſo vielfach eintheilen; wenn es rathſam wäre, jungen Leuten einen feuhzeigen Tadelgeiſt einzuprägen. Es iſt alſo am beſten, man laſſe ſie nur bloß gewiſſe laſterhafte Perſonen des Alterthums, oder die Laſter überhaupt beſtrafen lernen.

* So kann man den Phalaris, Tyrannen in Sicilien, den Sardanapal, den König Philipp von Macedonien, den Prinzen Paris, als den Räuber der Helena; den Hannibal, den Heroſtratus, der den Tempel der Diana zu Epheſus verbrannte, ja Alexandern den Großen, und Jul. Cäſarn beſtrafen laſſen.

16. §. Es geſchieht aber die Beſtrafung eines Böſen, ebenfalls durch die bittre Erzählung, theils ſeiner böſen Eigenſchaften, theils böſer Handlungen und Laſter eines Ruchloſen: die man dann mit dem Vorwurfe begleitet, daß er ſich weit beſſer hätte verhalten können, und ſollen.

Z. E. Wer bibliſche Exempel brauchen will, kann den Kain ſeinen Brudermord, den Eſau ſeine Verkaufung der

Erſt-

Eifergeburt, dem Achan seinen Diebstahl, dem Absalom seine Empörung, dem Ahitophel seine Untreue u. d. m. verweisen lassen. Aus dem N. T. kann man den reichen Mann, den verlohrnen Sohn u. a. m. bestrafen.

17. §. Die Vergrößerung der Schuld kann dadurch geschehen, wenn man zeiget: daß ein Mensch fromme Aeltern, gute Lehrmeister, lobwürdige Exempel, und sonst viele Ursachen gehabt, tugendhaft zu leben; auch die Strafen der Laster vorhersehen können.

*Dieß kann man auch bey ganzen Völkern und Städten brauchen: z. E. wenn man die erste Welt vor der Sündfluth, die Bürger zu Sodom und Gomorrha, die Juden vor der babylonischen Gefangenschaft, oder zur Zeit Christi, bestrafen wollte.

18. §. Laster überhaupt, oder einzelne insonderheit zu bestrafen, dazu gehöret schon einige Kenntniß der Sittenlehre; dadurch man zeigen kann: daß sie viel Böses nach sich ziehen, welches dem Lasterhaften auf dem Fuße folget; oder ihm doch die Strafe der Oberkeit und Gottes Zorn zuzieht.

*So kann man die Trunkenheit, das Spiel, den Müssiggang, die Zanksucht, das Fluchen, das Afterreden oder Lästern, die Wollust und Verschwendung, den Kleiderpracht, die unnütze Versäumung der edeln Zeit u. a. m. was der Jugend anzukleben pflegt, durcharbeiten lassen, um ihre Gemüther selbst zu bessern.

Lob des Redners Demosthenes.

Wenn Leute, die sich aus einem geringen Stande, und durch eigene Verdienste, hoch empor schwingen, allezeit mehr Bewunderung verdienen, als andre, die gleich durch ihre Geburt mit allen Vortheilen versehen sind: so

verdienet gewiß Demoſthenes ein beſonderes Lob. Seine Aeltern waren nämlich zwar ehrliche und rechtſchaffene, aber dabey arme und ſchlechte Leute. Sein Vater war nach einiger Meynung ein Grobſchmidt, nach andern ein Schwertfeger; den faſt niemand in Athen kannte. Juvenal ſaget in ſeiner X. Sat.

Dis ille adverſis genitus, fatoque iniſtro;
Quem pater, ardentis maſſæ fuligine lippus,
A carbone et forcipibus, gladioſque parente
Incude, et luteo Vulcano, ad Rhetora miſit.

Gleichwohl da dieſer einfältige Mann ſeinen Sohn in die Schulen der Weltweiſen und Redner ſchickte, ward ein ſo vortrefflicher Kopf aus ihm, der ſeiner Vaterſtadt die größten Dienſte leiſten konnte.

Dieſe war die berühmte Stadt Athen, ein Sammelplatz der Gelehrten, ja die Mutter aller griechiſchen Gelehrſamkeit; aus deren fruchtbarem Schooße eine große Menge der größten Männer in allen Arten entſproſſen. Sonderlich blühete daſelbſt die Weltweisheit, als die Mutter aller ſchönen Thaten und Worte; ferner auch die Muſik, Malerey, Dichtkunſt und Beredſamkeit. Plato ſelbſt ward der Lehrer unſers jungen Demoſthenes; und was konnte er von einem ſolchen Meiſter nicht für eine Erkenntniß faſſen; der auf den Spuren des Sokrates einherzog, und die Philoſophie im gemeinen Leben brauchbar zu machen ſuchete? Iſäus aber, ein großer Redner vorhergehender Zeiten, führte ihn zur Wohlredenheit an: einer Kunſt, darinn er ſchon einen Iſokrates, Perikles und Alcibiades zu Vorgängern hatte.

Kaum hatte er die Lehren dieſer großen Meiſter recht gefaſſet, als er anhub, als ein guter Patriot, ſeiner Vaterſtadt wahres Beſtes zu befördern, und ihr gutherzig denſelben, ihr wohlgemeynte Warnungen zu geben: daß ſie ſich vor des macedoniſchen Königs Philippus ausgedehnter Macht hüten ſolle. Er hielt nicht nur die [illegible] Reden wider dieſen herrſchſüchtigen Nachbar; ſondern er griff auch bey vorfallender Gelegenheit ſelbſt die [illegible] wider

wider ihn, und ward so ein tapfrer Kriegsmann: daß man ihn von einer Stufe zur andern beförderte; ja ihm endlich ganze Kriegsheere und Schiffsflotten anzuführen gab.

Zwar seine Leibesbeschaffenheit war anfangs nicht die stärkeste: und weder seine Stimme, noch seine Aussprache, noch die Kraft seiner Lunge, schien sich zu einem Redner zu schicken. Allein sein unermüdeter Fleiß, und sein brennender Eifer, seinen Mitbürgern auf öffentlichem Markte gute Anschläge zu geben, überwanden alle diese Schwierigkeiten. Er besserte seine böse Aussprache des Buchstabs R; durch unabläßige Bemühungen und besondere Kunstgriffe, er stärkte seinen kurzen Athem, und seine schwache Stimme, durch eine mäßige Lebensart, und viele Uebung im lauten Reden. Denn er strengete sich an, am Ufer des Meeres bey dem Brausen der Wellen so deutlich und stark zu reden, als ob er das Geräusch des athenienſischen Marktes zu überschreyen hätte.

Hatte ihm gleich sein Vater etwas Vermögen hinterlassen: so hatten ihn doch untreue Vormünder, durch Eigennutz und Nachläßigkeit darum gebracht. Er selbst aber erwarb sich durch Fleiß und Sparsamkeit ein solches Vermögen: daß er auch nachmals die Mauren der ganzen Stadt, auf eigene Kosten ausbessern lassen; und solches alles der Republik schenken konnte.

Wie groß nun durch sein Wohlverhalten sein Ruhm geworden, kann man daraus schließen: daß ihn theils Philippus in Macedonien für seinen mächtigſten Feind in der Welt hielt; und der König von Persien sogar mit Hochachtung von ihm redete. Seine Mitbürger aber beschenkten ihn einmal öffentlich, durch einhälligen Schluß, für alle der Vaterstadt geleistete Dienste, mit einer goldenen Krone.

Er krönete auch sein Leben, durch einen eben so edeln Tod. Denn als ihn Alexanders Nachfolger gefangen nehmen wollte, so stach er für die Freyheit des Vaterlandes. Ganz Athen bedauerte sein Ende. Die Weiber fasteten darüber an dem Feste der Ceres: die Republik aber tich-

trete ihm zu Ehren eine Bildsäule auf; und verordnete: daß allemal der Aelteste aus seinem Geschlechte lebenslang ein öffentliches Gehalt genießen sollte.

Lob der Weisheit.

Die Weisheit ist zwar mehr eine Gabe Gottes, als das Werk eines Menschen; weswegen auch die Heyden ihre Pallas aus dem Gehirne Jupiters hergeleitet haben: gleichwohl ist sie es doch werth, daß alle vernünftige Menschen nach ihr streben. Und in eben dieser Absicht ist es billig, sie allen anzupreisen: wiewohl auch ihr bloßes Lob schon die Kräfte eines Anfängers übersteigt.

Wenn die Schrift von der Weisheit redet, so saget sie: dieselbe sey im Anfange der Schöpfung bey Gott gewesen. Sie habe ihn geleitet, seine Werke so und nicht anders zu machen. Sie habe den Grund der Erde geleget, und den Himmel ausgebreitet und gezieret. Sie habe endlich Thiere und Menschen geschaffen, auch alle Geschöpfe mit nöthigem Unterhalte versorget; kurz, alle Dinge habe sie aufs weiseste veranstaltet.

Kann man wohl etwas prächtigers von ihr sagen? Zumal da es wahr ist, daß Gott selbst durch seine Weisheit alle diese Dinge gethan hat. Der lebendige Odem aber, den Gott dem vornehmsten seiner irdischen Geschöpfe einbließ, was war der anders, als ein Funken seiner ewigen Weisheit? Dieser sollte dem Menschen in allem seinem Thun und Lassen leiten; und ihn lehren, sich zeitlich und ewig glücklich zu machen.

So viele nun von Adams Nachkommen die Stimme dieser innern Rathgeberinn gehöret, und ihr gefolget sind; so viele hat man für weise Männer gehalten. Vor und nach der Sündfluth gab es einige wenige unter den Erzvätern. Selbst außer dem Geschlechte Abrahams fand sich ein weiser Hiob, mit seinen Freunden; ein Bethro, und ein Bileam u. a. m. Allein niemand that es dem Salomon gleich: dessen Weisheit auch eine weise Königinn aus Arabien bewundern mußte.

Aegy

Aegypten und Griechenland haben, vor allen andern Völkern, den hohen Werth der Weisheit erkannt. Von diesen Völkern hat sie sich auf alle andre, in allen Welttheilen ausgebreitet. Sie hat überall weise Gesetze gegeben, gute Anstalten in Städten und Ländern gemachet: Bündnisse geschlossen und gehalten, und das Heil der Menschen, wo nicht allemal erreichet, doch gewiß zum Zwecke gehabt.

Der Weisheit unsrer Vorfahren haben wirs zu verdanken, daß wir in Sicherheit, in Friede und Ruhe leben; und Aeltern ihre Kinder erziehen und versorgen; daß Kinder ihre Aeltern ehren; daß Schulen und Akademien gestiftet worden; daß Religion und Wissenschaften im Schwange gehen; daß Handel und Künste blühen, und daß wir noch itzo von weisen Regenten beherrschet werden.

Wer also den hohen Werth der Weisheit nicht einsehen wollte, der würde dadurch zu verstehen geben: daß er mehr zu der Zahl unvernünftiger Thiere, als der Menschen zu zählen sey. Wenigstens hat Griechenland seine sieben Weisen allezeit sehr hoch geschätzet. Warum sollten wir denn diejenigen nicht verehren, die unser Vaterland schon in den ältesten Zeiten gesittet und weise gemacht haben? Dahin gehören Karl der Große, Kaiser Heinrich der I. Friedrich der I. Maximilian der I. ja auch die großen Weltweisen Leibnitz und Wolf; deren Andenken bis auf die spätesten Zeiten leben wird.

Lob Karls des Großen.

Was unter den Egyptiern vormals Osir, unter den Griechen ein Orpheus, unter den Römern ein Romulus und Numa gewesen, das ist in alten Deutschlande Karl der Große gewesen. Er fand sein Vaterland an Sitten rauh, an Verstande einfältig, an Leibesart groß, von Künsten und Handel entblößet, und fast ohne alle Religion. Alle diese Mängel nun hat er abgestellet, und so viel an ihm gewesen, die deutschen Völker in einen glücklichern Zustand zu setzen gesuchet.

Von Perſon war er ſehr groß und anſehnlich, von Kräften ſtark, an Gemüthsgaben vortrefflich, von Jugend auf wohl unterwieſen, und mit einer edlen Ehrliebe verſehen. Sein Herz liebte lauter große und löbliche Dinge: ſonſt aber hatte er faſt keines von den Laſtern andrer Prinzen an ſich, die vor ihm die Franken beherrſcht hatten.

Kaum war er ſeinem Vater Pipin, dem kleinen, in der Regierung des fränkiſchen Reiches, diſſeits und jenſeits des Rheins gefolget, als er ſichs angelegen ſeyn ließ, die deutſchen Völker in beſſere Verfaſſungen, und zu beſſern Sitten zu bringen. Er gab weiſe Geſetze; er ſetzte Obrigkeiten, und ließ die Gerechtigkeit Hand haben: allein er ſah wohl, daß ohne einen gebeſſerten Verſtand, kein Volk ſanft von Sitten und Lebensart werden könnte. Daher ſammlete er die alten Lieder der deutſchen Poeten, um dieſe Ueberbleibſel der alten Weisheit zu erhalten, und bey ſeinen Völkern gemeiner zu machen.

Er that noch mehr. Er bemühete ſich ſo gar die Sprache ſeines Volkes zu verbeſſern. Er gab den Monathen deutſche Namen, und nennte ſie Wintermond, Hornung, Lenzmond, Oſtermond, Wonnemond, Brachmond, Heumond, Aehrenmond, Herbſtmond, Weinmond, Windmond, Chriſtmond. Er benennte auch die zwölf Hauptwinde deutſch, indem er die vier Hauptgegenden Oſt, Süd, Weſt und Nord, verſchiedentlich zuſammen ſetzte: ja er ſchrieb ſo gar eine deutſche Sprachkunſt: um dadurch die Mundart ſeiner Völker richtiger und angenehmer zu machen. Nur Schade! daß ſelbige verlohren gegangen.

Was ſoll ich von ſeinen Heldenthaten ſagen? Die Lombarden in Welſchland, die Saracenen in Spanien, die Sachſen und Wenden in Deutſchland, ja ſo gar die Dänen und Hunnen haben die Stärke ſeines Armes und Schwertes empfunden. Alle ſeine Kriege waren lauter Siege: auch er bezwang alſo nicht nur den ſchönſten Theil von Europa; ſondern erlangte auch die größte Belohnung ſeiner Siege, nämlich die Kaiſerkrone. Dieſe brachte er

zuerſt

zuerſt auf die Franken, das iſt auf die Deutſchen: und ſeitdem hat Deutſchland ſo zu reden, eine neue Monarchie geſtiftet, die eine würdige Nachfolgerinn der längſt erloſchenen römiſchen heiſſen konnte.

Und wie viel hat ihm nicht das Chriſtenthum zu danken? Er breitete ſeine Lehren unter den heydniſchen Sachſen aus; ſtiftete Bisthümer und Klöſter zur Ausbreitung des Glaubens; rief gelehrte Männer in ſeine Lande; und richtete hohe Schulen auf, um Wiſſenſchaften und Künſte fortzupflanzen, ohne welche das Chriſtenthum nicht beſtehen kann. Kurz; Karl iſt auf alle Weiſe groß geweſen.

Sein Ruhm breitete ſich auch bis in den fernſten Orient aus. Die Kaiſer zu Conſtantinopel nahmen ihn willig zu ihrem Geſellen in der Kaiſerwürde an. Die Könige von Perſien verehrten ihn, und ſuchten durch Geſandten ſeine Freundſchaft. Die Saracenen in Spanien fürchteten ihn; die Könige in England und Dännemark, ſowohl als die Wenden und Hunnen ſcheueten ſeine Macht. Und ſo ſtarb er endlich an Ruhm und Jahren ſatt, indem er mehr als ein unſterbliches Andenken ſeiner Thaten hinterließ.

Das Lob der Beredſamkeit.

Wenn jemals die Redekunſt jemanden nöthig geweſen iſt; und wenn irgend einem die Göttinn Suada ihren Beyſtand geleiſtet hat: ſo ſollte ſie mir itzo beyſtehen, und zu Hülfe kommen; da ich willens bin, ſie ſelbſt zu loben. Allein ich weis freylich, daß ihre Beſcheidenheit ſolches nicht zulaſſen wird: folglich werde ich mich genöthiget ſehen, ſie aus eignen Kräften, ſo ſchwach ſie auch ſeyn dürften, zu preiſen.

Iſt aber jemals eine Kunſt ſchätzbar geweſen, ſo iſt es gewiß die Beredſamkeit. Derjenige, der die ſtammelnde Zunge Moſis beredt machte, dem Pharao ſeinen Willen zu verkündigen; der einen Samuel, David und Salomon mit ſeinen Gaben ausrüſtete; und der endlich ſo viele Pro-

pheten und Apoſtel mit ſeinem Geiſte begnadete, ſeine Wunder auszuſprechen; eben der iſt auch der beſte Bürge dieſer vortrefflichen Gabe zu nennen.

Stammet ſie alſo vom Himmel ſelber her: was iſt es denn Wunder, daß ſie auch von den älteſten Zeiten her, zum Dienſte der Religion, und zu Behauptung der Tugend gebrauchet worden? Predigte nicht Noah durch ſie den Namen des Herrn? Drohete ſie nicht durch den Noah der roſten Welt den Untergang? Ja! ſie, und ſonſt niemand, hat das jüdiſche Volk ſo oft vor der Abgötterey bewahret, und zum Dienſte des wahren Gottes angeführet. Sie hat durch den Mund Johannis des Täufers, Buße und Vergebung der Sünden geprediget. Sie hat durch den Mund Chriſti, der da gewaltig redete, alle Schriftgelehrten und Phariſäer beſchämet. Sie hat durch die feurigen Zungen der Apoſtel viele tauſend Seelen bekehret; einen Felix und Agrippa zum Zittern gebracht, und nachmals überhaupt die Lehre Chriſti bis ans Ende der Erden ausgebreitet.

Und was hat ſie nicht ſelbſt unter den Heyden für Wunder gethan? In Griechenland zog der beredte Mund eines Orpheus und Amphions, die rohen Menſchen aus den Wildniſſen, in Dörfer und Städte zuſammen. Die Beredſamkeit führte gute Ordnungen und Geſetze ein; ſie ſchloß Bündniſſe und Friedensſchlüſſe; ſie beſchützte die Tugend vor Gerichte, und klagte die Laſter an; ſie lehrte endlich in dem Munde eines weiſen Sokrates die Athenienſer ihre Pflichten, und ſchützte die Freyheit dieſer Republik gegen den Philippus, durch die donnernden Lippen eines Demoſthenes.

Was ſoll ich von Rom ſagen? Auch hier hat die Beredſamkeit von des Cethegus und alten Cato Zeiten an, bis auf die Zeiten eines Plinius, ſo manchen Cicero hervorgebracht, der die Freyheit und Tugend in Schutz genommen, die Laſter vor Gerichte verfolget, die Unterdrücker des Volkes beſtrafet, Meutereyen geſtöret, und die heilſamſten Anſchläge der Staatskunſt öffentlich unterſtützet.

Kurz,

Kurz, so lange die Beredsamkeit blühete, stand es auch um Rom noch wohl: und sie gieng allererst unter der ungerechten Macht tyrannischer Kaiser zu Grunde.

O wie viel Ursachen hat man denn nicht, auch heute zu Tage, diese edle, diese schätzbare Kunst der Beredsamkeit zu ehren, und zu lieben! Durch sie verkündigen die Diener Gottes sein heiliges Wort, und befördern die Seligkeit ihrer Zuhörer. Durch sie werden Lehren auf hohen und niedrigen Schulen berühmt, und beliebt. Durch sie wird bey Hofe das Band der Staaten, die Freundschaft mit benachbarten Fürsten; auf Rathhäusern aber Recht und Gerechtigkeit gehandhabet. Wer kann sich also entbrechen, diese Königinn aller Künste nicht hoch zu schätzen und zu bewundern!

Beyspiele des Tadels.

I. Bestrafung des Erfinders der neuen Welt, Christoph Columbus.

Wenn es wahr ist, daß diejenigen Tadel und Bestrafung verdienen, die dem menschlichen Geschlechte einen merklichen Schaden zufügen; es seiner Ruhe und Tugend berauben, und allen Lastern Thür und Thor öffnen: so verdienet gewiß Christoph Columbus vor allen andern diese Strafe, bloß darum, weil er die neue Welt erfunden hat.

Man sage nicht, daß ihm Europa innendlichen Dank schuldig sey: weil er, als ein großer Geist, uns die andre Hälfte der Erdkugel besser kennen gelehret. Es ist wahr, diese Erkenntniß haben die Weltweisen ihm zu danken: allein mit dieser Erweiterung der Wissenschaft, hat er zugleich viel Böses nach Europa gebracht, welches diesen geringen Nutzen, weit, weit überwiegt.

Will man mir die unsäglichen Reichthümer und Schätze entgegen setzen, die America uns seit drittehalbhundert Jahren, an Gold, Silber und Edelsteinen geliefert hat:

ſu werde ich ſolches nicht läugnen. Allein eben dieſe Schätze, eben dieſe unzählbaren Reichthümer ſind das große Uebel, womit Columbus die alte Welt, durch ſeine Erfindung der Neuen, überſchwemmet hat.

Die edle Einfalt der Sitten, die in Europa geherrſchet; die Genügſamkeit und Arbeitſamkeit; die Mäßigkeit in Speiſen und Kleidungen, ſo vor drey und mehr Jahrhunderten bey uns im Schwange giengen, ſind leider! durch nichts, als durch das americaniſche Gold verlohren gegangen. Hingegen ſind mit ſeinen Silberflotten auch zugleich Pracht und Verſchwendung, Ueppigkeit und Schwälgerey bey allen europäiſchen Völkern eingeführet worden.

Da noch kein Gold nicht war, da war die goldne Zeit!

ſo ſaget Opitz, einer unſerer größten Dichter. Und das zwar mit Rechte. Denn bloß die Begierde nach dieſem glänzenden Kothe, hat unzählige Laſter in die Welt eingeführet. Geiz, Ungerechtigkeit, Verſchwendung, und hundert andre Laſter, haben alſo neue Nahrung, neues Futter bekommen, ihr ſchädliches Gift weiter bey uns auszubreiten, ſeitdem Columbus die neue Welt erfunden hat.

Und wo bleibt noch die ſchädliche Bekanntmachung des Rauch- und Schnupftabacks; der bloß aus Amerika zu uns geführet worden? Wo bleiben viele garſtige Krankheiten, die aus America zuerſt zu uns gekommen, und ſo ſchändlich als unheilbar ſind? Wo bleibt eine Menge grauſamer Blutvergießungen, die von den Spaniern unter den einfältigen Americanern angerichtet worden? Und was für grauſame Kriege ſind nicht endlich, ſelbſt unter den europäiſchen Mächten, bloß über den Beſitz und Handel americaniſcher Lande entſtanden? Ich ſchweige noch des barbariſchen Sclavenhandels, der von den Seefahrern auf der africaniſchen Küſte getrieben wird: indem ſie die armſeligen Mohren nach peruaniſchen und mexicaniſchen Bergwerken ſchleppen, um ſie daſelbſt, als das verächtlichſte Vieh zu brauchen, und aller Vorrechte der Menſchheit zu berauben.

Wenn ich das alles erwäge; ſo muß ich nothwendig den unſeligen Columbus für einen von den bedaurnswürdigſten

ſten Menſchen halten. Denn ohne ihn würden alle dieſe Uebel nicht entſtanden ſeyn: und die alte Welt würde auch ohne die neue, glücklich und vergnügt haben leben können. Tauſend Einfältige, die izo als die Schlachtſchafe, nach den Weſtindien abgeführet werden; und entweder auf der See, oder dort, von Noth und Elend umkommen, würden ihr glückliches Leben allhier beybehalten haben. Ich zweifle auch keinesweges, daß Columbus, wenn er alles dieß Uebel vorhergeſehen: mitten auf dem Wege nach America, ſeine Segel umgelenket, und dieß ſchädliche Vorhaben plötzlich verſchworen haben würde. O wie wohl würde es um Europa ſtehen, wenn er ſolches gethan hätte!

Beſtrafung derer, die ihren Ruhm auf fremde Schande bauen wollen.

So natürlich die Ehrliebe faſt allen Menſchen iſt: ſo verkehrte Mittel haben auch viele angewandt, dieſelbe zu befordern. Ein Herostratus z. E. zündet einen prächtigen Tempel an, an dem ganz Aſien etliche Jahrhunderte gebauet hatte, um ſeinen Namen unſterblich zu machen. Und wer will alle die thörichten Anſchläge erzählen, womit ſich boshafte Leute Ehre und Anſehen zu erwerben geſuchet?

Keines aber ſcheint mir thörichter zu ſeyn, als wenn manche ihre Ehre bloß auf die Schande ihres Nebenmenſchen gründen wollen. Dieß thun alle die Läſterungen, die Tag und Nacht von ihres Nächſten Fehlern ſchwatzen; alle ſeine Werke und Thaten vergiften; alle ſeine Tugenden zu Laſtern, und ſeine löblichſten Abſichten zu Bubenſtücken machen. Denn ſie glauben feſt: wenn man nur ihren Nachbar und Bekannten für einen Böſewicht halten wird: ſo werde ihre eigene Ehre einen großen Zuwachs dadurch erhalten.

Noch ärger ſind dieſem Laſter einige, ſonderlich junge Gelehrte ergeben. Dieſe ſtreben nach einigem Ruhme in der gelehrten Welt, bemerken aber bald, daß es ſchon vor ihnen große Männer gegeben, die ſich durch ihre Verdienſte Beyfall und Ehre erworben. Dieſe ſehen ſie nun

als

als Hinderniſſe ihres eigenen Ruhmes an. Sie können es nicht abſehen, wie ſie empor kommen können, ſo lange jene im Anſehen ſtehen. Sie faſſen alſo den boshaften Entſchluß, dieſe berühmten Männer herunter zu bringen, ihre Größe klein zu machen, und durch Wegreißung fremder Ehrenſäulen, der Ihrigen Platz zu machen.

Kann aber wohl etwas niederträchtigers erdacht werden, als eine ſolche Neigung? Sind das edle Gemüther, die auf eine ſo verächtliche Art nach Ehre ſtreben? Sind das große Geiſter, die ſich nicht durch eigne Verdienſte, ſondern durch Wegſchaffung fremder Ehrenmähler, hervorthun wollen? Fürwahr, ſo haben es alle große Männer des Alterthums nicht gemachet. Suchete wohl Sokrates einen Thales, oder Pythagoras; ſuchte Plato ſeinen Lehrer Sokrates; oder Ariſtoteles den göttlichen Plato verächtlich zu machen? Nein, ſie arbeiteten um die Wette, an Ausbreitung der Weisheit und Tugend; lobeten aber ihre Vorgänger, und ſuchten ſich bloß durch eigne Verdienſte zu erheben.

Wo lieſt man wohl, daß ein Cicero den Demoſthenes, ein Virgil den Homer, oder Horaz den Pindar, um ſeine Lorberkränze zu bringen geſuchet? Stelleten ſie ſich dieſelben nicht zu Muſtern vor, und gaben ſich ſelbſt für Nachahmer derſelben aus? Selbſt Plinius der jüngere, ſuchte den Cicero nicht zu unterdrücken, ſondern empor zu heben. Kurz alle recht große Geiſter, ſind von dieſer heidiſchen Bosheit jederzeit frey geweſen.

Schämet euch alſo, ihr kleinen Seelen! die ihr nicht anders groß zu werden hoffen könnet, als wenn ihr vorher andrer Ehre zu Grunde richtet. Ihr verrathet dadurch eure eigene Unfähigkeit und Schwäche. Ihr gebet aber auch euer boshaftes Herz bloß. Ihr zeiget, daß ihr keine wahre Ehre verdienet. Ihr bellet aber auch, gleich raſenden Hunden, den vollen Mond an; der gewiß alle ſein Licht behält, ſo ſehr ſie auch toben. Eben ſo werden ein Leibnitz, ein Thomaſius, ein Wolff, und alle große Männer dennoch ewig groß bleiben, wenn ſich gleich hundert neidiſche Stümper wider ſie zu Tode geſchrieen hätten.

Das

Das IV. Hauptſtück.
Von Vergleichung zwoer Perſonen oder Sachen.

1. §.

Die Vergleichungen ſind kurze Reden, darinnen man ein Paar Dinge gegen einander hält, um entweder zu zeigen: daß das eine weit beſſer, oder ſchlechter; oder daß es eben ſo gut, als das andre ſey.

*Dieſe Art giebt auch eine gute Uebung junger Leute ab; nicht allein ihre Feder, ſondern auch ihren Witz zu üben. Denn ſie lernen dabey den Kopf anſtrengen, um etwas zu finden, das dem einen irgend einen Vorzug, oder doch einen gleichen Werth beyleget, als dem andern.

2. §. Man vergleicht aber entweder gute Dinge miteinander, oder gute mit böſen, oder böſe mit böſen; oder kleine Sachen mit großen, oder zwey große, oder zwey kleine Dinge miteinander.

*Man ſtellet ſolche Vergleichungen entweder des Lobens, oder des Tadelns wegen an; oder will unparteyiſch, theils loben, theils tadeln. So hat Plutarch ſeine Vergleichungen der Helden gemachet: die wir itzo in einer ſchönen Ueberſetzung deutſch leſen können.

3. §. Dergeſtalt kann man nun alles miteinander vergleichen, es mag nun entweder lobwürdig, oder tadelhaft ſeyn: und zwar namentlich, 1) Perſonen, 2) Sachen, 3) Zeiten, 4) Oerter, 5) Thiere, 6) Pflanzen, u. d. gl. m.

*Durch

* Durch die Sachen kann man hier, im gemeinern Verstande, Werke der menschlichen Kunst, Gebäude, Höfe, Feyerlichkeiten, Aufzüge, Kleidungen, Bibliotheken, Bildsäulen, Musiken u. d. m. verstehen. In der Ueberschrift des Hauptstückes habe ichs im weitläuftigern Verstande genommen.

4. §. Man darf aber bey Vergleichungen nicht alles, was an einem Dinge vorkömmt, mit allem, was an einem andern ist, vergleichen. Es ist genug, wenn das Hauptwerk, oder doch ein Theil einander ähnlich, oder unähnlich ist.

* Denn zwey vollkommen gleiche Dinge oder Personen giebt es nicht in der Welt. Bisweilen aber kann man auch zum Spaße kleine Dinge mit großen vergleichen. Z. E. eine kleine Stadt, mit dem alten Rom.

5. §. Man hüte sich aber, daß man die Aehnlichkeit nicht in allgemeinen und weithergeholten Dingen, oder in kalten Anspielungen der Namen suche; wie vormals einige zu thun pflegten.

Z. E. Wenn Lohenstein den Hofmannswaldau mit dem großen Pan vergleicht: so saget er 1) Pan heißt Alles, und bedeute die ganze Natur: eben so sey im Gehirne des Hofmannswaldau das Wohl der ganzen Stadt Breslau verbunden gewesen. Pan sey des Merkurs, eines ägyptischen Priesters, und der Penelope Sohn gewesen: Hofm. Waldau habe auch Vater und Mutter gehabt; ob er gleich deren Aehnlichkeit, mit diesen nicht zu zeigen weis. Pan habe die Flöte erfunden; Hofm. Waldau aber sey ein guter deutscher Poet gewesen, u. s. w. Denn wie eine klappet das alles?

6. §. Es ist auch die Meynung nicht, als ob manche solche Vergleichungen in ganzen Reden ausführen sollte. Nein, solche Spielwerke sollen nur

jungen

jungen Leuten zu einer Vorübung dienen. Erwachſene Leute müſſen ernſthafter reden.

* Gleichniſſe kann man in Reden zwar machen; aber dieſe müſſen nicht ſo ausführlich durch ganze Reden ausgedehnet werden und auf ein bloßes Spiel des Witzes hinaus laufen. So vergleicht zwar Cicero den Verres mit dem Phalaris und Dionyſius, ja mit der Scylla und Charybdis; aber nur beyläufig, und ohne ſich dabey aufzuhalten.

7. §. Will nun ein Lehrer ſeiner Jugend ſolche Vergleichungen aus den alten griechiſchen und römiſchen Geſchichten aufgeben: ſo kann es ihm an Perſonen und Sachen von allerley Art gar nicht fehlen.

* Er laſſe z. E. den Agamemnon mit dem Priamus; den Hektor mit dem Achilles; den Aeneas mit dem Ulyſſes; die Penelope mit der Lucretia; den Lykurgus mit dem Numa; den Homer mit dem Virgil, den Plato mit dem Seneca, u. ſ. w. vergleichen. Imgl. kann er Troja mit Karthago; Athen mit Rom; Sagunt mit Jeruſalem vergleichen laſſen, u. d. m.

8. §. Will er aber auch aus neuern Zeiten den Stoff dazu wählen: ſo kann er gleichfalls Helden, Gelehrte, Städte, Bücherſäle, Paläſte, Gärten, Cabinetter, Kirchen, Landſchaften u. d. m. mit einander in Vergleichung ſtellen.

* So hat Holberg, nach Plutarchs Art, Helden und Heldinnen neuerer Zeiten verglichen. So kann man Kaiſer Karl den Großen mit Kaiſer Petern dem Großen; Paris mit London; Florenz mit Leipzig; die pariſiſche oder vaticaniſche Bibliothek, mit der kaiſerlichen zu Wien; die Gärten zu Wien, mit dem königlichen Garten zu Dresden, oder Leipzig mit Hamburg vergleichen.

Beyſpiele.

Vergleichung der alten Griechen mit den heutigen Franzoſen.

Man wird ſchwerlich ein paar Völker in allen Geſchichten finden, die mehr Aehnlichkeit mit einander haben ſollten, als die alten Griechen mit den heutigen Franzoſen haben.

In Anſehung ihres Urſprunges, wären die Griechen ein vermiſchtes Volk. Denn die älteſten Einwohner von Griechenland waren celtiſche und pelasgiſche Völker geweſen: zu denen hernach, unter Anführung des Kadmus, eine Menge Phönizier, unter dem Cekrops und Danaus aber, zahlreiche ägyptiſche Colonien gekommen waren. Aus aller dieſer Völker vermiſchten Sitten und Sprachen, entſtund endlich die griechiſche Lebensart und Sprache: die aber hernach durch Handel, Schifffahrt und Reiſen immer gebeſſert wurden.

Mit Frankreich iſt es faſt nicht anders beſchaffen. Die älteſten Einwohner von Gallien ſind Celten, oder Gallier, ein mit den Deutſchen verſchwiſtertes Volk geweſen, welches ſich zuerſt aus Germanien über den Rhein ausgebreitet hat, und allmählich bis Spanien, Irrland und Brittannien gedrungen iſt. Nachmals haben ſich erſt die Griechen mit ihrem Seehandel nach Marſeille gefunden. Hannibal mit den Karthaginenſern iſt durchgezogen: und endlich haben es die Römer ganz unter ihre Bothmäßigkeit gebracht, auch ihre Sprache dem ganzen Volke aufgedrungen. Zu allerletzt haben ſich allerley deutſche Völker, die Sueven und Vandalier, die Gothen, Burgunder und Franken, in daſſelbe ergoſſen, und es theils bald verlaſſen, theils große Reiche darinn geſtiftet: bis endlich dieſe letztern allein die Oberhand behalten, und dem Lande ihren Namen gegeben. Dadurch aber iſt auch ihre Sprache ein Miſchmaſch des alten Galliſchen, Lateiniſchen und Deutſchen geworden; ſo wie auch ihre Sitten ſelbſt, von allem etwas an ſich behalten, und mit einander vermenget haben.

In

In Anſehung der Wiſſenſchaften, waren die alten Griechen Schüler der Phönizier und Aegypter, von denen ſie die Kunſt zu ſchreiben, nebſt andern Theilen der Gelehrſamkeit zuerſt empfangen. Aber ſie wurden allmählig ſo ſtolz und eitel, daß ſie alle Völker neben ſich für Barbaren hielten; und ſo ungerecht, daß ſie alle Ueberreſte der perſiſchen, babyloniſchen und ägyptiſchen Gelehrſamkeit vernichteten und unterdrückten: damit nur ſie allein, für die Meiſter in allen Wiſſenſchaften und Künſten angeſehen würden.

Eben ſo haben die alten Gallier ihren erſten Unterricht von Griechen und Römern, und in neuern Zeiten von den Engländern, Italienern und Deutſchen bekommen; welche ihnen, um Karls des Großen Zeit, Lehrer und Meiſter in allen Künſten gegeben. Ja noch bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, haben ſie von den Deutſchen die Buchdrucker- und Kupferſtecherkunſt, das Malen mit Oelfarben, die Sehröhre und andere Erfindungen mehr bekommen. Allein deſſen ungeachtet ſind ſie ſo eitel, daß ſie alle Völker neben ſich für Barbarn halten; ſich allein auf dem Gipfel aller Wiſſenſchaften zu ſehen einbilden, und ihre Sprache allein für geſchickt halten, die Gelehrſamkeit darinn vorzutragen.

Was den Witz, und die Gemüthsart anlanget: ſo ſind auch darinn die alten Griechen den Franzoſen ähnlicher, als man denket. Die Griechen waren flüchtige, aufgeräumte Köpfe, bey denen die Muſik, Dichtkunſt, Malerkunſt und Baukunſt im Schwange giengen. Sie liebten auch Fabeln und milesiſche Erzählungen, Komödien und Tragödien, das Tanzen und andre ſolche Kampfſpiele; worauf ſie große Geldſummen wandten. Eine Menge von Griechen ergoß ſich hernach in Italien, und unterfieng ſich, aus Begierde zum Gewinnſte, alles. Sie gaben rechte Windmacher ab, die nichts mehr, als alles konnten; und die Römer in allem unterrichten wollten; daher ſie Juvenal zwar ſehr beißend, doch nach der Wahrheit ſo abſchildert:

— — — Ede, quid illum
Eſſe putes? Quemvis hominem ſecum attulit ad nos.

Grammaticus, Rhetor, Geometres, Pictor, Aliptes,
Augur, Schenobates, Medicus, Magus: omnia novit
Græculus esuriens: in cœlum, jusseris, ibit!

Auf ihr Wort und ihre Ehrlichkeit aber dorfte sich niemand verlassen: denn die Græca Fides und Græcia mendax, war überall zum Sprüchworte geworden.

Sind aber die heutigen Franzosen wohl ein Haar anders beschaffen? Ein leichtsinniger, flatterigter und gankender Volk hat wohl die Sonne noch nicht beschienen. Mit lauter Singen und Tanzen vertreiben sie sich Hunger und Durst. Romanen und läppische Fabeln von verliebten Fratzen, machen den größten Theil ihrer Bücher aus; und in der Liebe zur Schaubühne sind sie so ersoffen; daß sie ohne Lust- und Trauerspiele, ohne Opern und Possenspiele, fast nicht leben können. Und was unternimmt sich ein Franzos nicht, andre zu lehren; wenn er Geld brauchet? Alles kann er besser, alles will er in Deutschland umkehren, wenn man ihm freye Hand läßt. Ihre Bündnisse aber halten sie sehr schlecht: und befleißigen sich immer auf spitzfündige Ausflüchte, auch die heiligsten Bündnisse und Tractaten zu vernichten.

Endlich die Tapferkeit der alten Griechen betreffend: so war selbige im Anfange gegen die Trojaner und Perser groß genug, und zu Alexanders Zeiten, bey den rohen Macedoniern noch am stärksten. Doch siegte Alexander mehr durch die Kriegskunst, und strenge Zucht, als durch die Stärke und Menge seiner Heere. Nachmals haben die Griechen keine großen Thaten mehr gethan. Die Römer machten mit ihnen was sie wollten: und so verlohren sie den Ruhm ihrer Monarchie gar bald.

Eben so ist es mit den Franzosen gegangen. Die Römer eroberten in zwanzig Jahren ganz Frankreich. Nachmals wurden sie ein Raub deutscher Völker, fast ohne alle Gegenwehr. Und schienen sie gleich nach Karlen dem Großen, der doch ein deutscher Frank war, das römische Kaiserthum auf sich gebracht zu haben; so dauerte es doch nicht lange.

Die

Die Deutschen brachten sie bald darum, und haben es bis auf diese Stunde behauptet. Uebrigens haben die Franzosen in einigen Kriegen mehr durch List, Bestechungen und Verräthereyen, als durch Tapferkeit gesieget; sind auch zu unsrer Zeit, sowohl in Wälschland, als in Böhmen, in Bayern, und bey Dettingen, im letzten Kriege aber bey Crevelt, Roßbach und Minden, bis aufs Haupt geschlagen worden; und haben in zween vieljährigen Kriegen, die ihnen etliche hundert tausend Mann gekostet, kein einziges Dorf, ja keinen fußbreit Lands gewinnen können: im letzten aber in Ostindien, Africa und America fast alles verlohren.

Nun urtheile man, ob sich wohl irgend zwey Völker ähnlicher seyn können, als Griechen und Franzosen?

II. Vergleichung der Deutschen mit den alten Römern.

Nichts kann den Deutschen zu größrer Ehre gereichen, als ihre große Aehnlichkeit mit einem Volke, welches sich zum Herrn des halben Erdbodens gemachet hat; sich meyne mit den Römern.

Denn sehen wir auf ihren Ursprung: so waren die Römer Eingebohrne von Italien, Aboriginer, Sabiner, Latiner, Volsker, und wie die alten Einwohner von Italien alle hießen: aus welchen Romulus seine neue Stadt bevölkerte; und die er sich zuerst unterwarf. Und soll gleich Aeneas mit wenigen Trojanern aus Asien dahin gekommen seyn: so war er doch mit einer kleinen Zahl von Gefährten nicht vermögend gewesen, die Art und Sitten des alten eingebohrnen Volkes zu ändern. Allmählig aber breiteten sich die Römer aus, so daß sie ganz Wälschland, Sicilien, Sardinien, Spanien und Frankreich, a Griechenland und Pannonien, Asien und Aegypten unter sich brachten.

Eben so sind die Deutschen, nach des Tacitus Berichte, ein uralter, auf seinem eigenen Grunde und Boden entsprossener Volk. Sie hatten sich mit ausländischen Völkern und Sitten nicht vermenget, sondern nur andre deutsche Völker, als ihre Bunden, in Bündnisse aufgenommen

Sie breiteten ſich aber immer weiter aus, bevölkerten Gallien, Brittannien, Dännemark und Schweden bis Norwegen und Island; ja ihre Brüder, die Gothen, Thracier, Dacier und Baſtarnen, wohnten in dem gänzen heutigen Pohlen, bis an die kleine Tartarey, und an den Ausfluß der Donau, ſo daß ſie den größten Theil von Europa anfüllten.

Die alten Römer liebten die Freyheit: und ob ſie wohl im Anfange Könige hatten; ſo war doch die Macht des Rathes und Volkes im Anfange allemal groß. Den tyranniſchen Tarquin aber vertrieben ſie, und richteten eine republicaniſche Regierung ein; die auch bis auf die Kaiſer beſtund. Sie gaben die weiſeſten Geſetze, und ihre Redlichkeit und Gerechtigkeit ward von allen Völkern bewundert. Kurz, ſie wurden die Beſchützer aller Unterdrückten, die ihre Zuflucht zu ihnen nahmen.

Nicht anders ſind unſre Vorfahren allezeit große Liebhaber der Freyheit geweſen. Nur in Kriegszeiten wählten ſie ſich gewiſſe Anführer: im Frieden aber lebeten ſie frey, nach ihren alten Sitten. Als die Römer ihre Landſchaften unterdrücken wollten, traten viele Völker zuſammen, und nannten ſich die Franken; d. i. die Freyen, oder Vertheidiger der Freyheit. Sie faſſeten die ſalliſchen Geſetze ab, die eben ſowohl, als die gothiſchen in Wälſchland und Gallien, und die longobardiſchen, von ihrer Gerechtigkeit und Billigkeit zeigen. Endlich befreyeten ſie die unter dem Joche der Römer ſeufzende Welt, ſonderlich die Gallier und Spanier, Britten und Niederländer, als ihre alten Brüder, und halfen ihnen daſſelbe glücklich abſchütteln.

Sehen wir auf die Tapferkeit der alten Römer, ſo iſt es kein Zweifel, daß ſie [illegible] allen Völkern ihrer Zeiten überlegen geweſen. Das ſo mächtige Karthago mußte doch endlich ihren Waffen weichen und unterliegen. Sie bezwungen Griechenland, Aſien und Aegypten, als die Zweige der griechiſchen Monarchie, und brachten dadurch die oberſte Herrſchaft der Welt an ſich. Dieſe behaupteten ſie auch viel länger, als die Griechen, und pflanzten gar den Thron ihres Kaiſerthums zu Conſtantinopel, auf der Griechen Grund und Boden: wodurch ſie gleichſam von neuem über ſie triumphirten.

Glei-

Gleichergeſtalt haben ſich die Deutſchen, anfänglich unter dem Arioviſt, der anwachſenden Macht Cäſars widerſetzet, und hernach unter dem berühmten Hermann, oder Arminius, das Kriegsheer Auguſts aufs Haupt geſchlagen. In folgenden Zeiten haben ſie unter dem Alarich, Odoacer und Genſerich, Rom und Wälſchland erobert und geplündert. Unter beyden Theodorichen, den Königen der West- und Oſtgothen, machten ſie vollends dem römiſchen Reiche der Lateiner ein gänzliches Ende; und es nahmen die Gothen und Longobarden ſogar auf römiſchen Boden ihren Sitz: doch ſo, daß ſie das ſtolze Rom, von Ravenna und Mayland aus, als eine Sclavinn beherrſchten. Unter Karln dem Großen, und Otten dem Großen aber, haben ſich die Deutſchen endlich zu Rom ſelbſt des Kaiſerthums verſichert, und die ganze vormalige Hoheit der Römer auf die deutſche Nation gebracht.

Will man die Gemüthsart der Römer betrachten; ſo waren ſie in den erſten Zeiten, ein hartes, ernſthaftes und tapfres Volk: welches ſeine Ehre mehr in den Waffen und im Herrſchen, als in den Künſten und einer weichlichen Lebensart ſuchete. Nur nach beſiegtem Griechenlande und Aſien, lerneten ſie auch die griechiſche Gelehrſamkeit und Künſte, nebſt den aſiatiſchen Wollüſten kennen; dadurch ſie denn freylich weichlicher und weibiſcher wurden, und ihren alten Ruhm verlohren.

Ein gleiches iſt von unſern Vorvätern auch bekannt. Wer war ſtärker, rauher und unüberwindlicher, als die alten Deutſchen? Wer ſuchete ſein ganzes Lob mehr im Streiten und Siegen, als ſie? Wer war weiter von allen griechiſchen und römiſchen Lüſten entfernet? Allein das geſchah nicht aus Unfähigkeit. Unſre Väter lerneten auch die römiſchen Künſte, Wiſſenſchaften und Sprache gar bald. Sie wurden ſo gelehrt, als ihre Lehrer; ja ſie übertrafen ſie in den mittlern Zeiten ſchon, als die Barbarey ganz Italien überſchwemmet hatte. Aber freylich ſind heute zu Tage, durch die ausländiſchen Wollüſte, und die Schwälgereyen der Wälſchen und Franzoſen, auch die Sitten der Deutſchen, ſchon

sehr verderbet worden: und dafern diese Sucht weiter überhand nimmt, wird freylich Deutschland auch seinen Ruhm in kurzem verlieren, und ein Spott seiner Feinde werden.

9. §. Will endlich jemand neuere Helden und Personen mit alten vergleichen: so kann er zwar in Holbergs historischen Schriften von Helden und Heldinnen schon einige dergleichen finden; aber auch selbst noch verschiedene andere hinzusetzen.

Z. E. Man könnte Karln den Großen mit Petern dem Großen in Rußland; König Philippen von Macedonien, mit König Friedrich Wilhelmen von Preußen; Alexandern den Großen mit Karln dem XII. in Schweden; die Königinn Zenobia von Palmyra, mit der Königinn Christina in Schweden u. d. m. vergleichen. Allein ich will eine Vergleichung zweener Weltweisen, nämlich Aristotels und des sel. Kanzlers von Wolf, zum Exempel geben.

Vergleichung Aristotels mit dem Freyherrn von Wolf.

Unter allen Weltweisen alter und neuer Zeiten ist schwerlich einer unter den Alten mit dem Stagiriten; und unter den Neuern mit dem Freyherrn von Wolf zu vergleichen. Aber beyde sind auch einander, in vielen Stücken, sehr ähnlich gewesen.

Aristoteles war an den Gränzen Griechenlandes in einer macedonischen Stadt, Stagira gebohren, wo aber die Gelehrsamkeit nicht sonderlich ihren Sitz hatte. Eben so ist der sel. Kanzler von Wolf, an den Gränzen von Deutschland, in Breslau gebohren, wo zwar die Gelehrsamkeit blühet; aber doch keine hohe Schule befindlich ist: und also die Wissenschaften von ihm nicht vollkommen erlernet werden, konnten.

Gieng also der griechische Weltweise nach Athen, um die daselbst befindlichen Weltweisen, Mathematiker, Redner und Dichter zu hören und kennen zu lernen: so machte es der

der berühmte Wolf eben ſo. Er verließ ſein Vaterland, und bezog das deutſche Athen, Leipzig; gieng auch von da nach Jena, den berühmten Weigel zu hören, und ſetzte ſich in kurzem ſo feſt, daß er die Lehrerwürde zu Leipzig erhielt.

Der vornehmſte Lehrer Ariſtoteles war Plato: und ungeachtet dieſer nicht ſyſtematiſch lehrte: ſo faßte doch der ſcharfſinnige Kopf Ariſtoteles bald den ganzen Inbegriff der Wiſſenſchaften, und brachte ſie in einen völligen Zuſammenhang. Eben ſo hat der Freyh. von Wolf den großen Weltweiſen Leibnitz, in ſeinen Schriften zu ſeinem Lehrer erwählet, die leibnitziſchen Lehren und Erfindungen in eine ſyſtematiſche Ordnung gebracht, ſie in vielen Stücken erweitert, und im ſchönſten Zuſammenhange vorgetragen.

Ariſtoteles zog die größten Vortheile in dem Vortrage ſeiner Analitik, und ſonſt überhaupt, aus den Schriften des Euklides; deſſen Kunſtgriffe im Demonſtriren er ihm abmerkte, und den Weltweiſen anpries. Eben das hat der Freyh. Wolf aus des jenaiſchen Mathematikers Hambergers Lehren geſchöpfet, und in ſeiner Vernunftlehre und ganzen Philoſophie gethan: daher denn ſeine Wahrheiten auf viel feſtern Gründen und ſtärkern Beweiſen ruhen, als unzähliger andern ihre.

Der große Ruhm Ariſtoteles bewog den König von Macedonien, daß er den Stagiriten aus Athen rief, und ihm viele Jahre zum Lehrer und Hofmeiſter ſeines Prinzen ſetzte; nach welcher Zeit er wieder nach Athen kehrte, und mit großem Beyfall lehrte. Faſt auf gleiche Art, ward der berühmte Wolf von dem großen Landgrafen von Heſſen-Caſſel nach Marpurg gerufen, um daſelbſt eine hohe Schule in Ruf zu bringen. Und nachdem er ſolches in die ſiebenzehn Jahre gethan hatte: ſo ward er wieder mit großem Ruhm nach Halle gerufen, wo er bis ans Ende ſeines Lebens gelehret hat.

Dem Ariſtoteles hat man nicht nur die Verbeſſerung der Philoſophie, ſondern auch die Reinigung der ſchönen Wiſſenſchaften zu danken. Er ſchrieb nämlich eine Redekunſt und Dichtkunſt, die noch itzo von den größten Kennern für Meiſterſtücke gehalten werden. Und wer weis es,

nicht, daß Herr Kanzler von Wolf, durch ſeine Philoſophie, auch eine geſundere Art zu reden und zu dichten veranlaſſet hat? Hat er gleich ſelbſt keine Rede- und Dichtkunſt geſchrieben: ſo ſind doch unter ſeinen Anhängern und Nachfolgern Männer aufgeſtanden, die aus ſeinen Grundlehren die vortrefflichſten Regeln von beyden gezogen, den Geſchmack gereiniget, und alle Thorheiten aus dieſen Künſten verbannet haben.

Kurz, das ganze Alterthum hat nur einen Ariſtoteles, und die neuern Zeiten haben nur einen einzigen Wolf aufzuweiſen, der den ganzen Umfang philoſophiſcher Wahrheiten überſehen, und in ein zuſammenhangendes Lehrgebäude gebracht hat. Denn weder Baco, noch Gaſſendi; weder Carteſius noch Neuton; weder Boyle noch Locke haben alle Theile der Philoſophie, ſo wie Wolf inne gehabt; vielweniger alle dieſelben in die ſyſtematiſche Form einer Wiſſenſchaft zu ordnen vermocht.

Vergleichung des Ennius mit Martin Opitzen von Boberfeld.

Wenn man die Geſchichte aller Völker unterſuchet; ſo wird man finden, daß allemal die Dichter den Grund zu aller Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit geleget haben. Eben das findet ſich, ſo wie in Griechenland von einem Orpheus, Homer und Heſiod, als in Italien vom Ennius, und in Deutſchland vom Opitz wahr.

Rom war ſo zu reden, mitten in den puniſchen Kriegen noch barbariſch, und begnügte ſich an ſeinen feſceniniſchen Bauerliedern: als ein Grieck, Livius Andronikus, zuerſt dahin kam, und durch ſeine Schauſpiele und Gedichte die Lateiner aufmunterte, ſich auch auf die ſchönen Wiſſenſchaften zu legen. Dieß that nun unter andern Ennius mit dem beſten Erfolge.

Eben ſo hatte man in Deutſchland vor Opitzen zwar ſchon Knittelverſe, und ſonſt lateiniſche Dichter genug gehabt: ja Daniel Heinſius hatte die niederdeutſche Poeſie ſchon zu verbeſſern angefangen. Allein es fehlte noch ein rechter

deut-

deutſcher Dichter, der die Schönheiten der Alten und Ausländer, auch ins Deutſche bringen könnte. Und das ward Opitz.

Ennius war aus Tarent, oder vielmehr aus Rudia, einem Flecken aus Großgriechenland, wo man zu ſeiner Zeit kaum recht angefangen hatte, lateiniſch zu reden. Opitz war ebenfalls aus Bunzlau, einer ſonſt unberühmten Stadt in Schleſien, in welchem Lande vorzeiten mehr pohlniſch und wendiſch, als deutſch war geſprochen worden. Es war alſo ein beſonderes Schickſal, daß die Schönheit einer verbeſſerten Poeſie zuerſt aus Ländern kommen müſſen, die urſprünglich eine ganz andre Sprache geredet hatten.

Ennius hatte zu ſeinem Zeitgenoſſen und Anverwandten den Pacuvius, der ſeiner Schweſter Sohn war; und gleichfalls als ein Poet berühmt ward. So hat auch Opitz verſchiedene Dichter erlebet, die ſich ſchon zu ſeiner Zeit gewieſen. Hier in Meißen wies ſich ein Flemming, in Preußen ein Dach, in Schleſien ein Tſcherning, und in Niederſachſen ein Riſt; die er alle ſchon gekannt, oder von deren Stücken er doch etwas geleſen hat.

Hat Ennius ſich mit der Kenntniß dreyer Sprachen viel gewußt, indem er lateiniſch, griechiſch und oſciſch verſtanden und reden können: ſo iſt Opitz noch viel gelehrter geweſen. Er hat nicht nur deutſch, lateiniſch und griechiſch; ſondern auch holländiſch, franzöſiſch und italieniſch verſtanden, wie ſeine Schriften ausweiſen; denn er hat aus allen dieſen Sprachen Stücke ins Deutſche gebracht. Er war alſo doppelt ſo gelehrt zu ſchätzen; indem er zweymal drey Sprachen, und nach des Ennius Redensart, beym Gellius, ſechs Hertzen zugleich beſeſſen hat.

Gab Ennius einen Sprachmeiſter in Sardinien ab, und hatte er darinn die Ehre, daß der alte Sittenrichter Cato, noch in ſeinen grauen Jahren griechiſch von ihm lernte: ſo iſt es Opitzen auch keine Schande, daß er eine Weile in Siebenbürgen das Rectorat in einer feinen Stadt verwaltet; und darinn die Jugend im Griechiſchen und Lateine unterrichtet hat.

Dem

Dem muntern Kopfe und großen Witze des Ennius gelung es, in Rom ſelbſt nicht nur den Cato, ſondern auch den ältern Scipio Naſica, und die Fulvier zu Gönnern zu bekommen. Eben ſo hat ſich Opitz nach ſeiner Rückkunft nach Schleſien, die Durchl. Herzoge zu Liegnitz; und den Burggrafen Hannibal von Dohna, zu Gönnern gemachet; andrer fürſtl. Perſonen zu geſchweigen.

Als Fulvius Triumvir war, beſchenkte er den Ennius mit dem römiſchen Bürgerrechte. Und was wiederfuhr unſerm Opitz nicht für eine Ehre, als ihn Kaiſer Ferdinand der III. in den Adelſtand erhob! der gewiß in Deutſchland noch mehr, als das römiſche Bürgerrecht zu bedeuten hatte.

Ennius machte nicht nur dramatiſche, ſondern auch epiſche und allerhand kleinere Gedichte; wodurch er den römiſchen Dichtern in allen Arten Muſter gab. Eben das hat Opitz bey uns gethan. Seine Antigone und die Trojanerinnen, imgleichen ſeine Daphne, ſind theatraliſche Gedichte; ſeine Lobgedichte auf den König Vladiſla, an Herzog Ulrichen zu Holſtein, und den Grafen von Dohna, ſein Mars und Bacchus, u. a. m. ſind epiſch zu nennen. Und wie viel andre Arten von Lehr- und Sinngedichten, Oden und Elegien hat er nicht ſonſt hinterlaſſen?

Rücket man dem Ennius vor, daß er etwas ruhmredig geweſen, und von ſeinen Werken eine etwas gar zu große Meynung gehabt; ſo kann man eben das an Opitzen bemerken. Auch er wußte es, daß er die deutſche Dichtkunſt zuerſt aus der Barbarey geriſſen, die Sprache gereiniget und gebeſſert, und allen ſeinen Nachkommen ein Muſter der Nachfolge gegeben hätte.

Iſt es endlich auch nach des Ennius Tode dabey geblieben, daß er, aller Rauhigkeit ſeiner Sprache und Verſe ungeachtet, dennoch der Vater aller lateiniſchen Poeten geheißen: ſo hat auch Opitz dieſes unſtreitige Lob verdienet, daß er der Urheber und Vater der deutſchen neuern Poeſie, genennet wird. Dieß wird er auch wohl bleiben; ſo lange Deutſchland deutſch reden wird: ſo ſehr ſich auch einige Neulinge bemühen, von ſeinen Muſtern abzuweichen. Die ver-

vernünftige Nachwelt hingegen wird es allezeit billigen, was er, mit einem recht prophetiſchen Geiſte an ſeinen Freund Zinkgräf geſchrieben.

Laß du, o Zinkgräf! nur den guten Zweck nicht liegen,
Zu helfen, wie du thuſt, die Finſterniß beſiegen,
Die deutſcher Reden Zier bisher verhüllet hat.
Bringt gleich ein Neſſelſtrauch bey Roſen ſeine ſtatt,
So blühen ſie gleichwohl. Wir wollen nicht bedenken,
Daß träge Hummeln ſich an dieſen Blenſtock henken.
Ein Körper bleibet doch, wenn gleich des Schattens Schein
Sich größer macht, als er. Die Zeit ſoll Richter ſeyn.

Das V. Hauptſtück.

Von der Kunſt, eine fremde Perſon zu ſpielen. (Ethopœia).

1. §.

Wir finden, daß die alten Dichter, und nach ihrem Beyſpiele, auch die älteſten Geſchichtſchreiber, gemeiniglich ihre Perſonen redend einführen; und ihnen dabey ſolche Worte in den Mund legen, die ſich für ihre Zeiten, Oerter und Umſtände ſchicken.

* Man kann leicht denken, daß beyde dieſe Reden nicht ſchriftlich, und ſo wie ſie wirklich vorgefallen, in Händen gehabt; ſondern ſie bloß der Wahrſcheinlichkeit nach, ſelbſt aufgeſetzet, und ihnen zugeeignet haben. Dieſen Kunſtgriff nun, nennen die Alten Ethopóiam, und ſchlagen ihn jungen Leuten zur Uebung vor.

2. §. Will man alſo junge Leute dazu anführen: ſo thut man am beſten, daß man ſie erſt ſolche, in

Poe-

Poeten und Hiſtorienſchreibern vorhandene Reden, recht verſtehen lehret: ſie ſodann überſetzen, oder umſchreiben läßt, und, was ſie verſehen haben, verbeſſert.

*Zu dem Ende aber müſſen ſie auch die vorhergehende Geſchichte und Gelegenheit der ganzen Sache recht inne haben: weil ſie ſonſt mit keiner rechten Einſicht von der Sache reden können.

3. §. Es iſt aber dieſe Ethopöie, eine Nachahmung der Geſinnungen, Sitten und Leidenſchaften einer gewiſſen Perſon, in gewiſſen Umſtänden. Und ſie theilen ſich ab 1) in moraliſche, 2) in bewegliche, und 3) in vermiſchte.

* Man könnte ſie auch in halb wahre, und ganz erdichtete Reden eintheilen. Denn bisweilen iſt es wohl wahr, daß dieſer oder jener etwas geſaget; aber wie ers geſaget haben könnte, das leget man ihm in den Mund. Bisweilen aber ſind Perſonen, Umſtände, und alles erdichtet. Allein dieſe Abtheilung ändert nichts in der Sache.

4. §. Die moraliſchen Ethopöien drücken nur die ruhigen Gedanken, Meynungen und Geſinnungen einer Perſon aus, die ſie den Geſchichten oder Fabeln nach, wahrſcheinlicher Weiſe hätten haben können.

Z. E. Wenn Virgil die Venus, als eine Jägerinn, ihren Sohn Aeneas ſo anreden läßt:

- - Heus, inquit, juvenes, monſtrate, mearum
Vidiſtis ſi quam hic errantem forte Sororum,
Succinctam pharetra et maculoſo tegmine lyncis,
Aut ſpumantis apri curſum clamore prementem.

Amthor überſetzt dieß ſo:

. . . Kam euch auf dieſen Wegen,
Ihr Männer, keins noch von meiner Schaar entgegen?

Die

Die Köcher, Pfeil und Spieß mit ſich in Händen trug,
Und einen bunten Luchs um ihre Schultern ſchlug?
Und die ein ſchäumend Schwein, an das ſie ſich gewaget,
Mit munterem Geſchrey allhier vorbey gejaget?

Von eben der Art iſt gleich darauf des Aeneas Antwort auf dieſe Frage.

5. §. Durch die beweglichen Ethopöien verſteht man eine Rede voller Leidenſchaften, die man einem Menſchen in den Mund leget, der in einer Gemüthsbewegung ſteht; ſie ſey nun ſchwach oder ſtark.

* Von einer ſchwachen Leidenſchaft, mag die Rede der Juno an den Aeolus, im I. B. der Aeneis zum Exempel dienen. Ich ſetze ſie nur aus Amthorn deutſch her, weil der lateiniſche Virgil in allen Händen iſt.

Sie ſprach: Mein Aeolus, dem unſer Götterhaupt,
Der große Himmelsfürſt, das Vorrecht hat erlaubt,
Die See, durch deinen Hauch, zu ſtillen und zu ſchwellen:
Bedenk! Ein ſchnödes Volk will meine Gottheit fällen;
Bringt einen todten Gott durch das Tyrrhenermeer,
Und nach Italien ein neues Troja her.
Gib deinen Winden Kraft: damit ich das erwerbe,
Daß die verwägne Zunft mit Schiff und Gut verderbe.
Wo nicht, ſo trenne nur der Flotte feſtes Band;
Und wirf ein jedes Schiff an einen andern Strand.
Ich ziere mein Geleit mit zweymal ſieben Nymphen,
Die mit belebten Schmuck die Venus ſelbſt beſchimpfen.
Von dieſen bieth ich dir die ſchönſte von der Schaar,
Die holde Dejope, zur Ehgemahlinn dar:
Daß ſie dich manches Jahr für dieſen Dienſt erquicke,
Und deine Vaterbruſt mit ſchöner Frucht beglücke.

* Von einer ſtärkern darf ich nur die Rede der Dido, nach dem heimlichen Abzuge des Aeneas, aus dem IV. B. der Aeneis, zum Exempel geben, die Amthor ſo überſetzet hat;

hat: doch muß ein geſchickter Lehrer ſeinen Schülern die Umſtände der Sache vorher bekannt machen.

Sollt eine Göttinn ſich wohl deine Mutter nennen,
Und ein Trojaner-Held dich für ſein Blut erkennen?
Nein, du Verräther lügſt! Ein harter Felſenſtein,
Der grimme Kaukaſus muß ſelbſt dein Vater ſeyn.
Ein freches Tygerthier hat dir die Bruſt gereichet,
Das durch Hirkaniens verbannte Wüſte ſtreichet.
Ich rede, was ich muß; verſtellen hilft mir nicht:
Weil aller Hoffnung Grund auf ewig mir zerbricht.
Hat dieſer heiße Bach, der meine Wangen näſſet,
Ihm auch den kleinſten Hauch von Seufzern ausgepreſſet?
Wirft ſein verſtockter Sinn auch wohl nur einen Blick,
Durch dieſe Fluth erweicht, auf ſeine Braut zurück?
Mein Leid iſt tauſendfach! Was ſoll ich erſt betrauren?
Ich weis, ſelbſt Juno wird mich armes Weib bedauren;
Und daß auch Jupiter ſich drüber hat entrüſt;
Daß die verderbte Welt ſo voller Falſchheit iſt.

Ein Bettler! der durch Sturm an meinen Strand gekommen,
Wird von mir Thörichten zum König aufgenommen?
Der Schiff und Gut verlohr, und nur durch meine Hand
Nebſt ſeinem nackten Volk des Lebens Rettung fand?
Ich berſte faſt für Zorn! Der Schmerz bringt mich zum Raſen!
Nun hat Apollo ihm was neues eingeblaſen,
Ein Traum aus Lycien was ſonders prophezeiht;
Ja ſelber Jupiter ihm drohend angedeut,
Er ſolle ſeinen Fuß in andre Länder tragen.
Ja, recht! Er wird wohl viel nach deinem Schmälen fragen!
Der Himmel, welchen nichts in ſeiner Ruhe ſtört,
Hat ſeine Sorgen itzt, auf deine Fahrt gekehrt!

Doch lauf, ich halt dich nicht. Ich will nicht widerſprechen.
Nur fort! und ſäume nicht, die Wellen durchzuſtechen.
Euch

Such dein Italien, das dir ſo wohl gefällt,
Und wo die Hoffnung dir ein neues Reich beſtellt.
Ich weis, der Himmel wird gerecht und heilig bleiben,
Und dein verlaufnes Schiff an Klipp und Syrten treiben.
Da wird die wilde Fluth ein Rächer meiner Pein,
Und noch dein letztes Wort: ach Dido! Dido! ſeyn.
Ja, wenn der kalte Tod den warmen Geiſt verdringet,
Und ſeiner Nächte Froſt mir in die Glieder bringet:
Soll dir mein ſchwarz Geſpenſt noch im Geſichte ſtehn.
Du mußt, du kannſt, du ſollſt der Strafe nicht entgehn!
Und was ich ſelbſt davon nicht mehr erleben kann,
Das zeiget das Gerücht mir in der Höllen an.

4. §. Die Schreibart ſolcher Uebungen iſt dreyerley, denn die erſte Art erfodert eine gelaſſene, voller Vernunftſchlüſſe und guter Vorſtellungen; die den andern ohne viele geſchminkte Worte einnehmen können.

* Das gegebene erſte Exempel zeigete ſolches: allein ich will noch ein anders aus alten Schriftſtellern geben, das ich ſelbſt überſetzet habe. Daſſelbe iſt ſehr gelaſſen: und ſo läßt Livius den Hannibal reden, nachdem ihn Scipio in Africa überwunden hatte.

Hannibals Rede an den Scipio.

Hat es das Verhängniß gewollt, daß ich, der ich zuerſt die Römer bekrieget, und oftmals den Sieg faſt in Händen gehabt, doch endlich von freyen Stücken habe um Frieden bitten ſollen: ſo freue ich mich doch, daß eben du zu denjenigen erkohren worden, von welchem ich denſelben erbitten muß. Dir ſelbſt wird, nebſt andern herrlichen Thaten, gewiß dieſes keinen geringen Ruhm bringen, daß Hannibal, der doch ſo viel andere römiſche Feldherren bezwungen hat, endlich dir gewichen iſt; und daß du denjenigen Kriege ein Ende gemachet haſt, der viel eher durch euere, als durch unſere Niederlagen bekannt geworden iſt. Auch dar-

innen hat das Glück gleichſam ſein Spiel haben wollen: daß ich die Waffen damals zuerſt ergriffen, da dein Vater Conſul war; daß ich zuerſt mit ihm, als einem Feldherrn der Römer gefochten; und daß ich nunmehr ganz wehrlos zu ſeinem Sohne komme, denſelben um Gnade zu bitten. Freylich wäre es am beſten geweſen, wenn die Götter unſern Vorfahren den Sinn gegeben hätten, daß ihr mit Italien, wir aber mit Africa zufrieden geweſen wären: denn weder Sicilien noch Sardinien ſind von zulänglichem Werthe, den Verluſt ſo vieler Flotten, ſo vieler Kriegsheere, ſo vieler trefflichen Feldherren zu erſetzen.

Wiewohl, das Vergangene iſt allezeit leichter zu tadeln, als zu verbeſſern. So heftig haben wir nach fremden Ländern geſtrebet, daß wir endlich die unſrigen haben verfechten müſſen; und daß ihr nicht nur in Wälſchland, wir nicht nur in Africa Kriege zu führen gehabt; ſondern, daß ihr ſogar in euren Thoren und Mauren die Fahnen und Waffen der Feinde geſehen habt; wir aber itzo mitten in Karthago das Geräuſch des römiſchen Heerlagers hören können. Was wir alſo aufs äußerſte verabſcheuen würden; und was ihr euch vor allen Dingen wünſchen würdet: mitten in eurem beſten Glücke, machen wir itzt Frieden; wir beyde, ſage ich, denen wohl am meiſten daran gelegen iſt, und deren Tractaten unſere Republiken gewiß billigen werden.

Nichts mehr iſt dazu vonnöthen, als ein Gemüth, welches vor friedlichen Anſchlägen keinen Abſcheu hat. Was mich betrifft, ſo bin ich theils durch mein Alter, darinn ich nunmehr als ein Greis nach Hauſe kehre, von wannen ich als ein Knabe ausgezogen bin; theils durch glückliche, theils durch widerwärtige Schickſale, ſo klug gemacht worden, daß ich lieber der Vernunft, als dem Glücke folgen will. Aber ſowohl deine Jugend, als dein beſtändiges Glück, jagen mir einige Furcht ein: denn beyde machen dich viel muthiger, als es zu Friedensvorſchlägen nöthig iſt. Derjenige hat billig den Wechſel aller Dinge in Erwägung zu ziehen, den das Glück nach niemals betrogen hat.

Was ich bey Thraſimenum und bey Cannä war, das biſt du anitzo. Kaum war ich zum Soldaten alt genug, als

ich

ich Feldherr ward: und ſo verwegen ich alles anfieng, ſo wenig verließ mich doch das Glück. Du haſt den Tod deines Vaters und Vätters gerächet, und dir aus der Trübſal deines Geſchlechts einen Preis der Tapferkeit und kindlichen Pflicht zubereitet. Spanien haſt du wieder erobert, nachdem du vier puniſche Heere herausgeſchlagen. Da man dich zum Conſul machte, weil die übrigen kein Herz mehr hatten, Welſchland zu ſchützen; biſt du nach Africa geſchiffet, haſt daſelbſt zwo Heere geſchlagen, zwey Läger in einer Stunde gewonnen und verbrannt, den mächtigen König Syphax gefangen genommen, ſehr viele von ſeinen, ſehr viele von unſers Reichs Städten erobert; ja mich ſelbſt endlich aus Italien geriſſen, wo ich ſchon ſechzehn Jahre lang meinen Sitz gehabt hatte.

Wie leicht könnteſt du nunmehr Luſt haben, ferner zu ſiegen, als itzo einen Frieden zu ſchließen! Ich kenne die Geiſter ſchon, die mehr nach Hoheit und Größe, als nach Vortheilen ſtreben. Auch mich hat ſonſt das Glück alſo angelachet. Wenn uns die Götter im Glücke auch Verſtand geben möchten: ſo würden wir nicht nur das Vergangene, ſondern auch was künftig geſchehen kann, in Erwägung ziehen. Du kannſt aller andern Beyſpiele entbehren: ich ſelbſt bin dir in allen Zufällen Exempels genug. Denjenigen, den du vor kurzem zwiſchen dem Anio und eurer Hauptſtadt gelagert, und die römiſchen Mauren ſchon faſt erſteigen ſaheſt; den kehſt du itzo, nachdem er zween wackre Männer und Feldherren eingebüßet, hier an den Mauren ſeiner faſt belagerten Vaterſtadt; der muß itzo um die Abwendung deſſen bitten, womit wir vormals eure Stadt in Furcht und Schrecken geſetzet haben.

Dem allergrößten Glücke iſt gemeiniglich am wenigſten zu trauen. Da es dir itzo wohlgeht, mit uns hergegen zweifelhaft ausſieht: ſo kannſt du uns durch den Frieden ein ſehr anſehnliches und herrliches Geſchenk geben; wiewohl daſſelbe uns lange nicht ſo rühmlich, als nöthig und unentbehrlich iſt. Doch beſſer und ſicherer iſt ein gewiſſer Frieden, als ein Sieg in der Hoffnung. Jenes ſteht in deinen, dieſes aber in der Götter Händen. Setze doch das

Glück ſo vieler Sache nicht in einer Stunde auf das Spiel. Erwäge ſowohl deine eigenen Kräfte, als die Macht des Glückes, und die gemeine Beſchaffenheit der Kriege. Von beyden Seiten ſind Waffen, und menſchliche Körper. Nirgends iſt der Ausgang ſo ungewiß, als in Feldſchlachten.

Geſetzt aber, du ſiegeſt, ſo wirſt du doch außerdem, was du durch einen Friedensſchluß ſchon haben kannſt, ihr weitem ſo viel Ehre nicht erwerben können, als Schande dich treffen würde, wenn es unglücklich ablaufen ſollte. Eine einzige böſe Stunde kann ja alle erfochtene und verhoffte Siegeskränze zunichte machen. Itzo, mein Publ. Cornelius, ſteht der ganze Friedensſchluß in deiner Gewalt: alsdann aber wirſt du mit dem vorlieb nehmen müſſen, was dir die Götter geben werden. M. Attilius würde vorzeiten eins von den ſeltenen Exempeln des Glückes und der Tapferkeit geweſen ſeyn: wenn er, als Ueberwinder, unſern Vätern, die ihn um Friede bathen, Gehör gegeben hätte. Indem er aber ſeinem Glücke keine Gränzen ſteckte, und den daher abſtammenden Stolz nicht dämpfete; ſo fiel er auch deſto ſchändlicher, je höher er geſtiegen war.

Zwar muß der Sieger und nicht der Beſiegte, die Friedensbedingungen vorſchreiben: vielleicht aber ſind wir ſelbſt nicht ganz unwürdig, uns eine Strafe aufzulegen. Wir weigern uns feyles nicht, das alles, worüber wir Krieg geführet haben, an euch abzutreten; Sicilien, Sardinien, Spanien, alle Inſeln, die zwiſchen Italien und Africa liegen. Gefällt es den Göttern, ſo müſſet ihr auch andere auswärtige Reiche zu Waſſer und zu Lande beherrſchen! Wir Karthaginenſer wollen in den africaniſchen Gränzen eingeſchloſſen bleiben.

Ich läugne es nicht, die punſche Treue und Redlichkeit wird euch, wegen des neulich nicht gar zu aufrichtig geſuchten, oder erwarteten Friedens, etwas verdächtig ſeyn. Es iſt aber, zu Beobachtung der Friedensſchlüſſe, ſehr viel daran gelegen, o Scipio! durch wen dieſelben geſucht worden. Haben doch eure Vorfahren gleichfalls, wie ich vernehme, gewiſſermaßen auch deswegen andern den Frieden verſaget; weil die Geſandtſchaft nicht anſehnlich genug geweſen.

Hier

Hier bitte ich, Hannibal, um Frieden; und würde ſolches nicht thun, wenn ich ihn nicht für erſprießlich hielte: ja eben des Vortheils halber, weswegen ich darum bitte, werde ich ihn auch zu erhalten wiſſen. Und wie ich es bloß gemachet, daß der Krieg, den ich ſelbſt angefangen habe, niemanden gereuen darf, in ſo weit uns die Götter nicht beneidet haben: ſo will ich auch ſorgen, daß der durch mich erworbene Frieden niemanden gereuen ſoll.

5. §. Die zweyte Art muß ſchon lebhafter werden, und mit ihren gründlichen Gedanken und Vorſtellungen, auch muntere Figuren, Gleichniſſe und andere Blumen der Beredſamkeit brauchen.

* Folgendes Beyſpiel wird ſolches am beſten zeigen. Es iſt aus dem Curtius, der den ſcythiſchen Geſandten an Alexandern den Großen ſo redend eingeführet hat: wie ich ſelbige gleichfalls vor vielen Jahren verdeutſchet habe.

Rede des ſcythiſchen Geſandten an Alexandern den Großen.

Wenn dich die Götter ſo groß von Leibe geſchaffen hätten, als unerſättlich du an Begierden biſt: ſo würde dir die Welt zu enge ſeyn. Mit einem Arme würdeſt du Oſten, und mit dem andern Weſten berühren; bey dem allen aber doch noch zu wiſſen verlangen, wo denn der Glanz eines ſo herrlichen Geſtirnes, als die Sonne iſt, ſich verbirgt. Dergeſtalt ſtrebeſt du itzo nach Dingen, die dir doch viel zu groß ſind. Aus Europa fällſt du in Aſien ein: aus Aſien gehſt du nach Europa zurück: und wenn du endlich das ganze menſchliche Geſchlechte wirſt überwältiget haben: ſo wirſt du zuletzt mit Wäldern und Strömen, ja mit wilden Beſtien Kriege führen.

Wie aber? Weiſt du denn nicht, daß ein großer Baum ſehr langſam wächſt, aber in einer Stunde ausgerottet wird? Derjenige iſt thöricht, der zwar nach ſeinen Früchten ſieht; aber ſeine Höhe nicht betrachtet. Hüte dich alſo, daß

du nicht, in dem Vorhaben, den höchsten Gipfel zu erstei-gen, mit den ergriffenen Aesten herabstürzen mögest. Auch der Leu ist mehrmals von den verächtlichsten Vögeln ver-zehret worden; auch das Eisen frißt der Rost: und nichts ist so dauerhaft, welches nicht auch von dem schwächsten Feinde etwas zu besorgen hätte.

Und was haben wir doch mit dir zu schaffen? Deinen Grund und Boden haben wir nie betreten; müssen wir denn auch in unsern wüsten Wäldern lernen, wer du bist, und woher du kömmst? Wir verlangen weder jemanden zu dienen, noch über andere zu herrschen. Uns damit du die Art der Scythen kennen mögest; so wisse: daß uns der Himmel ein Joch Ochsen, einen Pflug, einen Pfeil, und eine Schale zum Geschenke verliehen hat. Das sind Din-ge, deren wir uns gegen Freunde und Feinde bedienen. Guten Freunden setzen wir Feldfrüchte vor, die wir mit Mühe und Arbeit gebauet haben. Mit der Schale opfern wir den Göttern den Wein. Die Feinde greifen wir von ferne mit Pfeilen, in der Nähe mit Spießen an. So ha-ben wir Scythen den König der Syrer, hernach auch die Perser und Meder bezwungen; so daß uns der Weg bis nach Aegypten offen gestanden.

Du aber, der du dich rühmest, daß du hierher gekommen, die Räuber zu verfolgen, bist selbst der ärgste Räuber aller Völker, wohin du gekommen bist. Lydien hast du erobert; Syrien eingenommen; Persien hast du inne; die Bactria-ner stehen auch unter deiner Gewalt; ja du bist gar nach Indien gezogen. Nunmehr streckest du deine geizigen und unbeständigen Fäuste auch nach unserm Viehe aus. Was nützet dir aber ein Reichthum, der dir doch nur neue Be-gierden erwecket? Du bist der erste, dem das Sattseyn den Hunger unterhalten hat. Denn je mehr du allbereit hast, desto mehr wünschest du dir dasjenige, was du nicht hast.

Erinnerst du dich denn nicht, wie sauer es dir bey Bactria schon geworden ist? Indessen, daß du dieselben bändiget, haben die Sogdianer sich empöret. Selbst der Sieg ge-biethet dir lauter neuen Streit. Denn wenn du gleich al-len an Größe und Macht überlegen bist: so will doch kein

einziger

einziger einen Fremden für ſeinen Herrn erkennen. Setze nur über den Tanais; ſo wirſt du zwar ſehen, wie weit ſich die Scythen erſtrecken, aber ſie niemals erreichen können. Unſere Armuth wird viel ſchneller ſeyn, als dein Heer, welches die Beute von ſo vielen Völkern bey ſich führet. Doch wenn du dir einbilden wirſt, daß wir noch ſo weit von dir ſind; ſo wirſt du uns mitten in deinem Lager gewahr werden: weil wir eben ſo ſchleunig zu folgen, als zu fliehen pflegen.

Ich vernehme, daß die ſcythiſchen Wildniſſe bey euch Griechen faſt zum Sprüchworte geworden. Und es iſt wahr: wir halten vielmehr auf wüſte und unangebauete Plätze, als auf Städte, und reich beſäete Felder. Aber eben deswegen halte dein Glück feſt: es iſt ſchlüpfrig, und läßt ſich nicht wider Willen halten. Folge dem heilſamen Rathe, den dir die itzige Zeit giebt: und wirf deinem Glücke einen Zügel an, ſo wirſt du es deſto leichter regieren können. Bey uns ſaget man ſonſt: das Glück habe keine Füße, ſondern nur Hände und Flügel; und wenn es gleich jemanden die Hände biethe, ſo laſſe es ſich doch die Flügel nicht ergreifen.

Biſt du endlich eine Gottheit, wie du vorgiebſt: ſo mußt du den Menſchen Wohlthaten erweiſen, nicht aber ihnen das Ihrige nehmen. Biſt du aber ein Menſch, ſo denke doch ohn Unterlaß daran! Es iſt thöricht, an Dinge zu denken, darüber du dein ſelbſt vergiſſeſt. Die du nicht feindlich überziehſt, die wirſt du als Freunde brauchen können: denn die Freundſchaft iſt da am feſteſten, wo es eine Gleichheit giebt; und diejenigen hält man für gleich ſtark, die niemals ihre Kräfte mit einander verſuchet haben. Halte doch nicht dafür, daß dein Ueberwundener jemals dein Freund ſeyn werde: denn zwiſchen Herren und Knechten hat niemals eine Freundſchaft ſtatt. So gar im Frieden werden ſie nach Kriegsrechte mit einander umgehen.

Du darfſt dir auch nicht einbilden, daß die Scythen ihre Bündniſſe durch Eide beſtätigen: ſie beobachten dieſelben; und das iſt eben ſo viel, als hätten ſie ſelbige beſchworen. Das iſt eine Behutſamkeit der Griechen, die ihr

Versprechen schriftlich aufzeichnen, und die Götter dazu anrufen. Wir suchen unsere Gottesfurcht in der Redlichkeit selbst zu erweisen. Wer sich vor Menschen nicht scheuet, der wird gewiß auch die Götter betriegen; und du hast in Wahrheit keinen Freund von ungewisser Treue vonnöthen. Im übrigen wirst du an uns Beschützer von Europa und von Asien haben. Wir reichen bis an Baktra; denn der Tanais scheidet uns und euch. Jenseits des Tanais reichen wir bis an Thracien; und an Thracien soll Macedonien anstoßen, wie die Rede geht. Erwäge es also wohl, ob du die Nachbarn deiner beyden Reiche lieber zu Feinden, oder zu Freunden haben wollest?

6. §. Die dritte Art ist am allerfeurigsten: das ist, sie brauchet die hitzigsten Redensarten, und die heftigsten Figuren, um die größten Gemüthsbewegungen auszudrücken: wenn nämlich die Umstände der redenden Person solches leiden.

* Ein solch Exempel habe ich selber aufgesetzet. Man hat eine Rede, die Catilina wider den Cicero gehalten haben soll; als dieser Consul war, und die Verrätherey des Catilina entdecket hatte. Hier dichte ich, Cato habe dieselbe beantwortet, den Consul zu vertheidigen.

Catons Rede, an den Catilina, im römischen Rathe zu halten.

Und du, Catilina, scheuest dich noch nicht, deine Bosheit mit einer öffentlichen Rede zu vertheidigen? Deine Frechheit unterstehet sich, in einer so zahlreichen Rathsversammlung, Gift und Galle auszuspeyen, und dadurch die innerliche Pest deines Herzens zu verrathen? O unerhörte Verwägenheit! Bisher hast du heimlich deine Ränke getrieben, heimlich mit deiner Rotte gerathschlaget, heimlich Bubenstücke ausgeübet, heimlich des Consuls, des Raths, der Bürgerschaft, der ganzen Stadt Untergang gesuchet. Nunmehr bricht dein unverschämtes Gemüth auch öffentlich aus:

aus: indem du kein Mittel mehr vor dir ſiehſt, deine Schandthaten zu verbergen, und uns allen länger die Augen zu verkleiſtern.

Wo willſt du hin? vortrefflicher Rathsherr! du anderer Brutus! du einziger Verfechter der römiſchen Freyheit! Bleib doch hier, und höre mich ſo geduldig an, als wir dich angehöret haben: damit es nicht den Schein habe, als wollteſt du ein Tyrann werden, und die Vertheidigung einer Sache nicht anhören, die du beurtheilen ſollſt. Du haſt den wackern Tullius, unſern Conſul, du haſt den ganzen Rath, du haſt endlich auch mich angeklaget. Verſtatte mir doch, nach deiner groſſen Liebe zur Billigkeit, ihre Partey zu nehmen: und mache dir die ſchimpfliche Nachrede nicht, daß du jemanden unverhörter Sache verdammet habeſt.

Da ſiehſt du nun, Catilina, daß es noch Leute im Rathe giebt, die das Herz haben, zu reden: ja was noch mehr iſt, die das Herz haben, dir ſelbſt zu widerſprechen. Bloß an dich habe ich meine Anrede gerichtet; und das mit Fleiß: weil du es unſerm eifrigen Conſul vorhin verwieſen haſt, daß er den Rath nicht angeredet hat. Meyneſt du denn, daß ein einziger unter allen Anweſenden iſt, der mehr auf ein leeres Wortgepräng, als auf redliche Abſichten hält? Meyneſt du, daß man, um deiner hinterliſtigen Höflichkeit halber, die gute Sache verlaſſen, und dir beypflichten wird? O Catilina! du kenneſt den Rath noch nicht; diejenigen ausgenommen, die deines Gelichters ſind. Ehrentitel und Worte machen es wahrhaftig nicht aus: Werke! Werke will man ſehen, wenn man ein Vertrauen zu jemanden bekommen ſoll.

Doch ich muß anfangen, meinem Verſprechen nachzukommen; und vor allen Dingen unſern redlichen Cicero von deinen Anklagen retten. Du beſchuldigeſt ihn der Tyranney; du rückeſt ihm ſeine ſchlechte Geburt vor; ich weis nicht, ob du ihm noch etwas mehrers Schuld gegeben haſt; mehr habe ich wenigſtens aus deinem Vortrage nicht anmerken können. Wohlan, ich will mich auf beydes einlaſſen; wiewohl es mir keine Mühe machen wird, etwas zu widerlegen, was du theils mit ſchlechten Gründen unterſtützet

haſt; theils aber, wenn es ſogleich wahr wäre, uns allen zu einem Vorwurfe gereichen könnte.

Cicero, ſprichſt du, iſt ein Unterdrücker der Freyheit! Hier bewundere ich deine Geduld, theurer Conſul! Wie? kannſt du auch eine ſo grauſame Beſchuldigung anhören, ohne in gerechtem Eifer zu entbrennen? Fehlt es dir etwan an Beredſamkeit, dich zu vertheidigen; oder an Gründen, deine Unſchuld darzuthun? Im Wahrheit! wenn es viel Kunſt brauchte, deine gerechte Sache zu führen, ſo würdeſt du gewiß ein beſſerer Fürſprecher für dich ſelbſt ſeyn, als Cato; der dir an Wohlredenheit gern den Vorzug läßt. Aber ſelbſt dein Stillſchweigen iſt dir ſchon eine Rechtfertigung. Dein gutes Gewiſſen machet dich ſo ruhig. Die Sache ſelbſt redet: und es iſt niemand vorhanden, der deinem Gegner den geringſten Glauben beymeſſen könnte.

Es war gewiß ein vortrefflicher Beweis, Catilina, den wir von dir gehöret haben: daß Cicero ein Tyrann ſey! Er redet allein; ſprachſt du, und die andern ſchweigen alle: er thut alles, was er will; und niemand widerſetzet ſich ihm. Wie? willſt du denn, daß ſechs bis achthundert Rathsherren zugleich reden ſollen? Iſt es nicht genug, wenn das Haupt des Rathes für alle ſeine Glieder ſpricht? oder iſt auch wohl jemand unter uns allen, der ſolches geſchickter und nachdrücklicher thun könnte, als Cicero ſelbſt: wenn ich gleich ſein Conſulat beyſeite ſetze? Ja, Catilina, der ehrliche, der beredte Cicero hätte dir, im Namen des Raths dein Urtheil ankündigen ſollen: geſetzt, daß es nicht ſeine Pflicht geweſen wäre; geſetzt, daß er es nicht Amts halber hätte thun dürfen.

Denn meyneſt du etwan, was Cicero bisher wider dich unternommen hat, das ſey von ihm aus eigener Macht, und ohne unſer Vorwiſſen geſchehen? Du irreſt, du irreſt ſehr, Catilina! Es iſt ein Rathſchluß wider dich vorhanden! von uns allen biſt du verurtheilet; von uns allen biſt du verdammet; von uns allen iſt dir der Kopf abgeſprochen worden! Mir ſelbſt iſt dein Laſter ſo abſcheulich vorgekommen, daß ich faſt der Lehre unſerer Stoiker deswegen entſaget hätte, die ſonſt behaupten: daß alle Verbrechen gleich

groß

groß ſeyn. Was hat nun Cicero ohne Bewilligung des Raths gethan? Wo iſt er, als ein Tyrann, ſeinem eigenen Kopfe gefolget? Ich ſage es frey heraus: er hat noch viel zu wenig gethan.

Unterſuche doch, Catilina, das ganze Leben dieſes redlichen Mannes; wirſt du auch wohl die geringſte Spur finden, daß er jemals nach der Tyranney geſtrebet habe? Beſinne dich doch auf die Zeiten, da Sulla ſich der oberſten Gewalt angemaßt hatte; da alles nach ſeinem Dünkel gehen mußte; da die Geſetze ſchwiegen; da die Ungerechtigkeit herrſchte; da Knechte ihre Herren ermordeten, die Söhne aus den Häuſern trieben, und ſich unter ſullaniſchem Schutze der Verlaſſenſchaften bemächtigten; da die rechtſchaffenſten Leute ins Elend wandern mußten, und ihre Güter öffentlich verkauft wurden; kurz, da das Rathhaus und ganz Rom von dem Blute ermordeter Bürger floſſen. Wer hat damals in Rom das Herz gehabt, einen bedrängten Roſcius zu vertheidigen? Wer hat ſich wohl erkühnet, einem griechiſchen Sclaven Chryſogonus zu widerſtehen? War es nicht der einzige Cicero, deſſen erſte öffentliche Probe ſchon vor vier und zwanzig Jahren ein Zeugniß ablegete, wie ſehr er der Tyranney zuwider wäre; und wie er, der Unſchuld zum Beſten, auch die Freundſchaft der Mächtigſten für nichts achtete.

Wann hat er nach dieſer Zeit ſeinen Lüſten gefröhnet, die Bürger unterdrücket, und die Geſetze mit Füßen getreten? Oder welches Amt hat er nicht wohl und treulich verwaltet? Was für Gelder hat er als Schatzmeiſter unterſchlagen? Welchen Böſewicht hat er als Stadtrichter losgeſprochen? Welche Provinz hat er als Statthalter ausgeſogen? Rede doch, Catilina! erzähle uns alles, und ſage es frey heraus, wo du irgend etwas weiſt. Doch hätteſt du etwas gewußt, du würdeſt es vorhin wohl ſchon geſaget haben: und ich thue ſchon zu viel, daß ich einen Mann vertheidige, den auch der unverſchämteſte keines Laſters hat beſchuldigen können.

Wie ſteht es nun um den Rath, Catilina, den du gleichfalls in deiner Rede unverantwortlicher Weiſe angegriffen haſt?

haſt? Deiner Ausſage nach, beſteht dieſe ganze Verſammlung aus lauter feigen Memmen, aus verzagten Seelen, aus Schmäuchlern, aus Verräthern der Freyheit, aus Feinden des Vaterlandes. O ihr unſterblichen Götter! wer hat jemals die Frechheit gehabt, ſolche ſchwarze Läſterungen wider dieſe Rathsverſammlung auszuſtoßen? Traun! du biſt die rechte Vormauer der Freyheit, Catilina! Du, du biſt die beſte Stütze des ſinkenden Vaterlandes, der einzige Verfechter unſerer Geſetze! Mit dir, mit dir allein, wird Rom und Italien untergehen. Den Göttern ſey ewig Dank geſaget! daß wir es von dir nicht lernen dörfen, wie die Republik zu erhalten, wie die Freyheit der Stadt zu unterſtützen ſey. Wie elend würden doch die armen Bürger, wie elend die Geſetze, wie elend die Unſchuld und Tugend daran ſeyn! Sprichſt du: Aber ihr redet ja nicht, ihr thut ja nichts: nur den einzigen Cicero laſſet ihr reden, ſchalten und walten? Elender Einwurf! Weiſt du denn nicht, daß der ganze Rath redet, wenn der Conſul ſeine Schlüſſe kund thut? Weiſt du nicht, daß die Freyheit und die Geſetze herrſchen, wenn ein ſo rechtſchaffener Patriot, als Tullius iſt, das Ruder führet?

Iſts nicht wahr, Catilina? wenn du nur neulich dieſem wackern Manne vorgezogen worden, und zum Conſulate erhoben wäreſt: dann wäreſt du zu deinem Zwecke gelanget; dann hätteſt du Gewalt in deine Hände bekommen, deine Bubenſtücke auszuführen! Da hätteſt du diejenigen ins Elend verwieſen, die du itzo heimlich als ein Meuchelmördr aus dem Wege zu räumen ſucheſt. Alsdann hätteſt du deinen Geiz mit den Gütern der Verbannten ſättigen können; den unerſättlichen Geiz, der dich itzo zum Brennen und Morden, zum Plündern und Rauben ſo verwägen machet. Allein, das iſt nicht geſchehen! Dein Wunſch iſt dir fehl geſchlagen! Marcus Tullius Cicero iſt Conſul geworden. Das! das iſt das große Verbrechen, welches das Volk und der Rath begangen hat!

So blind iſt gleichwohl die Stadt noch nicht geweſen, daß ſie zwiſchen einem Cicero, und einem Catilina, keinen Unterſchied zu machen gewußt hätte. Und wem ſollte

doch

doch derſelbe nicht ins Auge gefallen ſeyn? Bey ihm ſieht man Verſtand, bey dir Argliſt; bey ihm Redlichkeit, bey dir Bosheit; bey ihm Tugendliebe, bey dir eine ungezähmte Geldbegier; bey ihm Gelindigkeit, bey dir hergegen lauter Grauſamkeit, und Mordluſt. Anſtatt ſeiner Beredſamkeit, beſitzeſt du Unverſchämtheit; anſtatt ſeiner Verdienſte, trotzeſt du auf deine Ränke; anſtatt ſeiner Gerechtigkeit, ſtrebeſt du nach unumſchränkter Gewalt; anſtatt ſeiner Mäßigkeit, badeſt du dich in aller Wolluſt. Mit einem Worte: ſeine Menſchenliebe, ſeine Freygebigkeit, ſeine Geduld, ſeine Demuth und Zufriedenheit, ſind bey dir in Raſerey, in Verſchwendung, in Trotz, in Aufgeblaſenheit und unerſättliche Habſucht verwandelt. Kurz, iſt Cicero ein Vater, ſo biſt du ein Feind des Vaterlandes.

Ich habe vorhin vergeſſen, zu zeigen, wie thöricht du ihm die niedrige Herkunft vorgerücket haſt: darum will ich, ehe ich auf mich ſelbſt komme, dir auch darauf begegnen. Es iſt wohl wahr: Cicero kann keine lange Reihe von berühmten Ahnen herzählen. Sein Geſchlechtsregiſter langet nicht bis auf den Romulus oder Aeneas. Seine Vorfahren ſind ſo berühmt nicht, als die deinigen. Allein, bey wem ſucheſt du ihn dadurch zu verkleinern? Etwa bey dem einfältigen Pöbel, der alles nach Vorurtheilen betrachtet? Nein, du haſt im Rathe geredet, wo man wahre Verdienſte weit höher ſchätzet, als lange Stammtafeln. Schäme dich alſo, Catilina, ſchäme dich, daß du dieſem redlichen Manne daraus eine Schande macheſt, woraus ihm doch die meiſte Ehre zuwächſt. Er hat ſich durch ſeine eigene Geſchicklichkeit und Tugend empor geſchwungen, und er wird künftig ſeine Nachkommen adeln: dich hingegen haben deine Vorfahren edel gemacht; du aber ſchändeſt ihre Gräber und Bilder durch deine unerhörten Bubenſtücke.

Und wann hat ſich doch unſer Cicero ſeines alten Geſchlechtes gerühmet? Wann hat er die Eitelkeit begangen, den Ruhm ſeiner Voraltern auf ſeine Rechnung zu ſchreiben? Geh! rücke denen ihren neuen Adel vor, die ſich durch nichts, als durch entlehnte Verdienſte breit machen; und daher ihre Ahnen erdichten, weil ſie in den Geſchich-

ten

ten keine finden können. Rom iſt auch nicht ſowohl durch alte Geſchlechter, als vielmehr durch rechtſchaffene Bürger gewachſen und erhalten worden. Wer war edler, als die Gracchen zu unſerer Väter Zeiten? Wer war edler, als Marius und Sulla? Aber wer hat auch der Republik mehr geſchadet, als eben dieſe beyden? Ich bin kein Schmäuchler, wie ihr alle wohl wiſſet, ihre ehrwürdigen Väter! und doch ſage ich es frey heraus; dieſer arpinatiſche Neukömmling hat dem gemeinen Weſen ſchon weit mehr genützet, als ſie alle miteinander.

Nun will ich mich noch ſelbſt entſchuldigen, Catilina: denn auch mich haſt du angegriffen; indem du den ganzen Rath geſchändet haſt. Du kenneſt mich aber vielleicht noch nicht, o Catilina! Meine Jugend iſt dir vielleicht verächtlich; allein, glaube nur ſicher, was mir an Jahren fehlet, das haben die Lehren der Weisheit bey mir erſetzet. Nichts geht in meinen Gedanken über das gemeine Beſte. Nichts liegt mir ſo ſehr am Herzen, als die Wohlfahrt des Vaterlandes. Wollten doch die Götter! daß ich dieſelbe mit meinem eigenen Blute erhalten könnte; denn ſo wollte ich es mit Freuden thun. Und du, Catilina, beſchuldigeſt mich gleichwohl, nebſt allen andern, der verrathenen Freyheit? Du ſageſt es mir ungeſcheut unter die Augen, daß ich mir von dem Conſul das Joch über den Hals werfen laſſe?

Ich ſage es frey heraus, theurer Cicero; wäre das alles gegründet, was dieſer Ankläger wider dich auf die Bahn gebracht hat; und hätteſt du die ſolche ſchädliche Anſchläge wider dein Vaterland in den Sinn kommen laſſen: ich wollte der erſte geweſen ſeyn, der dich darüber öffentlich zur Rede geſetzet hätte; ich wollte dir zuerſt dein ungerechtes Verfahren verwieſen haben. Wäre mir aber Catilina darinnen zuvor gekommen: ſo würde ich mich zwar ſchämen, deſſen ungeachtet aber wollte ich noch heute auf ſeine Seite treten. Ich ſage noch mehr; meine eigene Fauſt ſollte den Stahl in das Herz eines ſolchen Verräthers ſtoßen, und ſein verfluchtes Eingeweide heraus reißen. Aber hingegen ſey auch verſichert, Catilina! da ich itzo die redlichen Abſichten unſers Bürgermeiſters kenne;

da ich von ſeiner Sorgfalt für das gemeine Beſte verſichert bin: ſo bin ich auch bereit, alles für ihn zu wagen. Und ſollte es dir gelingen, daß du, deinen verderblichen Anſchlägen zu folge, die dir ſchon faſt, und noch heute früh mislungen ſind, ſeinen Tod endlich ins Werk richten könteſt: ſo würde ſein Untergang an mir unfehlbar einen Rächer finden. Dieſe Hand würde nicht eher ruhen, bis ſie ſich in deinem Blute gebadet hätte; nicht ſowohl eines redlichen Freundes, eines wackern Bürgers, eines rechtſchaffenen Conſuls Tod zu rächen; als vielmehr, das Grab eines eifrigen Verfechters der römiſchen Freyheit, mit deinem Kopfe zu zieren.

Nunmehr urtheile einmal, Catilina, was Rom für Bürger hat? Gehe hin zu deinem manlianiſchen Lager: noch Cicero es dir erlaubet, weil er es dir gerathen hat. Gehe hin, und zücke dein Schwert wider deine Vaterſtadt, wider deine Brüder, wider deine eigene Mutter! Hat es das Verhängniß beſchloſſen; ſo wirſt du ſiegen! Rom, das große Rom, wird untergehen: und die bezwungene Freyheit der Bürger wird dir zu Füßen liegen. Aber wiſſe, daß weder Schwert noch Bande einen Cato bezwingen können. Meine Liebe zum Vaterlande wird dennoch über deine Grauſamkeit triumphiren. Und ehe ich mich in deinen Gewalt, und Rom in deinen Ketten ſehen ſoll: ſo will ich mir lieber ſelbſt den Dolch in die Bruſt ſtoßen; und als ein redlicher Bürger, mit der römiſchen Freyheit und Größe zugleich untergehen.

7. §. Von der vermiſchten Art darf ich wohl keine Vorſchrift geben: denn man begreift leicht, daß ſolche Schreibart ebenfalls, theils ruhig, und nachdenklich, deutlich und ungekünſtelt; theils aber auch heftig und ſehr nachdrücklich werden müſſe.

* Die vorigen Exempel können ſolches größtentheils ſchon erläutern. Aber man kann ſie auch im Livius, Salluſtius und Curtius häufig finden. Ich will aber zu Muſtern noch

noch einige aus der deutschen Geschichte hersetzen, um junge Leute auch auf die Liebe des Vaterlandes zu führen.

8. §. Erstlich kann ein geschickter Lehrer aus dem Heldengedichte Hermann, viele poetische Reden von seinen Schülern in die ungebundene Schreibart bringen lassen. Er kann ferner bey Stellen, wo keine Reden sind, welche auszuarbeiten vorgeben; was wohl diese, oder jene Person gesaget haben könnte.

* Hier will ich aus neuern Zeiten ein Exempel geben.

Rede des ersten heydnischen Königs in Preußen Widewuths, bey seiner freywilligen Aufopferung für die Wohlfahrt seines Volkes.

Die alten preußischen Chroniken erzählen, daß Widewuth, der erste König von Preußen, um das 500ste Jahr nach Chr. Geb. nachdem er im Jahre alt geworden, bey der heiligen Eiche, die bey der Stadt, die davon noch itzo Heiligenbeil, (d. i. sacer collis) heißt, sich selbst für das Beste seines Volkes seinen Göttern aufgeopfert habe: wie man solches auch von einigen alten griechischen und römischen Königen und Helden liest. Er theilete also sein Reich unter seine eilf Söhne, und rief sein Volk bey dem Scheiterhaufen zusammen, den er unfern von der heiligen Eiche vorbereiten lassen. Er sah nämlich, daß angränzende pohlnische und litthauische Völker in großer Zurüstung wider ihn waren; er aber, von großem Alter, und viel zu schwach wäre, ihnen zu widerstehen. Er wollte also selbst

dieß

dieß ſterbliche Leben verlaſſen, und ſich mit den Göttern, die im Himmel ihre Wohnung haben, unterreden; und Hülfe für ſein Volk bey ihnen erbitten. Das Volk brachte viel kleines und großes Vieh, mit vergüldeten Hörnern, zu Opfern mit. Es ſchlachtete daſſelbe, warf brennende Fackeln in den Holzſtoß, und ſchmiß das Fett und Eingeweide des Viehes auch dazu hinein. König Widewuth aber ſtand herrlich bekleidet dabey, hielt eine goldene Schale voller Meth in der Hand, und goß denſelben einer ſchwarzen Kuh zwiſchen die Hörner. Den rechten Fuß und linken Arm hatte er entblößet: und mit dieſen Vorbereitungen that er folgende Anrede an ſeine Götter, an ſeine Söhne, und an alles Volk.

Ihr Götter des Meeres, und der Erden! Ihr Götter der Nacht, und der Finſterniß! die ihr in dieſen Wäldern und an dieſem geheiligten Orte eure Wohnung und Tempel habet! Die ihr den feurigen Blitz vom Himmel herab werfet, und der Menſchen Herz mit eurem Donner erſchrecket: die ihr Ungewitter und Regen ausſchicket, und bey dem hellen Monde über den Wolken euren Aufenthalt habet, und mit ſchnellen Flügeln durch die Luft fahret!

Schauet dieß Opfer an! ſchauet mich an, der ich ſelbſt bey dieſem heiligen Altare, zur Aufopferung geweihet werde; und nehmet mich, als einen König, der ſich für das Heil ſeines Volkes zum Opfer darbeut, und den Feuertummen übergiebt, in Gnaden an. Unſre Feinde aber ſchicket Schrecken, Furcht, Flucht, und ohnmächtige Kräfte zum Streite. Nur meinen lieben Preußen verleihet lauter Sieg und Triumph.

Ihr, meine Söhne! laſſet euch die Wohlfahrt eurer lieben Landsleute ernſtlich am Herzen liegen. Liebet und ſchützet ſie, und wiſſet, daß ihr nur darum ihre Fürſten

werdet, daß ihr sie vor Feinden sicher, ruhig und glücklich machen sollet. Seyd alle unter einander einig! Verbindet eure Kräfte, und fallet eure Feinde, wie die Bären an. Schläget und verfolget sie, bis in ihre tiefsten Wälder; und ruhet nicht eher, bis ihr sie so wunde gemachet, daß sie auf ganze Jahrhunderte das Wiederkommen vergessen.

Ihr meine treuen Unterthanen, die ich als ein Vater geliebet; und für die ich alles zu thun bereit gewesen: ihr wisset, was ich für euch gethan habe. Hätten die Götter zu meinen Waffen ihren Segen gegeben; so würden wir längst alle unsre Feinde gedämpfet haben. An meinen Bemühungen, an meiner Wachsamkeit und Munterkeit hat es nicht gefehlet. Aber mein Arm ist zu matt, und eine große Last von Jahren drücket mein Haupt. Ich verlasse euch also mannigfaltigen Anführern, die euch mit tapfern Armen vertheidigen und beschützen werden. Ehret und liebet sie; verlasset sie in keiner Gefahr: denn ihr Heil wird allemal das Eurige seyn. Kurz, gehorchet ihnen, wie ihr mir bisher gehorchet habet.

Nunmehr will ich mich dann, für euch, und für euer ewige Wohlfahrt freywillig aufopfern. Ich gehe freudig zu den Göttern, euch ihren Beystand und Segen auf alle künftige Zeiten auszuwirken.

Und mit solchen Worten ist er auf den Scheiterhaufen gestiegen, und frisch in die Flammen gesprungen. Die Edelsten des Volkes, nebst der munteren Jugend, haben erst einen lustigen Tanz um den Brand gemachet; hernach aber den ganzen Wald mit einem erbärmlichen Heulen und Zetergeschrey angefüllet. Dreymal sind sie um den Scheiterhaufen gerannt, und haben ihre Waffen zornig auf einander geschlagen, auch die Spieße wechselsweis sich geschossen. Vergestalt erbosteten sie sich, ungeachtet

Tod

Tod ihres ſo theuren aufgeopferten Königes, an den Feinden aufs grauſamſte zu rächen: und die gottloſen Maſuren, die noch eben ſowohl als ſie, Heyden waren, bis auf den Grund auszurotten.

Rede Ottons des ſächſiſchen Herzogs, auf ſeinem Todbette, als Vormund Kaiſer Karls des II, des Einfältigen (Simplicis).

Aus Caſpar Hedions Kirchengeſchichte.

Mein letzter Tag iſt nun vorhanden: welcher einem jeden, dem einen früher, dem andern ſpäter, bevorſteht. Mein Vater, Robert, mußte im Kriege wider die Normänner, ſo vielmal den Tod beſorgen, ſo viel er feindliche Schwerter wider ſich gezücket ſah. Allein, in der ganzen Natur iſt keine Gewalt vorhanden, die uns ganz das Leben nehmen könnte. Himmel und Erde, das Meer, und allerley Zufälle, ja Recht und Unrecht, können zwar den Tod mit ſich bringen; aber doch der Seele nichts anhaben. Ja oft begibt ſichs, daß das Leben uns weit ſchweret iſt, als ſelbſt der Tod; ſogar, daß es auch vielen Menſchen beſſer wäre, nie gebohren zu ſeyn.

So lang ich gelebet, habe ich mehr für euch, als für mich geſorget: vielviel mehr gebühret mirs itzo noch, für euch zu ſorgen, da ich nunmehr ſterben ſoll! Brüder beweiſen einander brüderliche Treue, ſo lange ſie leben: ſo bald ſie aber ſterben, und aus dieſem kurzen und elenden Leben in das ewige und ſelige Leben hinfahren, gilt es ihnen alles gleich, was ſie nach ſich laſſen. Je näher ich nun dieſer Unſterblichkeit rücke, deſto deutlicher ſehe ich die Beſchaffenheit aller Dinge: und zwar weit beſſer als ihr, die ihr noch mittein in der Sterblichkeit ſeyd.

Des Menſchen Gemüth nämlich iſt viel göttlicher, als daß es nicht alles für ſchnöd und gering achten ſollte, worüber ſich die Sterblichen ſo ſehr verwundern. Unſere Seele iſt des Himmels und der Ewigkeit fähig: hergegen

die Königreiche dieſer Welt ſind argwöhniſch, untreu, blutig, ungewiß, knechtiſch, voller Angſt und Noth, ja unerſättlich. Keine Trabanten, kein königlicher Thron, keine Kriegsheere, können einen wahren König ausmachen.

Zuförderſt nun wünſche ich euch mit ſterbenden Lippen, die gemeine Wohlfahrt, und das Heil aller Stände des Reiches. Allein dieſe Wohlfahrt, dieſes Heil kömmt nicht zu denen, die beydes nicht begehren. Es kömmt aber, und läßt ſich von denen finden, die es ſuchen. Dem Hunger oder der Peſt zu entgehen, das hat der Schöpfer nicht in unſre Hände geſtellet: daß wir aber eine gemeine Wohlfahrt, und gute Geſetze haben können, das ſteht in unſrer Gewalt.

Ein Glück nach ſeinem Wunſche kann ſich niemand verſchaffen; aber in ſeinem Gemüthe kann ein jeder ſelbſt einen Baumeiſter abgeben, und daſſelbe nach Belieben ordnen und einrichten. Begehret alſo jemand ein Königreich; ſo wird er ſichs ſchwerlich zuwege bringen können: ob ers gleich leichtlich verlieren kann, dafern ers beſitzt. Stehen nun die Glieder in dem Theile eines Staatskörpers wohl mit einander; ſo wird ſich das ganze Reich deſto beſſer erhalten; und das gemeine Wohl, wird auch die Hinfälligkeit einzelner Perſonen erhalten.

Iſt das gemeine Heil krank und gebrechlich, ſo reißt es auch die Wohlfahrt einzelner Perſonen mit ſich hin; ſo ſtark ſie immermehr ſeyn möchten. Wäre in einem gemeinen Weſen ein gleicher Sinn, ein Herz und eine Seele, einerley Rath und Vorſatz: ſo bedörfte es nicht vieler Verſammlungen und Rathſchläge.

Da aber itzo der Allmächtige gewollt hat, daß es an den Tag kommen ſollte; was für ein Sinn und Gemüth, was für Tugend und Tapferkeit in jedem unter euch wäre: ſo iſt es billig, daß ſich ein jeder unter uns befleißige, ſo viel ihm immer möglich iſt, mit Rath und That das ſeine zu thun. Die Einigkeit aber iſt das Vornehmſte, darnach ihr zu ſtreben habet: und es iſt viel rühmlicher, ſich um ihrentheilen, als um das Reich zu bemühen.

Die

Die Eintracht iſt ein ſtälernes Band im menſchlichen Leben; die Eintracht iſt eine Königinn, und gnädige Gebietherinn, die alles im Frieden, im Leben, und in Freude erhält. Die Zwietracht hingegen würket Verwüſtung; machet Städte und Felder öde, und berauber die Königreiche. Laſſet uns alſo dem Vaterlande, von dem wir alles haben, auch alles wieder anheim ſtellen.

Karl der zweyte, Ludewigs des Stammlers Sohn, ſoll billig hinfort einer König ſeyn: denn die ganze Welt vermag ihm ſein Recht zur Krone nicht zu nehmen; geſetzt, daß ſie ſich verbinden wollte, und ihm den Zepter aus den Händen riſſe.

Sehet doch des Menſchen Leben, wie ein Spiel auf der Schaubühne an. Alles was der Menſch thut, das wird nicht nur von denen, die nach ihm kommen, ungeheuchelt beurtheilet werden: ſondern es wird itzo ſchon im Himmel betrachtet, der ſich die Erde gleichſam zum Schauſpiele darſtellet. Vor dieſen Augen des Himmels nun, richtet euch ſo ein, daß die Kürze dieſes Lebens, wie ein Schauſpiel, das nur einen Tag währet, euren Zuſchauern ein Wohlgefallen bringe. Wiſſet aber, daß ihr noch eine weit größere Belohnung zu gewarten habet; als ihr in dieſer Zeit, in euren Herzen immermehr faſſen und erdenken möget.

Rede des ſterbenden Königs Conrads des I. an ſeinen Bruder Eberhard und andre Reichsfürſten; Herzog Heinrichen von Sachſen ausgenommen.

Die Zeit meines Abſchieds iſt, wie ich merke, vorhanden: denn wie ihr ſehet; ſo iſt die Stunde da, darinn ich ſterben ſoll. Darum bitte und ermahne ich euch allerſeits, nach Frieden und Einigkeit zu trachten; und euch ja nicht von der Herrſchſucht verblenden zu laſſen, ſo bald ich erblichen ſeyn werde.

Erwählet aber, wenn ihr mir folgen wollet (und ich meine es, gewiß mit euch und dem Reiche gut), erwählet

Herzog Heinrichen zu eurem Herrn! Denn er iſt ſowohl der klügſte, als mächtigſte Fürſt zu Sachſen und Thüringen; und ſowohl an Weisheit vortrefflich, als mit beſonderm Ernſte, von Gott begnadiget.

Lieber Bruder, ſowohl an Glück, als an edeln Sitten iſt Heinrich groß: und ſchon bisher hat die Verwaltung der öffentlichen Geſchäffte, gröſtentheils bey den Sachſen geſtanden. Nimm alſo dieſe königlichen Kleinodien, dieſen Schmuck, dieſe Sporen, das goldene Band, ſammt dem Mantel, das alte königliche Schwert, nebſt der königlichen Krones und begib dich zu ihm. Mache Frieden mit Herzog Heinrichen, und halt ihn ewig! Denn was wäre es nütze, daß das Volk der Franken, mit dir, vor ſeinen Waffen erliegen ſollte? So wird er gewiß ein König der Deutſchen, und ein Kaiſer vieler Völker werden.

* Sobald König Conrad geſtorben, hat Herzog Eberhard die Reichskleinodien Herzog Heinrichen gebracht: worauf dieſer alles fränkiſche und ſächſiſche Volk gen Fritzlar verſammlet hat; wo er wirklich zum Könige der Deutſchen geſalbet worden.

Ein ganz erdichtetes Exempel.

Rede eines reichen Jünglings, der durch Verſchwendung arm geworden.

O mein Gott! wie geht es mir itzt! Alles Uebel und alle Noth treffen mich itzo auf einmal! Nun erfahre ich erſt, daß Armuth ſehr weh thut; welches ich mir ſonſt nicht einbilden konnte. Ach! wie ſauer wird einem ein Stück Brodt, das man ſelbſt verdienen ſoll! Und wie elend iſt man, wenn man auch bey allem Vorſatze und Fleiße nichts verdienen kann! So gehts mir Elenden nunmehr, nachdem ich um alles meine gekommen bin; und keinen Menſchen finde, der ſich meiner annehmen will.

Wie glücklich war ich nicht in meinen vorigen Jahren! Alles was man ſich wünſchen kann, hatte ich im Ueberfluſſe.

Kuſſe. Meine Aeltern verließen mir ein groſſes Vermögen: welches ſie durch Geiz und Wucher zuſammen geſcharret hatten. So lange ſie lebten, bekam ich wenig in die Händig: daher verfluchte ich ihre Kargheit; ich ſchalt die filzigen Geizhälſe, und wünſchte ihnen täglich den Tod. Hingegen ſuchte ich Leute, die mir auf Hoffnung meiner reichen Erbſchaft, Geld vorſchoſſen; oder ſonſt Credit gaben. Wenn ich ſie fand, ſo war ich froh, und hielt ſie für meine beſten Freunde; ob ich ihnen gleich doppelt ſo viel verſchreiben mußte, als ſie mir vorſchoſſen, oder borgten. Und damals eben legte ich den erſten Grund zu meiner Armuth.

Meine Aeltern ſtarben, und nun ward ich Herr ihres ganzen Vermögens. Hier dünkte ich mir reicher, als Kröſus, und meynte, meines Reichthums könnte kein Ende werden. Ich wehrte meinem Herzen keine Freude. Eſſen und Trinken, Schwausen, Spielen und Wohlleben war mein einziger Zeitvertreib. Den ganzen Tag bis in die ſpäte Nacht, ſuchte ich luſtige Geſellſchaften. Schwätzer, Schmeichler und liederliche Metzen waren mein liebſter Umgang. Reiten, Fahren, Jagen und Herumſchwärmen war mein Alles, und meine höchſte Glückſeligkeit. Alles aber gieng über meinen Beutel.

Unzählige Schmarutzer umgaben mich; die um ein fettes Maul mich immer tiefer ins Unglück ſtürzeten. Dieſe Boshafter und Eigennützigen ließen mich faſt gar niemals allein. Sie belagerten mich recht vom Mittag bis in die Nacht: weil ſie immer gedeckte Tafeln, volle Flaſchen und Gläſer bey mir fanden. Sie ließen mich gar nicht nüchtern werden, und zogen mich von einer Ueppigkeit in die andere. Ich kam alſo nicht einmal auf die Gedanken, wie viel mich dieſe Lebensart koſten könnte. Ich gab alles hin, und warf gleichſam mit vollen Händen weg; ohne zu bedenken, daß auch der völleſte Kaſten leer werden könnte.

Ich ſagte ein Capital nach dem andern auf. Ich verkaufte ein Grundſtück nach dem andern; und kaum empfieng ich das Geld, ſo rannten meine Gläubiger mir vor

den Augen weg. Wie oft ward ich nicht betrogen, überſetzet und hintergangen: denn es war mir viel zu beſchwerlich, auf meine Rechnungen acht zu geben, und mich ſelbſt um den Werth und Preis der Dinge zu bekümmern. Ich verließ mich auf falſche Freunde: die doch ſelbſt ihren Schnitt dabey hatten, wenn ſie mich arm machten. Und ſo ward ich ein Bettler, ehe ichs gewahr ward. Die Kleider auf dem Leibe waren noch das letzte, was ich hatte: als kein Wirth mir mehr borgen, und kein Schmarutzer mich mehr freyhalten wollte.

O wie elend bin ich nunmehr daran! denn alle meine luſtigen Tage haben ein Ende. Meine vorigen Schmausfreunde ſind unſichtbar geworden. Meine Spielgeſellen fliehen mich: weil ich nichts mehr zu verlieren habe. Kein Biſſen Brods wird mir gegeben, weil ich nichts bezahlen kann. O weh mir! Meine Kleider verſetze ich um ein Spottgeld, bloß um meinen Hunger zu ſtillen. Allein wie lange wirds währen? Gelernet habe ich nichts, womit ich mein Brod verdienen könnte: und wie ſauer iſt doch das Arbeiten, wenn mans nicht gewohnt iſt!

Gleichwohl thäte ichs gern; wenn ich mich nicht ſchämte, an einem Orte zu leben, wo man gewiß mit Fingern auf mich weiſen würde. Ich bin ein Spott der Kinder geworden! Diese ſehen mich ſo elend einher ziehen; da ich ſonſt im prächtigen Aufzuge einhergieng. Die Schneider kannten mir meine Kleider nicht prächtig und reich genug machen: und dieſe Böſewichter eben, haben keine geringe Schuld an meinem Unglücke! Sie, ſie verführten mich, mein Vatergut auf unnütze Pracht zu verwenden. Sie reizeten mich durch ihre eigennützigen Lobſprüche, mein Weſen und Hüte noch reicher beträmen zu laſſen, als andre Verſchwender ſie trugen; die mir doch an Stande und Vermögen weit vorgiengen.

Wo ſoll ich mich alſo verbergen? Wie ſoll ich mich den Augen derer, die mich kannten, entziehen? Doch ich will, ich muß in die Fremde ziehen. Gut! das iſt der beſte Anſchlag. Es ſoll mich niemand mehr in dem elenden Aufzuge

zuge zu ſehen bekommen, der mich vorher im Ueberfluſſe gekannt hat. Aber wohin? An welchem Orte wird man mich umſonſt ernähren? Welcher Gaſtwirth wird mich beherbergen, da er mir keines Hällers werth Credit zutrauen kann? Arbeiten kann ich nicht: denn was habe ich gelernet? Was ich gekonnt habe, iſt vergeſſen. Wollte mich doch ein reicher Herr zu ſeinem Diener annehmen! Allein wer wird mich haben wollen, da ich kein Zeugniß meines Wohlverhaltens aufweiſen kann, und garſtige Krankheiten an mir herumtrage. Das einzige Betteln bleibt mir noch übrig; wo ich nicht ein Soldat werden, oder auf einem holländiſchen Schiffe, nach Oſt- oder Weſtindien gehen will! Ja, ja! dieß iſt der beſte Anſchlag. Ich ergreife den Bettelſtab, und gehe bis nach Hamburg, oder Holland. Alsdann mag Gott weiter helfen! Ich armſeliger, ich elender Menſch!

Das VI. Hauptſtück.

Von der Beſtätigung einer Sache.

1. §.

Eine ſehr ſchöne Uebung junger Leute iſt es auch, wenn man ſie etwas durch einen, oder durch mehr Gründe beweiſen, oder beſtätigen lehret. Die Griechen nennen das Κατασκευην.

* Ich weis wohl, daß Aphthonius dieſes nur auf etwas, das ein alter Schriftſteller geſaget hat, einſchränket: z. E. wenn er die Fabeln der Poëten, von der Verwandlung der Daphne, oder von der Liebe der Dido gegen den Aeneaam ꝛc. als wahrſcheinlich behaupten lehret. Allein dazu gehöret mehr Gelehrſamkeit, als junge Anfänger haben: daher ſchließe ich auch andere Dinge von dieſer Uebung nicht aus.

2. §. Dasjenige, was beſtätiget werden ſoll, muß ein Satz, oder Ausſpruch ſeyn; der ſeine Haupt- und Nebenſache hat, davon die letzte von der erſten entweder bejahet, oder verneinet wird.

Z. E. Die alten Deutſchen ſind keine Götzendiener geweſen. Oder: die Verehrung der Sonne und des Mondes iſt die erträglichſte Art der Abgötterey bey den Alten. Oder; wer gelehrt werden will, der muß Latein lernen u. d. m.

3. §. Hat man einen ſolchen Satz erwählet; ſo mache man in ein paar Perioden eine Vorbereitung; ſo daß der Zuhörer ſehe, wie man darauf gefallen, oder warum man eben dieſen, und keinen andern Satz genommen habe.

* Aber freylich darf dieſes nicht ein völliger Eingang ſeyn, wie bey großen Reden. Da es muß natürlich über zwo Perioden nicht lang werden.

4. §. Wenn man den Satz vorgetragen hat, ſo folget der Beweisgrund (Aetiologia), den man ſich erſt ſehr kurz in Gedanken vorſtellen, und durch ein Denn, oder weil, mit dem Satze verbinden muß.

Z. E. Satz. Ein künftiger Gelehrter muß Latein lernen. Grund. Denn ohne dieſe Sprache wird er die beſten Bücher nicht verſtehen können. Oder: Satz. Ein Studirender muß ſich auch auf ſeine Mutterſprache befleißigen; Grund. Weil es ihm eine Schande wäre, wenn er ſie nicht beſſer, als der Pöbel, redete und ſchriebe.

5. §. Wenn man nur einen ſolchen Beweisgrund hat, ſo verwandelt man ihn in eine Schlußrede, die ihren Oberſatz, Unterſatz und Schlußſatz hat, und alſo den Beweis deutlicher vorträgt.

Z. E.

Z. E. Obersatz. Ohne welche Sprache man die besten Bücher nicht lesen kann, die muß ein künftiger Gelehrter lernen.

Untersatz. Nun würde man ohne die lateinische Sprache die besten Bücher nicht lesen können.

Schlußsatz. Also muß ein künftiger Gelehrter die lateinische Sprache lernen.

6. §. Ein jeder von den beyden Förderſätzen muß durch einige kleine Zuſätze erläutert, oder beſtätiget werden; damit der Zuhörer keinen Zweifel daran habe. Denn ſonſt hat der Beweis keine Kraft bey ihm.

Z. E. Bey dem obigen Exempel kann man zur Erläuterung des Oberſatzes anführen: daß die Römer ſich auf das Griechiſche gelegt, wenn ſie gelehrt werden wollten, ſo lange man noch im Lateine ſo viel Bücher von allen Wiſſenſchaften nicht hatte. Beym Unterſatze kann man verſchiedene Schriften anführen, die nur in lateiniſcher Sprache geleſen werden können.

7. §. Dieſe Art von Beweiſen, oder Beſtätigungen eines Satzes, nennet man Syllogiſmum Oratorium, eine redneriſche Schlußrede: und ihr Nutzen und Gebrauch iſt auch in größern Reden ungemein groß.

* Denn in allen Beweisgründen, die ein Redner zur Ueberredung ſeiner Zuhörer brauchet, hat dieſe Art der Schlußreden ſtatt; obgleich zuweilen die Förderſätze umgewechſelt werden; ſo, daß der Unterſatz zuerſt ſteht: welches auch hier geſchehen kann.

8. §. Man machet aber zuletzt noch einen Beſchluß hinzu, der die Wiederholung des vorigen Beweiſes in ſich hält; um ſelbigen den Zuhörern deſto beſſer einzuprägen.

* Ein Exempel wird die Sache klärer machen. Ich will erſt dieſe beyden Sätze, davon ich geredet habe, ausgearbeitet darſtellen.

Beſtä-

Bestätigung des Satzes:

Ein künftiger Gelehrter muß Latein lernen.

Eingang. Nichts fällt jungen Leuten in Schulen verdrießlicher, als die Erlernung der lateinischen Sprache: und sie würden keiner Sache lieber überhoben seyn, als eben des lieben Lateins. Allein die Jugend versteht insgemein ihren wahren Nutzen noch nicht recht.

Satz. Dann nichts ist einem künftigen Gelehrten nöthiger und unentbehrlicher, als die gründliche Kenntniß der lateinischen Sprache.

Beweis. Ich sehe wohl, daß man mir dieses auf mein bloßes Wort nicht glauben wird: daher will ich es auf eine so deutliche Weise darthun, daß man keinen Zweifel mehr daran tragen wird.

Obersatz. Ich setze dabey dieses zum Grunde: daß ein künftiger Gelehrter das alles in seiner Jugend lernen müsse, ohne welches er die besten Bücher nicht lesen, und folglich kein rechter Gelehrter werden könnte.

Bestätigung. Wer nämlich nach einem Zwecke strebet, der muß auch die rechten Mittel dazu nicht verabsäumen. Wer ein Soldat werden will, der muß mit den Waffen umgehen lernen. Wer ein Hofmann zu werden Lust hat, der muß sich in allen Leibesübungen, Sprachen und angenehmen Wissenschaften geschickt machen, die bey Hofe im Werthe und Ansehen stehen. Und wer einen guten Landwirth abzugeben denket, der muß sich um eine genaue Kenntniß von Vieh und Pferden, von Aeckern und Getränke, von Scheunen und Ställen, beyzeiten bewerben.

Untersatz. Nun kann aber ein künftiger Gelehrter, ohne die Kenntniß der lateinischen Sprache, die besten Bücher nicht lesen; und folglich kein rechter Gelehrter werden.

Erläuterung. Die Schriften der alten Römer z. E. würden ihm in Ermangelung des Lateins, lebenslang verschlossene Quellen bleiben. Und gesetzt, daß einige davon in neuere Sprachen übersetzet worden: so ist doch der Verstand

kept

tort allemal beſſer und ſicherer, als eine Ueberſetzung. Und wie viele Bücher ſind nicht in neuern Zeiten, in allen europäiſchen Ländern, und von allen Wiſſenſchaften, lateiniſch geſchrieben worden? Alle dieſe würde einer, der kein Latein verſtünde, entbehren müſſen; und eben darum, weil er ſie nicht leſen und verſtehen könnte, unmöglich ein rechter Gelehrter werden können.

Schlußſatz. Iſt nun dem alſo, daß ein jeder dasjenige lernen muß, was zu ſeiner künftigen Lebensart unentbehrlich iſt; und habe ich es deutlich dargethan, daß ohne die lateiniſche Sprache niemand ein rechter Gelehrter werden kann: ſo wird es wohl ſeine ungezweifelte Richtigkeit haben: daß ein zukünftiger Gelehrter die Erlernung des Lateins durchaus nicht verabſäumen müſſe. Und da man Sprachen viel beſſer und leichter in der Jugend, als in erwachſenen Jahren faſſen kann: ſo erhellet ſehr deutlich: daß in Schulen nichts nothwendiger ſey, als ſich mit Fleiß auf die edle Sprache der Römer zu legen.

Beſtätigung des Satzes:

Daß ein Gelehrter ſeine Mutterſprache nicht vernachläßigen müſſe.

Eingang. So nöthig es auch allen Gelehrten iſt, die alte Sprache der Lateiner zu faſſen; wie vorhin erwieſen worden; ſo nützlich und unentbehrlich iſt ihm gleichwohl, auch die Kenntniß der neuern Sprachen, die noch wirklich in verſchiedenen Ländern geredet werden.

Satz. Unter allen dieſen aber iſt einem jeden Deutſchen die richtigere Kenntniß und Fertigkeit in ſeiner Mutterſprache anzupreiſen.

Beweis. Da man nun zu derſelben ohne Fleiß und Bemühungen nicht gelangen kann; ſo muß ich darthun, daß man verbunden ſey, dieſelbe nicht zu verabſäumen; ſondern ſich eifrig darauf zu legen.

Um

Untersatz. Man wird mir leicht zugeben, daß es einem Gelehrten eine Schande ſey, wenn er ſeine Sprache nicht beſſer redet und ſchreibt, als der gemeine Pöbel: der ſo unwiſſend iſt, daß er auch die Sprache mehr verderbet, als redet; mehr beſchimpfet, als brauchet.

Erläuterung. So machten es jene alten Griechen nicht. Sie befliſſen ſich, ihre Mutterſprache aufs beſte zu reden, und aufs artigſte zu ſchreiben. Sie ſuchten den gemeinen Mann an Richtigkeit der Redensarten und Zierlichkeit der Ausdrücke zu übertreffen: und ihre Vaterſtadt Athen dadurch, vor allen griechiſchen Landſchaften, einen rühmlichen Vorzug zu erwerben. Und wie machten es die Römer? Auch dieſe bemüheten ſich, ſeit Scipions und des Lälius Zeiten, ihre Sprache ſchöner und zierlicher, als das grobe Volk, zu ſprechen. Sonderlich befliſſen ſich die Gelehrten, ein Tiero, ein Virgil, ein Ovid, ein Livius, ein Vitruv, ein Varro, ein Seneca, u. ſ. w. hierinnen den Pöbel zu übertreffen.

Obersatz. Wie aber? Iſt man nicht verbunden, alles zu thun, was einem Ehre bringt? Und ſoll man daher nicht alles vermeiden, was einem eine wahre Schande machet? Dieſes lehren ja alle Meiſter guter Sitten.

Erläuterung. Denn iſt das Urtheil der Vernünftigen dasjenige, was einem eine wahre Ehre bringt; und haben ſich alle Tugendhafte jederzeit bemühet, mit ihrer Aufführung und ihrem ganzen Verhalten den Beyfall rechtſchaffener Leute zu erwerben: ſo kann es uns ja nicht gleichgültig ſeyn, was man von uns denket und ſaget. Vor allen aber wird ein Gelehrter Urſache haben, ſich in allem dem vom Pöbel zu unterſcheiden, was ein wahrer Uebelſtand und eine wirkliche Unvollkommenheit iſt.

Schlußſatz. Iſt es nun dergeſtalt die Pflicht eines Gelehrten, ſich auf eine tugendhafte und vernünftige Art vom Pöbel zu unterſcheiden; und iſt es hingegen, wie ich oben bewieſen, eine wahre Schande, in der Sprache dem einfältigen Haufen des Volkes gleich zu ſeyn; das iſt, ſo ſchlecht zu reden und zu ſchreiben, als der Pöbel ſpricht:

ſo wird ja niemand läugnen können, daß ein Gelehrter ſich auch in dieſem Stücke von demſelben unterſcheiden, und ſich alſo mit Fleiß auf ſeine Mutterſprache legen müſſe.

9. §. Hat man aber zu Beſtätigung eines Satzes, der einen Beweis brauchet, mehr als einen Grund im Vorrathe: ſo darf man einen jeden Grund inſonderheit nicht ſo weitläuftig ausführen, ſondern ſie nur kürzlich vortragen.

* Denn ſonſt würde eine ganze Rede daraus werden, welches doch bey Schulübungen noch gar nicht nöthig, oder nützlich iſt.

10. §. Indeſſen kann gleichwohl, nach Gelegenheit der Sache, ein oder der andre Beweisgrund irgend ein wenig erläutert werden, damit er nicht gar zu kahl und mager in die Augen falle.

* Ein Exempel aus dem obigen, wird die Sache klar machen.

Beſtätigung des Satzes:
Daß die Abgötterey an der Sonne und dem Monde am allermeiſten zu entſchuldigen ſey.

Eingang. Wenn wir uns ein wenig in den Geſchichten der alten Völker umſehen: ſo finden wir, daß verſchiedene Arten des Aberglaubens und Götzendienſtes im Schwange gegangen. Denn bethaten einige ihre Vorältern und die Stammväter groſſer Geſchlechter; andre aber ihre Könige, als Ueberwinder und Wohlthäter ganzer Völker an: ſo geriethen andre auf die Thorheit, Krokodille und Affen, ja Ochſen, Hunde und Zwiebeln, endlich aber wohl gar das Fieber und die Peſt anzubethen.

Satz, oder Vortrag. Unter allen dieſen Arten der Abgötterey, iſt alſo unſtreitig die Verehrung der himmliſchen Kör-

Körper; ſonderlich der Sonne und des Mondes, die allererträglichſte geweſen.

1. Beweis. Denn nichts war unter einfältigen Menſchen, wie die erſten Einwohner der Welt faſt alle geweſen ſind, natürlicher, als diejenigen Körper zu verehren, die ſo prächtig in die Augen fallen, den ganzen Himmel zieren, und von weit edlerer und vortrefflicher Natur zu ſeyn ſcheinen, als alle übrige irrdiſche Dinge.

2. Beweis. Sieht man aber auf den gütigen Einfluß der Sonne in alles Irrdiſche: ſo wird dieſes noch mehr ins Auge fallen. Nichts iſt Menſchen und Thieren empfindlicher, als die Kälte des Winters, Reif und Schnee, ſammt den übrigen Stürmen und Ungewittern. Was erfreuet hingegen alle lebendige Geſchöpfe mehr, als ein warmer Sonnenblick im Winter, und eine zunehmende Wärme im Frühlinge? Kein Wunder alſo, daß die erſten einfältigen Menſchen, auf die Sonne, als auf ihre große Wohlthäterinn geſehen, und ſie zu verehren angefangen haben.

3. Beweis. Eben das kann man von dem bloßen Lichte dieſer himmliſchen Körper ſagen. Die Nacht iſt wahrlich niemands Freund. Eine beſtändige Finſterniß würde gewiß Menſchen und Thieren höchſt unangenehm und beſchwerlich ſeyn. Dieſe aber vertreibt der prächtige Aufgang der Sonne, mit einem durchdringenden herrlichen Lichte. Kein Wunder alſo, daß die alten Perſer in Erſtaunen darüber gerathen ſind, und die aufgehende Sonne einer beſondern Verehrung würdig geſchätzet haben. Eben das kann gewiſſermaßen auch vom Monde gelten, der uns gleichfalls die langen Winternächte mit ſeinem Silberglanze erleuchtet, und die dickſten Finſterniſſe erträglicher machet.

4. Beweis. Am deutlichſten aber fällt dieſes ins Auge, wenn man auf das Wachsthum und die Fruchtbarkeit aller Erdgewächſe ſieht, die doch bloß von der Sonne ihren Urſprung hat. Ohne ihre lebendige Wärme, iſt ja der Schooß der Erden ganz erſtorben. Ohne ihre kräftige Strahlen liegen ja Kräuter, Wurzeln und Samkörner, wie

todt

todt im Staube. Ja Thau und Regen verwandeln sich in einen tödtenden Reif und Schnee, wenn sie der Luft ihren wärmenden Einfluß entzieht. Kömmt aber ihr milder und sanfter Blick im Lenzmonathe wieder zu Kräften: so erwachen gleichsam alle schlafende Kinder der Natur. Die Kräuter sprießen von neuem; die Samkörner keimen und treiben neue Pflanzen; die kahlen Bäume grünen und blühen; und alle Felder erfreuen mit ihren Früchten des Menschen Augen, Mund und Herz.

Beschluß. Was war es denn Wunder, daß die ersten Einwohner der Welt, in ihrer Einfalt, die Sonne für eine wohlthätige Gottheit gehalten; deren Schönheit und Pracht allen übrigen Geschöpfen vorgienge; deren Licht und Glanz Augen und Herzen erfreuete; deren wärmende Strahlen Menschen und Thiere erquickten; und deren wohlthätiger Einfluß endlich Felder und Auen, Bäume und Gebüsche mit Gras, Blumen und Früchten bedeckte? Sollten sie eine solche Gottheit nicht ehren; die doch Jahr aus Jahr ein so merkliche Beweise ihrer wohlthätigen Natur darböth? In Wahrheit, man kann es diesen einfältigen Völkern nicht verdenken, daß sie die Sonne, wo nicht für Gott selbst, doch für einen milden Statthalter des höchsten Wesens gehalten; der bloß dazu gesetzet wäre, seine Wohlthaten in der Welt auszutheilen.

Das VII. Hauptstück.

Von der Widerlegung (Anaskeuh).

1. §.

Bisweilen ist es gut, Anfänger auch in Widerlegung einiger falschen Sätze zu üben, die von andern für Wahrheiten ausgegeben werden. Es ist dieselbe also eine Umstoßung oder Vernichtung eines Satzes.

* Man kann leicht denken, daß die Vernunftlehre die rechten und gründlichen Regeln dazu geben muß. Da aber auch in großen Schulen und Gymnasien die Logik getrieben wird: so setzen wir voraus, ein junger Mensch habe dieselbe schon etwas begriffen; ehe er die Redekunst zu treiben anfängt.

2. §. Was man widerlegen will, muß weder ganz ausgemacht wahr, noch an sich selbst schon unglaublich; sondern noch zweifelhaft, oder unausgemachet seyn.

Z. E. Es würde lächerlich seyn, zu widerlegen, daß ein Alexander, oder Cäsar, oder Karl der Große gelebet habe. Weit erlaubter wäre es, zu widerlegen: daß D. Faust jemals auf seinem Mantel durch die Luft gefahren: weil viel einfältige Leute solchen noch glauben mögen.

3. §. Will man aber etwas widerlegen, so muß man zuerst diejenigen tadeln, die solches für wahr ausgeben, oder sonst behauptet haben. Dieses geschieht, indem man sie verdächtig machet, daß sie keinen Glauben verdienen.

Z. E. Wenn die Poeten vom Singen der sterbenden Schwäne, vom Vogel Phönix, oder von den Verwandlungen der Dinge dichten. Oder wenn sie alte Historien von der Päbstinn Johanna, von der schönen Magellone, oder dem gehörnten Ritter Siegfried, u. d. gl. erzählen.

4. §. Sodann muß man den Verlauf, oder Inhalt der Sache vorstellig machen, wie sie vorgetragen, oder geglaubet wird: darinn denn bisweilen schon die Gründe der Falschheit in die Augen fallen.

Z. E. Wenn man die Fabel von der gedachten Päbstinn erzählet, oder eine vermeynte Historie von D. Faust, kürzlich beybringet.

5. §.

5. §. Endlich muß man die Unwahrheit derselben umstoßen; und zwar durch Entdeckung der Dunkelheit, Unwahrscheinlichkeit, Unmöglichkeit, Unnützlichkeit, und Unbeständigkeit der ganzen Sache.

* Manchmal sind noch andere Merkmaale, daraus man die Falschheit einer Sache abnehmen kann. Z. E. das Stillschweigen der zeitverwandten Schriftsteller; der Widerspruch ansehnlicher Leute; die größere Wahrscheinlichkeit des Gegentheils; die Uebereinstimmung mit andern ausgemachten Dingen.

6. §. Den Beschluß machet man kürzlich, durch eine Wiederholung dessen, was man hat beweisen wollen; oder durch Verlachung des widerlegten Irthumes, und derer, die ihn für wahr halten.

* Bisweilen kann auch ein Einwurf kürzlich berühret und gehoben werden: damit der Gegner keinen Schlupfwinkel übrig behalte.

7. §. Die Schreibart solcher Widerlegungen kann lebhaft, feurig, ja bisweilen gar zänkisch und lustig eingerichtet werden: doch so, daß man den Wohlstand nicht beleidige, oder Schimpfworte mit einmenge.

Z. E. giebt Aphthonius eine Widerlegung der Fabel von der Daphne, die sich in einen Lorberbaum verwandelt haben soll. Allein bey uns wird dieses ohnedieß niemand glauben. Ich aber will dafür die Fabel vom Dädalus und Ikarus nehmen, die manchen noch etwas glaublicher vorkommen möchte.

Widerlegung der Fabel vom Ikarus.

Eingang. Unter andern Fabeln, womit das liebe Alterthum die Geschichte verunstaltet hat, ist auch die vom Dädalus eine der bekanntesten: der sich und seinem Sohne

Flügel gemacht haben, und damit durch die Luft geflogen seyn soll. Die Griechen überhaupt sind ein so leichtsinniges und kindisches Volk gewesen, das man ihnen alles weis machen können: und die witzigen Köpfe unter ihnen, haben sich dieser ihrer Schwachheit und Neigung zu Fabeln, auf die allerlächerlichste Art bedienet. Daher kommen nun so viel läppische Mährchen, von Göttern und Menschen, Thieren und Pflanzen, davon ihre Poeten wimmeln: und die auch Ovid seinen Römern großentheils in seine Verwandlung zusammen getragen hat.

Erzählung. Was aber den Dädalus betrifft: so erzählet man die Sache so: Er war aus Athen, und einer der größten Bildhauer und Baumeister der damaligen Zeit. Nach vielen andern Kunststücken, erbauete er in Kreta den berühmten Labyrinth; war auch so wohl der Gemahlinn des Minos, Pasiphae, als seiner Tochter Ariadne zu ihren verliebten Absichten behülflich. Deswegen ward er, nebst seinem Sohne Ikarus, vom Könige gefangen gelegt. Im Gefängnisse nun, verfertigte dieser künstliche Meister sowohl für sich, als für seinen Sohn, Flügel: die er sich und ihm mit Wachs ansetzete, und womit sie beyde aus der Insel Kreta fliegend entwischten. Dädalus selbst zwar kam glücklich nach Sardinien und Sicilien: Ikarus aber, der wider seines Vaters Rath, gar zu nahe an die Sonne flog, so daß ihm das Wachs schmolz, fiel in die See und ersoff.

Widerlegung. Diese Fabel nun ist es im geringsten nicht werth, daß sie heutiges Tages bey jemand Glauben finde.

a) Aus der Dunkelheit der Zeiten. Denn zuförderst ist sie aus den dunkeln Zeiten der Griechen her, darinn noch keine Geschichtschreiber lebten: sondern alle Dinge nur durch mündliche Sagen und Erzählungen fortgepflanzet wurden. Hier mengte sich nun wahres und falsches, wunderbares und unglaubliches desto leichter unter einander; je unwissender die Leute waren, die damals lebten. Die seltsamsten Mährchen fanden also am leichtesten Glauben; weil man die Einfalt leicht betrügen konnte. Dergleichen Fabel ist nun auch diese. Sie stammet augenscheinlich aus

den

den Zeiten des Minos, langs vom Herodot, ja vom Homer und Hesiodus; d. i. aus den dunkelsten Zeiten von Griechenland her.

b) Aus der Unwahrscheinlichkeit. Wer wird aber solch ein Abentheuer von wächsernen Flügeln wohl glauben, wenn er nur halbigt die Natur der Sache in Betrachtung zieht? So künstlich auch Dädalus gewesen seyn mag: so kann man sich doch nicht einbilden, daß Minos ihn in ein Gefängniß ohne Dach wird versperret; oder ihm solche große Fenster wird offen gelassen haben, dadurch er mit seinem Sohne hätte entwischen können. Gesetzt also, er hätte Flügel gehabt, und sie wirklich brauchen können; so würde er doch nicht heraus gekonnt haben.

c) Die Unmöglichkeit. Allein was brauchet es viel Weitläuftigkeit, da die Sache selbst unmöglich ist? Es ist leicht gesaget, daß er sich Flügel gemachet: aber es ist nicht wohl zu begreifen, wie es damit zugegangen sey. Was für Federn nahm er dazu? Ohne Zweifel von den größten Vögeln; von Störchen, Adlern, Kranichen, Straußen, Gänsen und Geyern. Allein wo bekam er sie in solcher Menge her, vier solche große Flügel zu machen, als er und sein Sohn sie nöthig hatten? Gesetzt aber, Pasiphae und Ariadne hätten sie ihm, aus Erkenntlichkeit zugesteckt: waren sie denn auch lang und groß genug, einen menschlichen Körper zu tragen? Welch ein Unterschied ist nicht in der Schwere eines Adlers und eines Menschen? Und wenn gleich ein Strauß viel größer ist: so hat er doch selbst nicht einmal solche Flügel, womit er sich von der Erde heben kann.

Noch mehr! Man gebe ihm Federn so viel er will; wie wird er selbige an seinen Armen so befestigen, daß er sie zum Fliegen brauchen kann? Kleber denn das Wachs so fest an der Haut, als ob es angewachsen wäre? Und würde auch wohl irgend ein anderes Kunststück zureichend seyn, sie so genau damit zu verbinden: daß sie bey den gewaltsamsten Bewegungen eines langen Fluges, nicht losgehen sollten?

Und wie kann man doch ferner glauben, daß menschliche Arme Kraft und Stärke genug gehabt haben könnten, die ganze Last seines Körpers zu tragen? Den Vögeln hat Gott

eine starke fleischichte Brust gegeben, deren Muskeln ihre Flügel gewaltig bewegen können. Dem Menschen aber ist diese Kraft, wie den vierfüßigen Thieren, in die Lenden gelegt, welche seinen Körper tragen müssen; da sie hergegen den Armen fehlet. Wie sollte also ein Dädalus, oder ein Ikarus, in diesen schwachen Werkzeugen seiner Schwingen, Stärke genug gehabt haben; ich will nicht sagen hundert, nicht funfzig, nicht zehn, sondern nur eine einzige Meile durch die Luft zu fliegen? Wie sollten sie immermehr nicht etwa, wie ein Storch oder Adler, einen funfzehn oder zwanzigpfündigen Leib; sondern einen Körper von anderthalb oder zween Centnern fortzuführen? Kurz, die Sache ist so unbegreiflich, als unmöglich sie ist; und brauchet gar nicht, deutlicher widerleget zu werden.

d) Das Lächerliche. Allein wo bleibt endlich noch das Lächerliche, von den geschmolzenen Fittigen des Ikarus? Ist es nicht seltsam, daß man diesen jungen Vogel so hoch in die Luft fliegen läßt, daß er gar der Sonne zu nahe kömmt? Ist denn das möglich? Welcher Vogel, und wenn es der Adler selbst wäre, kann sich denn so hoch schwingen? Müssen denn nicht alle lebendige Geschöpfe in unserer lustigen Athmosphäre, oder Dunstkugel bleiben, ohne welche sie weder leben noch fliegen können? Und weis man es nicht, daß diese desto kälter wird, je höher sie sich von der Erden erstrecket? Der Schnee auf den Gipfeln hoher Berge schmilzt auch im heißen Sommer nicht einmal. Wie sollten denn des Ikarus wächserne Schwingen geschmolzen seyn, die doch viel mehr Wärme erfodern, wenn sie zerfließen sollen? Der hochfliegende Ikarus würde gewiß viel eher, aus Mangel der Luft erstricket, oder vor Kälte erstarret; als vom Schmelzen der Sonne um seine Flügel gekommen seyn. Kurz, die ganze Fabel ist von Leuten erdichtet worden, die weder die Natur, noch die Gränzen der Wahrscheinlichkeit im geringsten gekannt haben.

Beschluß. Was hat aber immermehr zu dieser Erdichtung Anlaß gegeben? Nichts anders, als die kluge Erfindung Dädals, der zuerst Segel an ein kleines Schiff beifliget, und sich den Winden auf der See überlassen hat.

Diese

Dieſer ungewöhnliche Anblick hat es denen damals einfältigen Menſchen weis gemacht, er ſey mit ausgeſpannten Flügeln über die See geflogen. Und da vieleicht Ikarus, als ein junger Menſch, zu unbeſonnen geweſen, ins Waſſer gefallen und umgekommen; ſo iſt nichts leichter geweſen, als, jene Einbildung ein wenig auszudehnen; nicht anders, wie man die von den lebendigen Bildſäulen Dädals erweitert hat. Denn da er zuerſt die Schnitzbilder der Götter mit ausgeſtreckten Armen, und auseinandergeſtellten Beinen gemachet: ſo hat die Einfalt damaliger Zeiten ſie für beſeelet und beweglich ausgegeben; ja ihnen wohl gar Ketten angeleget: aus Beſorgniß, daß ſie vieleicht gar davon laufen möchten.

Widerlegung der Geſchichte vom großen Schwarzkünſtler, D. Fauſt.

Eingang. Hat jemals eine Sache die Gemüther des gemeinen Volkes mit Furcht, Schrecken und Verwunderung eingenommen: ſo iſt es gewiß das Vorurtheil von der Zauberkunſt und Hexerey geweſen. Nichts erfüllete vormals die Gemüther der halben Welt mit größern Schrecken, als die Furcht vor der Gewalt der böſen Geiſter, und ihrer Werkzeuge, der Schwarzkünſtler. Doch iſt unter allen dieſen vermeynten Unholden niemand leichtlich ſo berühmt geworden, als der übel berüchtigte D. Fauſt.

Hauptſatz. Und von dieſem berufenen Hexenmeiſter eben iſt es mein Vorhaben, zu zeigen: daß die ganze Geſchichte von ſeinen Zaubereyen nichts, als eine bloße Fabel und Legende ſey, die nicht den geringſten Glauben verdienet.

Erzählung. Die Hiſtorie von demſelben iſt zu bekannt, als daß ich ſie weitläuftig erzählen dürfte. Er wird für einen Doctor ausgegeben, der mit dem Teufel ein Bündniß gemachet habe; daß er ihm auf gewiſſe Jahre zu Büßung aller ſeiner Lüſte behülflich ſeyn; ihm allemal Geld, und was er ſich ſonſt wünſchen würde, verſchaffen; in Geſtalt eines Dieners, Mephiſtophiles, oder auch in der Figur ei-

nes schwarzen Hundes, beständig um ihn seyn, und ihm in allen Stücken zu Gebothe stehen solle. Dafür aber wolle er ihm, nach Verfließung solcher Zeit, mit Leib und Seele eigen seyn; wie er denn auch wirklich von dem Satan sichtbarlich geholet, und durch die Luft davon geführet worden seyn soll.

Widerlegung. So lautet unsre Fabel; und wem sie nicht schon an sich selbst, als eine grobe Lüge vorkömmt, dem wird es leicht seyn zu zeigen: daß sie recht ungereimt, unglaublich und abgeschmackt sey.

1. **Ihre Dunkelheit.** Sehen wir auf ihren Ursprung, so schreibt sie sich aus dem XVten Jahrhundert her, als noch der Aberglaube ganz Europa bedeckte, und es gewissen Betrügern sehr leicht fiel, dem Volke alles, was sie wollten, weis zu machen. In diesen finstern Zeiten sind die meisten Mährchen von den Magellonen, Meluſinen, von Riesen und feuerspeyenden Drachen, von Lintwürmern und gehörnten Siegfrieden, von bezauberten Schlössern und verwünschten Prinzeßinnen ausgebrütet worden, die so lange Zeit den Pöbel geblendet, die Kinder erschrecket, und den Aberglauben befördert haben. Damals sind die lächerlichen Erzählungen vom Blocksberge, und den Hexentänzen entstanden, die in der Walpurgisnacht daselbst mit den Teufeln gehalten werden sollen. Damals sind auch die Kobolde und Bergmännlein, nebst den wütenden Heeren, den weißen Frauen und Mönchen ausgehecket worden, die so lange Zeit in der Einbildung des Volkes geherrschet, und noch diese Stunde nicht ganz aufgehöret haben.

2. **Die Unwahrscheinlichkeit.** Sodann zieht auch diese Fabel kein sattsames Licht, weder von der Vaterstadt und dem Geschlechte D. Fausts; noch von der rechten Zeit, wenn er eigentlich gelebet; noch von der hohen Schule, wo er Doctor geworden; noch von dem Orte, wo ihn endlich der Satan geholet. Alle Geschichte aber, denen es an diesen Umständen fehlet, sind schon an sich selbst der Falschheit verdächtig; zu geschweigen, daß kein andrer glaubwürdiger Geschichtschreiber mit einer Sylbe seiner gedenket.

3. Die

3. **Die Unmöglichkeit.** Und was soll man von den seltsamen Zaubereyen sagen, die D. Faust ausgeübet haben soll? Sind sie nicht alle abgeschmackt und ungereimt? Bald soll er auf seinem Mantel durch die Luft gefahren seyn; bald ist er, auf einem Weinfasse aus dem Keller geritten, wie hier in Leipzig geschehen seyn soll; bald hat er sich alle Sommerfrüchte mitten im Winter zusammen gezaubert; bald hat er die berühmtesten Personen des Alterthums zu sehen verlanget, und ist seiner Bitte gewähret worden. Kurz, es ist alles so ungereimt und abgeschmackt ausgedacht, daß man die Falschheit aller solcher Alfanzereyen mit Händen greifen kann. Und sollte die Gewalt des Satans so weit gehen, alle diese Dinge zu bewerkstelligen; so müßte gewiß die ganze Welt in Unordnung gerathen: welches doch der Macht und Weisheit Gottes sehr verkleinerlich wäre.

4. **Entdeckung des Ursprunges.** Indessen ist es nicht zu läugnen, daß ein wirklicher Johann Faust in der Welt, und zwar in Maynz gelebet hat; der auch damals vielen wirklich wie ein Zauberer vorgekommen ist. Wer er gleich kein Doctor, so hat er doch nunmehr vor dreyhundert Jahren mehr Aufsehens in der Welt gemachet, als tausend und noch tausend Doctoren; indem er die edle Buchdruckerkunst zu Stande gebracht hat. Er druckte nämlich nach langen Bemühungen und großem Aufwande Bibeln, und andre nützliche Bücher. Da er nun selbige nicht nur in größerer Anzahl, und um einen weit leichtern Preis verkaufte; als vor seiner Zeit, da man noch alles schreiben mußte, möglich gewesen war: so nahmen die neidischen Mönche, denen ihr Verdienst beym Abschreiben der Bücher dadurch geschmälert ward, daher Gelegenheit, ihn für einen Hexenmeister auszugeben. Sie erdichteten hundert Fabeln von ihm, machten ihn zum Doctor, und ließen ihn endlich gar vom Teufel holen.

Beschluß. Nun urtheile man selbst, was von einer so boshaften, und doch dabey einfältigen Fabel zu halten sey: womit man das Andenken eines so verdienten Mannes bey

der Nachwelt anzuschwärzen gesuchet? Wie weislich würden doch Obrigkeiten handeln, wenn sietheils die läppischen Bücher vom D. Faust überall verbiethen und wegnehmen; theils die abgeschmackten Komödien von demselben, aus ihren Städten und Ländern verbannen wollten: welche gewiß zur Schande unsrer aufgeklärten Zeiten, den Pöbel lange genug geäffet und verblendet haben.

8. §. Will nun ein treuer Schullehrer mehr solche Widerlegungen an die Hand geben: so werden ihm theils in den Alten verschiedene Beyspiele vorkommen, theils andre Irrthümer beyfallen, die noch itzo im Schwange gehen, und widerleget zu werden verdienen.

* So hat z. E. im Livius, M. Porcius Cato, nicht nur wider den überflüßigen Schmuck der Weiber, sondern auch wider die Bachanalien nachdrücklich geredet. Diese könnten Gelegenheit geben; die heutigen Carnevalslustbarkeiten, und den gar zu großen Putz in Kleidungen zu widerlegen.

9 §. Man kann auch junge Leute vielerley herrschende Misbräuche, z. E. die Aberglauben vom Blocksberge, und der Versammlung der Hexen; die Thorheiten, so am Neujahrsabende vorgehen; die Einbildungen von den zwölf Nächten; vom Walpurgis- und Johannsabende, von den Währwölfen u. d. m. widerlegen lassen.

* Dergestalt können nun die Vorübungen der Beredsamkeit, auch nützlich werden, und junge Leute von dem Aberglauben des einfältigen Pöbels befreyen.

Das

Das VIII. Hauptſtück.

Von Beantwortung einer Frage.

1. §.

Man kann jungen Leuten auch dadurch eine Uebung in der Schreibart an die Hand geben, daß man ihnen eine Frage vorlegt, die ſie, nach ihrer Einſicht oder Meynung, beantworten können.

*Aphthonius nennet dieſe Uebung Theſin, einen Satz, erkläret ſich aber ſo: daß er es Conſultationem, ſive alicujus rei inveſtigationem, oder conſiderationem nennet. Er giebt die Exempel: An ducenda ſit uxor? an navigandum? an muri faciendi? Dieſe nennet er civiles, weil ſie ins bürgerliche Leben einen Einfluß haben. Andre nennet er contemplativas, z. E. An cœlum ſit globoſum? An plures ſint mundi? Ich habe es lieber ſchlecht weg Fragen nennen wollen.

2. §. Ein jeder ſieht ſelber wohl: daß man jungen Leuten keine Fragen vorlegen muß, die ſehr in die Wiſſenſchaften laufen, welche ſie noch nicht verſtehen; ſondern von Dingen, die aus dem gemeinen Leben bekannt ſind.

*So wäre die Frage; ob es viele Welten giebt? Ob der Mond Einwohner habe? Ob die Fixſterne Sonnen ſind? in Schulen noch viel zu gelehrt. Man muß ſich allemal nach der Fähigkeit ſeiner Zuhörer richten.

3. §. Man kann aber durch ſolche Fragen junge Leute zum Nachſinnen, in ihrem Thun und Laſſen gewöhnen; dabey ſie alles überlegen, was für, oder wider

oder eine Sache, Handlung, oder Entſchlieſſung geſaget werden kann.

Z. E. Wenn man ihnen die Frage vorlegete: ob wohl ein armer Knabe ſtudiren ſoll? Ob er die Handlung, oder eine Kunſt lernen? ob er ein Soldat, oder ein Landwirth werden ſolle? Ob ein Studirender ſich den geiſtlichen oder weltlichen Stand erwählen? Ob er die Arzneykunſt, die Rechte, oder die freyen Künſte allein wählen ſoll? u. d. m.

4. §. Zur Ausführung einer ſolchen Frage gehöret alſo zuförderſt ein kleiner Eingang: darinn die Veranlaſſung zu ſolcher Frage kürzlich erwähnet, und die Frage ſelbſt vorgetragen wird.

* Man muß aber ja keine lange Eingänge machen: die mit vielen Perioden und Umſchweifen erſt auf die Sache führen. Je kürzer, deſto beſſer gerathen ſolche Vorreden oder Einleitungen.

5. §. Nun folget die Erzählung, oder Beſchreibung der Sache; daraus man die rechte Beſchaffenheit ihrer Umſtände erſehen kann. Denn ohne eine rechte Einſicht in dieſelbe kann man nichts antworten.

Z. E. Wenn man fraget: ob man ein Haus bauen ſoll; ſo muß man wiſſen von wem? wo? und wenn? auch was für ein Haus gebauet werden ſoll? Ohne ſolche Umſtände könnte man nichts rechtes ſagen.

6. §. Hierauf kann man die Gegenmeynung derer, die anders Sinnes ſind, vortragen; und ſie kürzlich abfertigen; indem man den Ungrund derſelben zeiget, und ſie deswegen verwirft; weil ihre Gründe nicht zulänglich ſind.

* Wenn man dergeſtalt die Gegenmeynung aus dem Wege geräumet hat; ſo hat man halb gewonnen, und kann hernach ſeine eigne Meynung deſto leichter behaupten.

7. §.

7. §. Nun ist es Zeit, seine eigene Gedanken herauszusagen. Aber man muß sie nicht nur sagen, sondern auch mit guten Ursachen bestätigen. Diese werden vom 1) Möglichen, 2) Billigen, 3) Nützlichen, und 4) Nothwendigen hergenommen.

* Es kann kommen, daß in besondern Materien, eins oder das andere von diesen Stücken nicht statt findet, oder auch sonst eine gnove Ursache an die Stelle tritt. Alsdann ist es billig, von dieser Vorschrift abzuweichen, und sich nach der Materie zu richten.

8. §. Den Schluß machet eine kleine Wiederholung der Antwort auf die Frage, mit kürzlicher Beyfügung der angeführten Gründe, um sie dem Zuhörer desto besser einzuprägen.

* Man muß sich nur bey allem der Kürze befleißigen, damit sich junge Leute nicht viele Ausschweifungen angewöhnen; sondern bey der Klinge fechten lernen mögen. Exempel machen die Sache klärer.

Frage:
Ob ein armer Jüngling studiren solle?

1.

Einleitung. Wenn man die große Menge von Gelehrten betrachtet, die es heut zu Tage fast in ganz Europa giebt; und die unmöglich alle befördert werden können, auch daher großentheils ein elendes Leben führen müssen: so ist man auf die Gedanken gekommen, die Zahl der Studirenden zu vermindern. Man hat geglaubet, daß es am besten wäre, junge Leute von gewisser Art, vom Studiren abzuhalten; damit nur gerade so viel gelehrt werden, als die Republik brauchet. Und hier ist die Frage aufgeworfen worden:

2. Frage: Ob es nicht gut wäre, die armen und unvermögenden Jünglinge von der Erwählung der Studien abzuhalten?

3. Umſchreibung. Die Meynung iſt eben nicht geweſen, alle diejenigen vom Studiren zu entfernen, die keine großen Reichthümer beſitzen; die keine Tonnengoldes, oder doch ſonſt ein ſo austrägliches Einkommen beſitzen, daß ſie von ihren Zinſen reichlich leben können; geſetzt, daß ſie keine Aemter zu verwalten bekämen. Nein, man hat nur die ganz Armen, die gar nichts zu leben haben, von dem Tempel der Muſen abhalten wollen: ſie möchten nun ſonſt auch ſolche gute Köpfe haben; und noch ſo geſchickt ſeyn, die Wiſſenſchaften gründlich zu erlernen.

4. Gegenmeynung. Und man kann es nicht läugnen, daß dieſe Meynung gemlich ſcheinbare Gründe für ſich hat. Denn, ſagen dieſe Leute: mit einem hungrigen Magen, lumpigten Kleide und leeren Beutel ſtudire ſichs ſehr übel. Ein Holzhäcker, ein Schuſter und Schneider könne ſchon als ein Lehrburſch in der Jugend ſein Brod verdienen: wenn aber ein Schüler der ſieben freyen Künſte, ſelbſt nichts zu beißen oder zu brechen hätte, ſo müſſe er mit dem Bettelſacke herum laufen. Auf hohen Schulen koſte alles Geld: und wenn ein armer Schlucker bloß von der Gnade ſeiner Landsleute leben ſolle, ſo gehe es ſchmale Biſſen. Nun wäre es zwar möglich, durch Informationen bey reicher Leute Kindern etwas zu verdienen: allein der Unterricht der Kinder benehme einem Studirenden die beſte Zeit zum Studiren: zugeſchweigen daß nicht ein jeder gute Information bekommen könne. Endlich hielte es auch mit den Stipendien und Beförderungen hart: indem die Reichern immer die beſten wegſchnappeten; die Armen aber das Nachſehen hätten.

5. Widerlegung. Allein bey genauer Erwägung der Sache iſt es ſo übel noch nicht damit beſtellt. Es giebt ja faſt in allen Städten, wo große Schulen ſind, Wohlthaten und Zugänge für die Lernenden. Selbſt die Muſik wirft hier und da einigen Unterhalt ab. Auf hohen Schulen giebt es auch Freytiſche und Stipendien: und wenn ein junger Menſch ſich durch ſeinen Fleiß und ſeine Geſchicklichkeit bey den Lehrern beliebt machet: ſo wird er gewiß andern vorgezogen, und einigermaßen verſorget. Reichere

Stu-

Studirende geben oft Aermern freye Stuben, nebſt Holz und Licht: andre, die mit ihnen die Vorleſungen der Lehrer wiederhalen wollen, geben auch wohl baares Geld. Und wenn gleich dieſes, und der Unterricht vornehmer Kinder Zeit koſtet; ſo iſt ein Armer hernach früh und Abends deſto fleißiger. Endlich finden ſich auch die Beförderungen, wenn man nur erſt etwas rechtes gelernet hat; wie ſo unzählige Exempel ſattſam zeigen.

6. **Beantwortung.** Aus dieſen Urſachen trage ich gar kein Bedenken, auf obige Frage mit Nein zu antworten, und zu behaupten: daß man eben nicht alle arme Leute vom Studiren abhalten müſſe.

1. **Weil es möglich iſt.** Denn erſtlich iſt es ja ihnen, ihrer Armuth ungeachtet, eben ſo wohl möglich, etwas rechtes zu lernen, als einem Reichen. Ich ſetze zum voraus, daß ſie von der Natur mit einem nicht nur mittelmäßigen, ſondern vortrefflichen Kopfe verſehen ſind: denn ohne dieſen, werden auch reichere Jünglinge gewiß nichts lernen. Haben ſie aber dieſe natürliche Fähigkeiten des Geiſtes; ſo faſſen ſie in kurzer Zeit, ja mit leichter Mühe, mehr als andre; die bey vielem Vermögen, entweder nicht ſo fähige Köpfe haben, oder doch nicht ſo fleißig ſind. Bey ſo vielen Hülfsmitteln der Armen, bey Stipendien, Freytiſchen und Informationen, die es faſt auf allen hohen Schulen giebt, iſt es auch gar wohl möglich, auch den nöthigen Unterhalt, wo nicht überflüßig, doch zureichend zu finden: zumal, wenn ſich nicht ganz nackte und von allem entblößte Leute, zu dieſen Armen rechnen.

2. **Weil es billig iſt.** Und wie unbillig würde es nicht ſeyn, ſolche trefliche Köpfe vom Studiren abzuhalten? Will man denn dem gemeinen Weſen alle die ſchönen Gaben entziehen, die dereinſt auf Rathhäuſern und in Kirchen, bey Hofe, und in allen Aemtern ſo nützlich ſeyn könnten? Will man nur die ungeſchickten Söhne vieler Reichen, oder doch die faulen und nachläßigen, mit den Muſen bekannt machen? Dieſe werden gewiß bey ihnen ſchlechten Beyfall finden. Denn dieſe Schönen ſehen nicht, wie die Töchter der Sterblichen, auf das Geld ihrer Verehrer; ſondern auf ihren

Eifer

Eifer und Fleiß. Es pflegt aber insgemein ihr Reichthum selbst von Reichern Hindernisse des Fleißes abzugeben; dahingegen die Armen durch kein Schmausen, Reiten und Fahren, Spielen und Schwälgen vom Studiren abgehalten werden.

3. Weil es nöthig ist. Und wie würde es wohl um das gemeine Wesen aussehen, wenn niemand als wohlhabende und reiche Leute studiren sollten? Die meisten Aemter, dazu man gelehrte Leute brauchet, z. E. die Pfarrstellen auf dem Lande, und selbst die Schulämter in vielen Städten, sind mit sehr schlechten Einkünften versehen. Hätte man also keine Armen Studirenden: so würde es an Leuten fehlen, diese Stellen zu besetzen. Denn welcher Reiche, oder nur etwas wohlhabende Candidat, würde nach einer Pfarre streben, die manchmal kaum 100, 150, oder 200 Thaler jährlich einträgt? Nach den beschwerlichen Schuldiensten aber, die oft noch weniger einbringen, würde sich vollends niemand sehnen. Kurz, es ist sehr nothwendig, daß auch unbemittelte Leute studiren: weil es sonst den meisten Kirchen und Schulen an treuen Dienern fehlen würde.

4. Weil es nützlich ist. Gesetzt nun, daß endlich auch durch die bisherigen Ursachen, eine gar zu große Anzahl zum Studiren angelocket würde; gesetzt, daß unmöglich alle, zumal in gewissen Ländern, zu Aemtern gelangen könnten: so ist es dennoch nützlich, daß ihrer so viele studiren. Muß denn nicht ein Land zuweilen dem andern, vom Ueberflusse seiner Gelehrten, etwas mittheilen? Ueberall nämlich sind ihrer nicht eine solche Menge zu finden. Hier kömmt das fruchtbare Land dem unfruchtbaren zu statten. Und gesetzt endlich, daß auch dann, noch einige unversorgt übrig blieben: braucht man denn nicht Küster und Schulmeister auf den Dörfern? Können nicht manche, auch durch Heurathen, wieder zu bürgerlichen Handthierungen kommen, gute Verwalter, Aufseher und Amtleute werden, ja gute Rathsherren und Bürgermeister auf kleinen Städten abgeben? Gewiß, in allen diesen Ständen ist die Gelehrsamkeit niemanden nachtheilig, sondern vielmehr vortheilhaft: und wie schlecht würde es um ein Land aussehen, wenn sich alle diese Stände ohne alle studirten Leute behelfen müßten?

Beschluß.

Beschluß. Ist es also nicht nur möglich und billig, daß Leute von guter Fähigkeit sich aufs Studiren legen; sondern auch nöthig und nützlich, wie ich kürzlich gezeiget habe: wer wollte denn so ungerecht seyn, muntern und fähigen Köpfen, den Tempel der Musen zu verschließen; bloß weil sie keine Schätze des Glückes besitzen? Nein, nein! man lasse vielmehr alle edle Geister die Bahn der Wissenschaften zu ihrer Rennbahn erwählen; und halte nur diejenigen davon zurück, die entweder gar keine, oder doch nur eine sehr mittelmäßige Fähigkeit erhalten haben. Zu Handwerkern werden diese noch allemal gut seyn. Hingegen würden sie als verdorbene Gelehrte, bisweilen Würdigern das Brod vor dem Maule wegnehmen; überhaupt aber nichts anders, als einen Schimpf ihres Ordens, und eine Last des Staates abgeben.

Frage:
Ob auch ein Soldat studiren solle?

I.

Einleitung. Nichts ist gewöhnlicher, als daß junge Leute, die zum Kriegswesen Lust haben, das Studiren fliehen; indem sie es für etwas überflüßiges und unnöthiges halten, gelehrt zu seyn: wenn man nur den Feind schlagen, oder vielmehr, wie sie heimlich glauben, ein müßiges und unordentliches Leben führen will. Daher entsteht nun die

Frage: Ob es einem wackern Kriegsbedienten, sonderlich einem Gebiethiger oder Befehlshaber, nicht auch rathsam sey, die Wissenschaften zu verstehen?

2. Umschreibung. Wenn man hier von einem Soldaten redet; so versteht man nicht eben den gemeinen Fußknecht, oder Reiter dadurch; die vom Flegel oder Pferdestalle, oder doch von einer schlechten Handarbeit herkommen: sondern vielmehr diejenigen, die von besserm Stande sind. Man redet von Leuten, die, ob sie gleich eine Zeitlang von unten auf zu dienen anfangen müssen, doch so

viel Ehrliebe haben, daß sie nach einer Befehlshaberstelle streben; auch selbige theils ihres Vermögens, theils ihres guten Ansehens, und andrer Geschicklichkeiten halber, hoffen können. Von diesen fraget es sich nun: ob sie mit ihrem selbstwachsenden natürlichen Verstande überall auskommen, und sich also ohne alle Kenntniß der Wissenschaften behelfen können?

3. Gegenmeynung. Nun fehlt es zwar an Leuten nicht, die solcher Meynung beypflichten. Sonderlich sind ihr gemeiniglich junge Leute zugethan, die in frühen Jahren an den Büchern einen Ekel bekommen; hergegen an Hunden und Pferden, am Spielen, Müßiggehen und lustigem Leben, ein Wohlgefallen haben. Diese setzen sichs gern in den Kopf: wenn sie nur den Soldatenstand erwähleten; so könnten sie der verdrüßlichen Bücher ganz überhoben seyn. Denn was wäre einem Officier, wie sie reden, die Schulfüchserey nütze? Mit lateinischen Wörterbüchern und griechischen Grammatiken, könne man den Feind nicht aus dem Felde schlagen. Kurz, alle diese gelehrte Leckerbissen wären höchstens einem Soldaten nütze, Pfropfen in die Flinten, oder die Rollen zu Racketen daraus zu machen.

4. Erwiederung. So lustig klingen die Einwürfe unerfahrner Jünglinge; zumal solcher, die weder die Gelehrsamkeit, noch das Kriegshandwerk anders, als dem Namen nach kennen. Denn besteht etwa die Gelehrsamkeit irgend eben im Latein und Griechischen? Dieses sind nur Sprachen; und alle Sprachen sind nichts anders, als Mittel und Werkzeuge der Gelehrten, nicht aber die Gelehrsamkeit selbst. Gesetzt also, daß man damit keinen Feind schlägt: so können doch geschickte Kriegsleute, aus lateinischen und griechischen Büchern, viel Wissenschaft von Kriegssachen erlernen. Ein Curtius, ein Cäsar und Polybius, ein Livius, Frontin und Vegetius, u. s. w. haben von den größten Feldherren so viel herrliche Thaten, Kriegsränke und andre Kunstgriffe beschrieben, daraus ein kluger Befehlshaber viel lernen kann.

5. Beantwortung. Ich trage also gar kein Bedenken, obige Hauptfrage allerdings bejahend zu beantworten: daß

daß nämlich allerdings auch einem rechtschaffenen Gebiethiger und Kriegsbefehlshaber, die Gelehrsamkeit sehr anzupreisen sey.

1. Weil es möglich ist. Und erstens zwar, ist es ja keine unmögliche Sache, auch etwas von den Wissenschaften in das Feld mitzunehmen. Ein junger Mensch kann bis ins 16, 18, und 20ste Jahr schon viel lernen; alsdann aber ist er eigentlich erst geschickt, die Waffen zu tragen. Hat er aber alsdann in der Historie, Mathematik, Geographie, dem Rechte der Natur und der Sittenlehre, auch wohl von der Politik einen guten Grund geleget; hat er von den gelehrten und andern Sprachen so viel gefasset, daß er ein Buch darinn lesen und verstehen kann; hat er endlich die Feder in seiner Muttersprache, oder einer andern neuen so gut führen gelernet, daß er sich deutlich, ordentlich und nachdrücklich in seinen Briefen und Aufsätzen erklären kann: so ist er nun doppelt geschickt, ein guter Anführer der Soldaten, ja ein Feldherr und Held zu werden.

2. Weil es billig ist. Und was ist billiger, als daß derjenige, so andern befehlen soll, gescheider und klüger sey, als der gemeine Kriegsmann? Manchmal ist der Soldat viel älter und erfahrner, als sein Anführer. Hat nun dieser den Mangel seiner Erfahrung nicht durch Bücherlesen und Wissenschaft ersetzet, wie will er sich bey seinen Untern in Ansehen setzen? Er muß wenigstens die Lage und Karten der Länder, wohin der Zug geht, besser verstehen, als sein Fußknecht oder Reiter. Er muß aus den Exempeln alter und neuer Kriegsgeschichte, die Behutsamkeit auf Märschen und in Quartiren, im Angriffe und in Vertheidigungen, zu seinen Diensten haben. Endlich muß er sich auch so vernünftig im Ansehen zu erhalten wissen, daß er selbst bey seinen Gemeinen nicht verächtlich werde.

3. Weil es nöthig ist. Geht es auf Belagerungen und Schlachten los, so ist einem Gebiethiger die Kenntniß der Meßkunst, Kriegsbaukunst, Geschützkunst und Taktik, vollends ganz unentbehrlich. Derjenige Befehlshaber, der nichts davon versteht, und in allen diesen Dingen fremd

iſt, wird gewiß ſeinen Dienſt ſehr ſchlecht, ja kaum halb verrichten. Iſt er nun nicht allemal ſelbſt der oberſte Anführer ſolcher Unternehmungen: ſo kann er auch nicht einmal recht gehorchen: weil er die Gründe von den Befehlen ſeines Gebiethigers nicht einſieht. Sollte er aber nicht billig ſo viel aus den Wiſſenſchaften faſſen, daß er ſeinen Dienſt mit Ehren, und zum Vortheile ſeines Vaterlandes verrichten könnte?

4. **Weil es nützlich iſt.** Und wie vortheilhaft iſt es nicht einem Kriegsbedienten wenn er auch in Friedenszeiten, indem er in Veſtungen und in Städte, zur Gewahrſame derſelben verleget iſt, ſeine nützigen Nebenſtunden, auf eine ſo angenehme als nützliche Art zubringen kann? Wie lang wird nicht oft einem ungelehrten Befehlshaber, im Quartiere und auf der Wache, die Zeit! Die Spielkarte, das Trinkglas und die Tabakspfeife theilen ſich insgemein in die langen Tage und Abende ſolcher halben Helden; die es bloß im Trinken und Spielen zu ſeyn pflegen! Dahingegen kürzet ſich ein ſtudirter Gebiethiger mit einem lehrreichen Buche viel angenehmer und nützlicher die Stunden. Daraus lernet er ſowohl allerley nützliche Erkenntniſſe, als menſchlichere Empfindungen: dadurch er in den Stand geſetzet wird, wie jener Scipio, in Spanien, eher ſeine eigenen Leidenſchaften, als auswärtige Feinde zu bezwingen.

5. **Beſchluß.** Iſt es nun dergeſtalt nicht nur ganz leicht und möglich, auch bey dem Soldatenleben etwas zu lernen; ſondern auch billig, ja nöthig und nützlich, ſolches zu thun; ſo erhellet ja ganz offenbar, daß allerdings das Studiren einem Kriegsbedienten, ſonderlich Befehlshabern, ſehr anzurathen ſey. Und wo bleibt noch die Betrachtung, daß heute zu Tage, große Herren ſehr gern vernehme Kriegsleute und Feldhauptleute zu Geſandſchaften brauchen; wozu gewiß keine unwiſſende, ſondern gelehrte Helden genommen werden.

Das

Das IX. Hauptstück.
Von Lehrsprüchen berühmter Männer.

1. §.

Eine der schönsten Uebungen junger Anfänger, giebt die Ausführung eines hübschen Lehrspruches ab: den man aus irgend einem alten Weltweisen, Geschichtschreiber, Dichter oder Redner entlehnet.

* Aphthonius nennet diese Art γνωμην, oder Sententiam. Ob er sie nun gleich im IV. Cap. abhandele: so habe ich es doch für besser gehalten, sie erst gegen das Ende der Vorübungen zu setzen.

2. §. Ein Lehrspruch ist ein kurzgefaßter Satz, der eine sittliche Wahrheit vom Thun und Lassen der Menschen in wenigen Worten vorträgt.

* Quintilian im 5 Cap. des VIII. B. saget: die Alten hätten alles, quod animo sensissent, Sententiam genennet. Und so hieß es ein bloßer Gedanken, eine Meynung; sie mochte handeln wovon sie wollte. Hier aber nehmen wir sie in dem besondern Verstande, nur von moralischen Sprüchen: dergleichen Salomon in seinen Sprüchwörtern, und Sirach, imgl. das Buch der Weisheit viele in sich halten.

3. §. Man unterscheidet hier die Lehrsprüche in anrathende, abrathende und entscheidende Lehrsprüche; imgleichen in einfache und zusammengesetzte.

Z. E. Anrathend. Feras, non culpes, quod vitari non poteſt. Publ. Syrus. oder ſo:

Am beſten, gerne thun: denn wer nicht will, der muß. Opitz.

Abrathend. Turpe eſt doctori, quum culpa redarguit ipſum...

Oder: Was du zu tadeln pflegſt, das thu auch ſelber nicht. Opitz.

Entſcheidend. Nimium altercando veritas amittitur.

Einfach... Da noch kein Gold nicht war, da war die goldne Zeit. Opitz.

Zuſammengeſetzt. Die Aehre beuget ſich, in welcher Körner ſind;

Die aufrecht ſteht, iſt Spreu, und flieget in den Wind. Opitz.

4. §. Ferner iſt mancher Lehrſpruch bloß wahrſcheinlich; mancher andre augenſcheinlich wahr, und noch ein andrer etwas übertrieben.

Z. E. Wahrſch. Magnum pauperies opprobrium. *Horat. L. III. Od. 24.*

oder auch: Haud facile emergunt, quorum virtutibus obſtat

Res anguſta domi. *Juv. Sat. 3.*

Wahrſch. Καλως πενεσθαι μαλλον, ἡ πλουτον κακῶς. d. i.

Honeſtius eſt pauperem eſſe, quam injuſte divitem. imgl.

Quales amicos quisque habet, talem ſcias.

Uebertrieben. Stultorum plena ſunt omnia. oder: Kein Menſch wird klug gepflegt, und ohne Schellen jung. Rachel.

5. §. Will man nun einen ſolchen Satz ausführen: ſo vertritt die Stelle des Einganges, das kurze Lob desjenigen Schriftſtellers, der des Lehrſpruches Urheber iſt: ſo daß man unmittelbar den Lehrſpruch anhängt.

* Es darf alſo ein ſolches Lob gar nicht lang, oder ausführlich werden. Eine kurze Erwähnung ſeines Vaterlandes, ſeiner Verdienſte und Glücksumſtände iſt ſchon genug: wie aus den Beyſpielen erhellen wird.

6. §. Sodann folget eine kurze Erklärung des Sinnes, oder der Meynung des gedachten Schriftſtellers. Man nennet dieſelbe auch eine Umſchreibung, die aber ebenfalls nur kurz gefaſſet werden darf.

* Die Abſicht iſt, den Verſtand des Zuhörers aufzuklären, der irgend den kurzgefaßten Lehrſpruch des Schriftſtellers nicht recht begriffen haben möchte. Die Exempel werdens lehren.

7. §. Nun folget die Beſtätigung, durch Anführung eines Grundes, der die Wahrheit des Spruches deutlich vor Augen leget. Dieſer Grund liegt entweder ſchon im Spruche ſelbſt, oder iſt durch Nachſinnen leicht zu finden.

Z. E. Von dem Satze: Noſcitur ex ſocio, qui non cognoſcitur ex ſe, iſt die Urſache leicht zu errathen. Die Gleichheit der Sitten iſt die Mutter aller Freundſchaft: Freunde alſo müſſen vermuthlich einerley Sitten haben: ſonſt wären ſie nicht Freunde geworden.

9. §. Nun ſetzet man einige Erläuterungen hinzu, indem man etwan ein Widerſpiel, ein Gleichniß, ein Beyſpiel, oder ein Zeugniß eines andern Schriftſtellers beyfüget.

* Aphthonius hält dieß alles für Beweisgründe, womit man etwas beſtätigen könne. Allein nach einer ſchärfern logiſchen Prüfung halten ſolche Beweiſe nicht Stich, Man nennet ſie alſo nur Erläuterungen.

9. §. Den Beſchluß machet die kurze Wiederholung und Einſchärfung des Lehrſpruches aus; den man dem Zuhörer nochmals empfiehlt.

*Hier wird nun mancher denken, das sey ja offenbar eine aphthonische Chrie, die aus ihren acht Theilen bestehe. Und in der That ist es wahr, wenn von der Chria verbali die Rede ist. Doch was die acht Theile anlanget: so wollen wir hier eben nicht begehren, daß alle vier Erläuterungen zugleich, und zwar nothwendig in derselben Ordnung folgen müßten. Es ist genug, wenn nur eine davon, ein Paar, oder höchstens drey angebracht werden.

10. §. An einem Vorrathe solcher Lehrsprüche kann es einem Lehrer nicht fehlen. Außer den obangezogenen geistlichen und weltlichen Büchern, würden ihm Theognis, Cato in seinen Doppelversen, Publius Syrus in seinen Sentenzen, Marcus Aurelius Antoninus u. a. m. genug darbiethen.

*Und wo bleiben alle Anchologien aus alten Poeten, Erasmi Adagia, oder Sprüchwörter, und die Wahlsprüche großer Herren? So vieler, die im Deutschen Sammlungen davon geschrieben haben, als Agricola, Eyring, Pegäus, Zinkgräf, in Apophthegmatibus u. d. gl. m. zu geschweigen.

I. Ausarbeitung.

1. Lob des Urhebers. Was sich Martin Opitz von Boberfeld für ein großes Ansehen unter unsern deutschen Dichtern erworben habe, ist zur Gnüge bekannt. Sein Vaterland Schlesien, und seine Geburtsstadt Bunzlau, prangen noch itzo mit diesem ihrem Landeskinde, vor allen andern. Kaiser, Könige, Fürsten und Grafen liebten ihn damals, als einen gelehrten Mann und aufgeweckten Kopf; alle Gelehrten seiner und folgenden Zeiten aber, erkennen ihn für den Vater der neuern deutschen Dichtkunst: dessen Geist und Witz so groß, als seine Einsicht in die wahre Weisheit; und dessen Belesenheit in den Alten nicht geringer, als seine Liebe des Vaterlandes gewesen. Danzig aber stolziret noch mit seinem Grabe: und Preußen rühmet sich gar, dessen Asche in seinem Schooße zu bewahren, den es lebend verehret

tet hat: als der dreyzigjährige Krieg faſt alle Muſen aus Deutſchland verjaget hatte. Dieſer große und weiſe Dichter nun, ſaget unter vielen andern ſchönen Sprüchen, was mir recht iſt, in ſeinen Troſtgedichten von Widerwärtigkeit des Krieges:

Am beſten, gerne thun: denn wer nicht will,
der muß.

II. Umſchreibung. Ein jeder ſieht wohl, daß hier von der Ergebenheit in den göttlichen Willen die Rede iſt. Unſer Dichter will ſeine Leſer ermuntern, ſich mit Gelaſſenheit den Fügungen der himmliſchen Vorſehung zu bequemen. Er ſetzet hinzu, daß dieſes deſto rathſamer ſey; je vergeblicher der Widerſtand und Unwillen dabey ſeyn würde. Die Macht des Höchſten iſt doch größer, als aller Menſchen Widerſtreben. Seine Regierung führet doch alles, was ſie will, herrlich hinaus: der Menſch mag ſich dagegen ſperren ſo viel er will. Es heißt alſo, ſeiner Meynung nach, billig:

Am beſten gerne thun: denn wer nicht will,
der muß.

III. Beweis. Allein man kann noch einen beſſern Grund, von dieſer Gelaſſenheit in die göttlichen Fügungen, an die Hand geben. Gott iſt nicht nur ein allmächtiges Weſen; ſondern auch ein liebreicher Vater ſeiner vernünftigen Geſchöpfe. Er hat ſie nach ſeinem Bilde geſchaffen, das heißt, ſich ſelber gewiſſermaßen ähnlich gemacht. Er ſieht ſie alſo, wie ſeine Kinder an: er liebet ſie, und ſorget für ihr Heil; e richtet alſo auch alle ihre Schickſale zu ihrem Beſten ein. Und wenn ſie gleich bisweilen aus Unverſtande ſeiner gütigen Abſicht widerſtreben: ſo nöthiget er ſie auch durch harte Mittel, ihr eigenes Beſtes zu befördern. Was folget nun daraus? Das, was Opitz ſaget:

Am beſten, gerne thun: denn wer nicht will,
der muß.

IV. Gleichniß. Wie ein Vogel in der Luft, wenn ein Sturm entſteht, nur vergeblich wider den Strom deſſelben zu fliegen ſuchet: die Gewalt des Windes reißt ihn doch mit ſich fort; und er muß doch folgen, wohin ſelbiger geht; eben ſo iſt es mit den Schickſalen eines Menſchen. Wohin der

ſelbe niemals gedacht hat, dahin führet ihn die mächtige Hand Gottes, auch ohne ſein Wiſſen: und wenn er gleich noch ſo ſehr widerſtreben wollte; ſo würde nichts deſtoweniger Gottes Abſicht erfüllet werden. Iſt es alſo nicht am beſten, ſich dieſer weiſen Führung zu überlaſſen, und in Gelaſſenheit zu rufen: Herr! dein Wille geſchehe!

V. Ein ähnlicher Fall. Man ſehe nur einen Hund an, der an einen Wagen gebunden iſt, welcher ſchnell an den Ort ſeines Herrn gezogen wird. Er ruhet ſich derſelbe in die Leitung deſſelben: ſo wird ihm ſein Weg nicht ſauer; ja er kann ſich gar, durch einen Sprung auf denſelben, die Reiſe erleichtern. Sperret er ſich aber dagegen, und bemühet ſich aus Unverſtande, einen andern Weg zu gehen: was wird doch ſein ohnmächtiger Widerſtand helfen? Er wird gewaltig fortgeriſſen werden, und auch wider ſeinen Willen folgen müſſen. Nichts ſchicket ſich alſo beſſer zum Sinnbilde eines Gelaſſenen, als eben dieſes Gemälde, mit der opitziſchen Ueberſchrift:

Am beſten, gerne thun: denn wer nicht will,
der muß.

VI. Ein Zeugniß. Eben der Meynung war ſchon der berühmte lateiniſche Dichter, Publius Syrus. Denn in ſeinen weiſen Sprüchen ſaget er ausdrücklich:

Feras, non culpes, quod vitari non poteſt.
Was man nicht ändern kann, das duld, und
tadle nicht.

Denn was räth er uns anders an, als die gelaſſene Erduldung alles deſſen, was nicht in unſrer Gewalt ſteht? Was ſteht aber immermehr weniger in derſelben, als unſer Schickſal: welches uns von einer höhern Hand zugetheilet wird?

VII. Beſchluß. Nichts iſt alſo vernünftiger, als ſich in Demuth dem Willen deſſen zu unterwerfen, der alles erſchaffen hat, und nach ſeinem Wohlgefallen lenket. Seine weiſeſte Fügung hat allen Dingen ihr Maaß und Ziel geſetzet. Er hat den Sternen ihren Lauf, der Sonne und der Erdkugel ihren Platz im Himmel, der See ihre Gränzen, und den Bergen ihre Stellen angewieſen. Er giebt den Winden und Strömen ihre Bahn; und ſelbſt die fliegenden Luftmeere,

die

die Wolken folgen dem Winke des Allmächtigen. Sogar Blitz und Donner, davon die Grundpfeiler der Erde erbeben, richten ſeinen Befehl aus. Warum wollte der Menſch denn allein demjenigen Monarchen nicht willigſt gehorchen, der es doch allezeit gut mit ihm meynet?

II. Ausarbeitung.

I. Lob des Verfaſſers. Was Juvenal für ein trefflicher Dichter bey den Lateinern geweſen, iſt allen Kennern der lateiniſchen Sprache nur gar zu bekannt. Er lebete unter der grauſamen römiſchen Kaiſer, des Caligula, des Claudius und Nerons Zeiten, war aber mit der Verderbniß ſeiner Zeiten ſo wenig zufrieden; daß er auch in die heftigſten Strafgedichte ausbrach. Da er ſonſt ein glücklicher Redner und Sachwalter vor Gerichte geweſen: ſo machte ihn der Verdruß über die herrſchenden römiſchen Laſter, zum Poeten. Er ſchonte darinn auch die Großen der Stadt nicht; ſondern verwies auch Kaiſern und Kaiſerinnen ihre Unart. Dabey nun war er ſehr reich an ſchönen Sittenlehren: worunter folgende keine der geringſten iſt, wenn er in ſeiner III. Sat. ſchreibt:

Haud facile emergunt, quorum virtutibus obſtat
Res angusta domi.

II. Umſchreibung. Der ſatiriſche Dichter will uns hier mittheilen, was er aus der Erfahrung angemerket: daß nämlich nicht leichtlich jemand empor komme, deſſen Tugenden die Armuth im Wege ſteht. Er ſpricht der Tugend freylich nicht alles ab. Er will nicht ſagen, daß ſie niemals belohnet und glücklich werde. Er behauptet nur, daß dieſes ſehr ſchwer ſey: dafern nicht ein voller Beutel ihr den rechten Nachdruck, das volle Gewicht ertheilet.

Nicht leicht kömmt der empor, des Tugend und Verſtand
Kein voller Beutel ſtützt.

III. Beweis. Ohne Zweifel redete Juvenal von ſeinen Zeiten: wo es allerdings ſehr ſchwer war, mit der bloßen Tugend empor zu kommen. In verderbten Regierungsarten,

arten, wo Schwälgerey und Pracht regieren, kömmt alles aufs Geld an. Je mehr die Großen Aufwand machen, destomehr wollen sie einnehmen. Und da dieß nicht allezeit durch billige Art und Wege geschehen kann: so wird ihnen alles feil. Recht und Gerechtigkeit, die Gnade der Fürsten, ihr Schutz und Beystand, ja Beförderungen und Aemter, alles kann durch Geld erhalten werden. Wer also damit wohl versehen ist, der kömmt zu allem, was er sich wünschet: wer aber nicht schenken, nicht bestechen, nichts bezahlen noch kaufen kann; der bleibt zurück, und kann nimmermehr empor kommen.

IV. Das Widerspiel. Hingegen ist es gewiß, daß ein ansehnliches Vermögen alle Wege des Glückes bahne, alle Pforten eröffne, alle Schwierigkeiten erleichtere.

Et genus et formam Regina pecunia donat.
Geschlecht und Schönheit schenkt die Königinn, das Geld!

Der häßlichste Kerl, wird durch das Vermögen schön und angenehm. Wer eines Bauern oder Bettlers Sohn ist, kann sich den Adelsbrief und den Herrenstand erwerben; wenn er nur Geld hat, sich Titel und Wapen zu kaufen, ja Kutschen und Livreybediente halten, um den Pöbel zu blenden.

V. Gleichniß. Ein hölzernes, sehr wohlgeschnitztes Bild pflegt insgemein nur schlecht ins Auge zu fallen; und kaum von guten Kennern der Schnitzkunst erkannt und hochgeschätzet zu werden: sobald es aber mit einem Firniß überzogen, ja wohl gar vergüldet wird, so pflegt es noch einmal so schätzbar zu werden, und auch mittelmäßiger Liebhaber Beyfall zu gewinnen. So ist es auch mit einem geschickten Menschen beschaffen. So groß auch seine innern Gemüthsgaben und Verdienste; so schätzbar auch seine Tugenden und sein Lebenswandel an sich selbst seyn mögen: so wenig wird dieß alles ins Auge fallen; wenn ihm nicht ein gewisses Vermögen den äußerlichen Anstrich giebt, und den Werth seiner Verdienste recht sichtbar machet.

VI. Ein

VI. Ein Zeugniß. Das hat ſonder Zweifel Horaz wohl gewußt; wenn er in der 24ſten Ode des III. Buches ſchreibt:

Magnum pauperies opprobrium!

Nicht zwar, als wenn wirklich die Armuth eine Schande wäre. Nein, wenn ſich jemand dieſelbe nicht durch muthwillige Fehler und Verſehen ſelbſt zugezogen hat; ſo iſt ſie oft ruhmlicher, als ein übel erlangter Reichthum: ſondern, weil insgemein in verderbten Zeiten, nur der für anſehnlich, für klug und geſchickt gehalten wird, der Geld hat; niemand hingegen verachtet iſt, als wer arm iſt. Daher ſpricht auch Juvenal an einem andern Orte:

Nil habet infelix paupertas durius in ſe,
Quam quod ridiculos homines facit.

VII. Es bleibt alſo wohl dabey: daß ein armer Menſch ungemeine Schwierigkeiten zu überwinden hat, wenn er in der Welt ſein Haupt empor heben, und glücklich werden will. Unter tauſenden gelingt es kaum einem: und wie ſelten finden ſich ſolche erwünſchte Umſtände, die ſeinen Verdienſten, auch der Dürftigkeit ungeachtet, einen gehörigen Glanz beylegen: Um deſto höher aber hat man auch Leute zu ſchätzen, die bey ſehr geringen, oder gar keinen Mitteln, ſich dennoch bloß durch eigene Verdienſte empor geſchwungen, ja oft zu den anſehnlichſten Würden erhoben haben.

Das X. Hauptſtück.

Von Chrieen. (χρεια, vel Vſus.)

I. §.

Aus dem vorigen Hauptſtücke, weis man ſchon ungefähr, wie eine Chrie ausſieht. Doch kann man ſie nicht ganz übergehen. Man verſteht dadurch eine geſchickte Ausführung eines

eines Ausſpruches, oder einer That eines berühmten Mannes.

* Priſcian hat ſie lateiniſch Uſum genennet; wie ſie auch im Griechiſchen heißt. Deutſch könnte man ſie ebenfalls einen Vortheil nennen; weil ſie in größern Reden ihren guten Nutzen hat.

2. §. Sie wird in drey Arten getheilet, nämlich in Verbalem, Realem und Mixtam. Die erſte, oder Wortchrie, beſteht in der Ausführung eines bloßen Ausſpruches, oder einer weiſen Rede eines andern.

Z. E. Kaiſer Karl der V. zog einen Doctor einem Edelmanne vor: und als man ihm fragte, warum er das thäte? ſprach er: Edelleute kann ich alle Tage hundert und mehr machen; aber in meinem ganzen Leben kann ich nicht einen Doctor machen. Wer dieſen Spruch ausführet, der mache eine Wort-Chrie.

3. §. Eine Sachchrie (realis) iſt die geſchickte Ausführung einer gewiſſen That, oder Handlung, Stellung oder Gebärde eines berühmten Mannes.

Z. E. Als in Griechenland ein Weltweiſer viele Zweifel von der Bewegung der Körper vorbrachte, und dieſelbe gar läugnete; Diogenes aber denſelben widerlegen wollte: ſo that dieſer nichts mehr, als daß er in ſeinem Zimmer auf und nieder ſpazierte; und ihm alſo eine wirkliche Bewegung zeigete.

4. §. Endlich die vermiſchte Chrie nimmt beydes zuſammen; und erkläret ſowohl einen Ausſpruch, als eine That eines berühmten Mannes zugleich. (Dictum et factum ſimul.)

Z. E. Als Diogenes einen Knaben ſah, der ſich übel aufführte, wandte er ſich zu deſſen Hofmeiſter; ſchlug ihn mit ſeinem Stocke und ſprach: Warum lehreſt du ihn ſolche garſtige Dinge?

5. §.

5. §. Will man nun eine solche Chrie machen: so lobet man zuerst denjenigen Mann, dessen Wort, oder That man ausführen soll, kürzlich. Dieß Lob vertritt die Stelle eines Einganges.

* Am Ende des Lobes meldet man den Spruch, oder die That desselben, davon man handeln will.

6. §. Nunmehr umschreibt, oder erkläret man die wahre Meynung, oder den Sinn desselben, überhaupt, und zwar kürzlich. Das heißt Paraphrasis, oder die Umschreibung, die nach den Umständen eingerichtet wird.

* Insgemein geben die Umstände die wahre Absicht des Redenden oder Handelnden zu verstehen; und nach dieser muß man von seiner Meynung urtheilen.

7. §. Darauf folget die Bestätigung desselben, durch einen Beweisgrund, (Aetiologia oder causa): wodurch man dasjenige rechtfertiget, was der berühmte M[illegible] gesaget, oder gethan hat.

* Denn ohne Beweis darf man nichts für wahr annehmen. Doch müssen solche Gründe nicht von weitem hergeholet, sondern leicht und begreiflich seyn; damit sie sogleich ins Auge fallen.

8. §. Weil aber der Schatten das Licht hebt, so setzet man gleich demselben Satze, oder der That, das Widerspiel davon (Contrarium) entgegen; welches der Materie insgemein ein besondres Licht giebt.

* Man kann leicht finden, was einem Satze, oder einer Handlung entgegengesetzet ist. Der Wahrheit ist die Lügen, der Tugend das Laster, dem Lobe der Tadel, der Ehre die Schande, dem Ja, das Nein zuwider.

9. §.

9. §. Nun folget das Gleichniß, (Parabola, oder Comparatum, oder Simile.) Dieß wird von einer ganz andern Sache hergenommen, die doch mit der Hauptsache eine Aehnlichkeit hat, und sie also erläutern kann.

* Man muß nur das Gleichniß nicht allemal mit dem altväterischen Gleichwie, also, verbinden. Eine ungezwungene Art, es vorzutragen, klingt viel besser. Die Beyspiele werdens lehren.

10. §. Weil aber die meisten Menschen mehr auf die Erfahrung, als auf Gründe bauen: so ist es auch gut, Exempel anzuführen: daraus die Wahrheit des Ausspruches, oder der Meynung, ins Auge fällt.

* Man darf aber nur eins von der Art haben, das nicht gar zu gemein, oder verächtlich ist. In Zinkgräfs Apophthegmatibus, in der Acerra, in Rollins Historiis selectis, und in andern Historien- und Exempelbüchern findet man eine Menge.

11. §. Den Schluß der Erläuterungen machet das Zeugniß (Testimonium). Dieses wird aus einem berühmten Schriftsteller, sonderlich des Alterthums; oder von dem Wahlspruche irgend eines großen Herrn, hergenommen.

* Das schlimmste ist, daß Aphthonius zu einer Chrie so viele Arten der Erläuterungen fodert; die jungen Leuten insgemein zu erfinden schwer fallen. Doch kann ein Lehrer ihnen leicht mit etlichen aushelfen.

12. §. Endlich folget der Schluß (Epilogus): der kürzlich den Hauptsatz, das ist die That, oder den Ausspruch, davon man gehandelt hat; oder auch

auch den Inhalt und die Absicht davon wiederholet, und einschärfet.

* Folglich besteht denn eine solche aphthonische Chrie aus VIII. gewissen, und selbst ihrer Ordnung nach, bestimmten Theilen. Scheint dieses ein großer Zwang zu seyn; so ist es ebenfalls nur für Schullehrer einer, die den Entwurf zu solchen Chrieen an die Hand geben. Jungen Leuten ist es einerley, was sie ausarbeiten, um sich zu üben. Im Weltgeschäfften und auf hohen Schulen haben solche Chrieen keine statt mehr. Ich will nun von allen drey Arten Beyspiele geben.

I. Chria verbalis.

I. Lob des Urhebers. Unter den griechischen Lehrern der Beredsamkeit ist billig Isokrates oben an zu setzen: weil er sich in Zeiten, als nur die Sophisten herrscheten, eine so gesunde Art der Wohlredenheit erworben, als unter ihnen gar nicht im Schwange gieng. Er wußte durch einen feinen Geschmack, sowohl die hochtrabende, als die niederträchtige Schreibart seiner Vorgänger zu vermeiden; und die schöne Natur in seinem Ausdrucke zu erreichen. Er schrieb also nicht nur selbst vortreffliche Reden; sondern führte auch die edelsten Jünglinge zur wahren Beredsamkeit, auf eine sehr vernünftige Art an. Und was das Meiste war, so lehrte er sie nicht nur gut reden; sondern gab ihnen auch zuweilen schöne Tugend- und Sittenlehren. Dieß zeiget unter andern folgender Ausspruch, da er zu sagen pflag: Daß nur die Wurzeln der Gelehrsamkeit bitter; die Früchte derselben hingegen süß wären.

II. Umschreibung. Ohne Zweifel hat er damit behaupten wollen: daß nur der Anfang eines Studirenden voller Schwierigkeit sey; das Ende der gelehrten Bemühungen aber sehr angenehme Früchte trage.

III. Beweis. Und freylich ist es so. Nichts ist jungen Knaben verdrüßlicher, als Bücher und Schulbänke, Lehrmeister, und die Züchtigungen derselben. Wie schwer fälle

ihnen nicht die ordentliche Beobachtung der Schulstunden; die Enthaltung von allem Muthwillen; die Hintansetzung ihrer Spiele und lustigen Zusammenkünfte? Gerathen sie nun irgend an mürrische Lehrer, die stark auf die Erlernung gelehrter Sprachen dringen: so werden sie vollends den Musen gram, und können die Süßigkeiten derselben nicht finden. Allein ganz anders geht es, wenn sie mit den Wissenschaften näher bekannt werden. Hier fangen sie an, schon auf hohen Schulen die Lieblichkeit derselben zu schmecken. Kommen sie aber in Aemter, wo sie dieselben zu den wichtigsten Dingen brauchen können: so heben sie auch an, Ehre und Reichthum, und ein vergnügtes Leben, als die süßen Früchte derselben zu genießen.

IV. Widerspiel. Wer hingegen in der Jugend sich die anscheinende Bitterkeit des Studirens hat abschrecken lassen; wer Schulen und Lehrer, Bücher und freye Künste geflohen hat; der wird gewiß auch die angenehmen Belohnungen der Wissenschaften niemals kosten. Weder Ehre noch reiche Einkünfte, weder Hof- noch Kirchen- noch Stadtbedienungen werden ihm zu Theile werden: sondern er wird sein Brod im Schweiße seines Angesichts, mit einer schlechten Handarbeit, kümmerlich erwerben müssen.

V. Gleichniß. Denn wie ein Landmann mit großer Mühe das Feld ackert, dünget und besäet; und eine lange Weile warten muß, ob diese Arbeit gedeihen wird; hernach aber erst mit Vergnügen eine reiche Aernte erblicket, die seine Scheunen und Böden füllet, um seinen sauren Schweiß zu vergelten: so geht es auch mit den Studirenden. Ein langanhaltender Fleiß bringet uns endlich die angenehmsten Belohnungen, in Würden und Glückseligkeiten zuwege.

VI. Beyspiel. Man sehe nur, wie es dem Demosthenes gegangen. Wie sauer ließ er sich die Erlangung der Beredsamkeit werden! Er verbrauchte bey seinem Studiren mehr Oel, als Wein. Er verschloß sich in einsame Gewölber, und schnitt sich sein Haar vom Kopfe; um nur nicht aus-

ausgehen zu können, und desto fleißiger zu studiren. Er übte seine Zunge mit kleinen Steinen im Munde das R recht auszusprechen; ja er gewöhnte sich am Ufer der brausenden See zu einer lauten Stimme, und einem langen Athem; ehe er der größte Redner von Athen, ein Gesandter, ein Feldherr, ja ein Regent seiner ganzen Republik werden konnte.

VII. Zeugniß. Wie trefflich hat denn nicht der alte Dichter Hesiodus, eben davon geurtheilet, wenn er saget: Der Weg zur Tugend sey anfänglich zwar rauh; ihr oberster Gipfel aber sey sanft und anmuthig. Heißt das nicht eben so viel, als was Isokrates behauptet hat? Was dieser eine bittre Wurzel nennet, das heißt jener einen rauhen Weg. Und was jener die süßen Früchte heißt, das nennet dieser einen sanften und anmuthigen Gipfel des Berges.

VIII. Beschluß. Wie weislich hat also der Redner Isokrates von der Gelehrsamkeit geurtheilet! Wie klüglich handeln nicht alle vernünftige Knaben und Jünglinge, die sich solches gesaget seyn lassen; und alle Bitterkeit der angehenden Studien für nichts achten, um zu den süßen Früchten derselben zu gelangen. Wohl denen; die hier andern erfahrnen Männern mehr, als sich selbst, glauben; und keine Mühe sparen, welche so herrliche Belohnungen nach sich zieht.

II. Chria realis.

I. Lob des Urheb. Wer sich ein wenig in der philosophischen Geschichte umgesehen hat, der wird ohne Zweifel auch des Krates sich erinnern. Er war ein Thebaner von Geburt, und also ein Landsmann des großen Pindars, der in erhabenen Oden keines seines gleichen gehabt. Krates war aus edlem Geschlechte, und hatte ein schönes Vermögen. Allein da er sich auf die Weltweisheit legte; so ward er des Diogenes Schüler, verkaufte alles Seinige, theilte es unter seine Mitbürger, und erwählte eine sehr strenge Lebensart. Dabey aber ward er ein so scharfer Sittenlehrer, daß er frey in alle Häuser gieng, um den Leuten die Wahr-

heit zu ſagen: weswegen er [illegible] genennet ward. Als nun dieſer ſtrenge Mann einmal einen ungelehrten Jüngling mit ſeinem Hofmeiſter ſah, hub er ſeinen Stab auf, und ſchlug den Letztern auf eine unbarmherzige Art.

II. Umſchreib. Man darf nicht lange fragen, was er damit im Sinne gehabt. Ohne Zweifel verdroß ihn die Unwiſſenheit des Untergebenen ſo ſehr; daß er auf denjenigen zornig ward, der ſelbigen verwahrloſet hatte. Dieß war nun der Lehrmeiſter deſſelben; und daher ließ er dieſen die Wirkungen ſeines Unwillens recht derb empfinden.

III. Beweis. Und wer will dieſen cyniſchen Weltweiſen deswegen tadeln? Weis man nämlich nicht, daß die Jugend unwiſſend und ungelehret zur Welt kömmt? Muß ſie nicht erſt durch gute Anführung zu Künſten und Wiſſenſchaften aufgemuntert und angelocket werden? Und wem liegt dieſe Sorgfalt anders ob, als einem treuen Lehrmeiſter? Thut dieſer nun ſeine Pflicht redlich, und mit Verſtande: ſo kann, zumal wenn er nur einen einzigen Untergebenen hat, derſelbe unmöglich unwiſſend bleiben. Wird er aber ungeſchickt befunden: ſo muß nothwendig die Schuld an ſeinem Lehrmeiſter, oder Hofmeiſter liegen, der ihn ſchlecht angeführet hat. Und alſo verdiente ja dieſer billig die Strafe des cyniſchen Weltweiſen.

IV. Widerſpiel. Findet man hingegen geſchickte Jünglinge, die in Künſten, Sprachen und Wiſſenſchaften wohl unterrichtet ſind: ſo verdienen eigentlich nicht ſie, ſondern ihre Lehrer, alles Lob, und alle Belohnung. Man weis ja wohl, daß die Jugend von ſich ſelbſt nichts kann; und nur mit Zwang oder Liſt zum Studiren gereizet werden muß. Auch die beſte Fähigkeit, die in einigen ſtecket, muß angefeuert, und ohne Unterlaß angeſpornet werden. Wenn ſie ſich alſo allmählich mit einiger Geſchicklichkeit hervorthut: wem wird wohl alles Lob gebühren, als demjenigen, der ſie ſo gut angeführet, und ſo geſchickt gemachet hat?

V. Gleichniß. Man ſehe nur einen ſchönen Garten, darinn alle Spaziergänge rein; alle Blumenbeete beſetzet, und

und vom Unkraute frey sind: alle grüne Wände glatt verschnitten, alle Lauben ordentlich und unverwildert, alle Bäume von dürren Aesten und Mooße gesaubert, und alle Bildsäulen wohl unterhalten sind. Wem gebühret hier das Lob und die Ehre anders, als dem fleißigen Gärtner? Hingegen fällt auch alle Schande auf denselben, wenn der Garten verwildert ist, das Unkraut überhand genommen, alle Gänge und Lauben verwachsen, und die Bäume vom Mooße und Krebse gefressen werden.

VI. **Beyspiel.** Das sah sonder Zweifel auch Diogenes, unsers Krates Lehrmeister, ein; als er einen unartigen und lasterhaften jungen Menschen gewahr ward. Denn es schlug gleichfalls auf dessen Vorgesetzten sehr heftig zu: und sprach zu ihm: **warum lehrest du ihn eine solche übele Aufführung?**

VII. **Zeugniß.** Und was wollte unser Rachel in einem seiner Strafgedichte anders behaupten, als: daß auf die Anführung und Beyspiele der Aeltern und Vorgesetzten alles ankomme; wenn er schrieb:

Der Mutter Abriß ist die Tochter insgemein:
Was itzo Thais ist, das wird ihr Kind auch seyn.

Denn nicht sowohl das Geblüt, als die Aufführung und Lebensart einer Mutter, bildet ihre Tochter auf diese, oder jene Art. Und eben das hat auch bey Lehrmeistern statt. Denn ihre Fehler und bösen Exempel, haben sowohl, als die nachläßige Zucht, den größten Einfluß in die Herzen ihrer Untergebenen.

VIII. **Beschluß.** O! wie nöthig ist es denn, daß Lehrer allen Fleiß anwenden, damit nicht dereinst die Schuld verwahrloseter Jugend auf sie zurückfalle. Auf ihre Klugheit, auf ihren Eifer, auf ihre Wachsamkeit kömmt es an: wenn sie wohl unterwiesene, und wohlgezogene Jünglinge in die Welt schicken wollen. Und obgleich viele, auch durch ihre eigene Unart und Halsstarrigkeit verderben: so ist es doch gewiß, daß auch sehr viele, bloß durch die Fahrläßigkeit und Nachsicht ihrer Vorgesetzten verlohren gehen.

III. Chria mixta.

I. Lob des Urheb. So stolz die alten Griechen und Römer, unsre Vorfahren, die Scythen und Celten, als Barbaren verachtet haben: so große Proben ihrer Weisheit finden wir doch von ihnen aufgezeichnet. Unter andern ist ein gewisser Scylurus nicht zu verachten, der vor seinem Sterbebette eine Anzahl von achtzig Söhnen versammlet hat, um sie zu allem Guten zu ermahnen. Um ihnen nun, unter andern Tugenden, auch die Eintracht fest einzuprägen, nahm er ein Bündel Pfeile, und gab es einem jeden unter ihnen, mit dem Befehle, selbiges zu zerbrechen. Als sie nun alle solches nicht vermochten, zog er sie einzeln heraus, und zerbrach sie alle. Eben so, sprach er, wird es euch ergehen, wenn ihr nicht einträchtig leben werdet.

II. Umschreibung. Wer sieht nicht, was dieser kluge Mann mit seiner That und Rede hat anzeigen wollen? Mich dünket, ich höre ihn etwas ausführlicher, also reden: Euer sind viele, lieben Söhne: gleichwie ich hier in diesem Bündel viele Pfeile habe. Ein jeder von denselben ist nur schwach: und doch ist keiner von euch vermögend, das ganze Bündel zu zerbrechen. Eben so wird niemand im Stande seyn, euch zu schaden, oder euch zu überwältigen, wenn ihr zusammen haltet, und alle für einen Mann stehet. Hergegen, dafern ihr euch trennet und uneinig seyd; so wird auch ein schwacher Feind euch einzeln überwinden, und zu Grunde richten: so wie ich diese einzelnen Pfeile, gleichsam spielend zerbrochen habe.

III. Beweis. Und was ist leichter zu begreifen, als diese Wahrheit? Die Einigkeit ist das Band aller Gesellschaften und Staaten. Was eine Hand nicht vermag, das vermögen viele: und wenn diese gemeinschaftlich ihre Kräfte anspannen, so können sie große Dinge ausrichten.

IV. Widerspiel. Die Trennung hergegen entkräftet auch die stärksten Völker und Städte: und was allen zugleich sehr leicht möglich gewesen wäre, wenn sie zusammen gehal-

ten

ten hätten; das wird ihnen unmöglich, sobald sie uneins werden, und verschiedene Absichten haben.

V. Gleichniß. So sieht man, daß viele Lastthiere auch eine sehr schwere Last fortziehen können; wenn sie an die Deichsel eines Wagens gespannet sind, und alle ihre Kräfte gemeinschaftlich anstrengen, um denselben nach einer gewissen Richtung zu ziehen. Allein man spanne nur das eine hinten, das andere vorn, das dritte zur Rechten, das vierte zur Linken an; und lasse sie, in so ungleichen Richtungen, alle ihre Kräfte versuchen. Sie werden gewiß entweder nichts ausrichten, oder den Wagen gar in Stücken zerreißen, und folglich alles verderben.

VI. Beyspiele. Man sehe nur auf die großen Wunder der alten Welt, den Thurm zu Babel, die Pyramiden der Aegypter, und andre solche Dinge mehr. Wie wäre es möglich, daß Menschenhände solche ungeheure Werke hätten unternehmen und vollenden können, wenn nicht viele tausend Hände, ja ganze Völker eins gewesen wären, diese erstaunlichen Denkmäler aufzuführen? Und zeigete nicht der babylonische Thurmbau, daß alles wohl von statten gieng, so lange die Baumeister und Arbeiter einig waren; alles aber ins Stecken gerieth, sobald dieselben uneinig in Reden, das ist, in Meynungen und Gesinnungen geworden? Eben das kann man von dem Ursprunge und Untergange der größten Reiche sagen.

VII. Zeugniß. Und was haben doch die vereinigten Provinzen, im Niederlande, im Sinne gehabt; wenn sie zu ihrem Sinnbilde, einen geharnischten Mann, der sieben Pfeile in der Hand hält, mit der Ueberschrift erwählet haben: Concordia res parvae crescunt. Denn wer hätte es denken sollen, daß sieben solche kleine Landschaften, die kaum funfzehn deutsche Meilen in die Länge, und eben so viel in die Breite haben, einer so großen Macht, als die spanische war, gewachsen seyn, und sich ihrem Joche würden entreißen können, wenn es nicht die Einigkeit gemachet hätte?

VIII. Beschluß. Wenn nun dem also ist, daß Scylurus, der weise Scyth, recht gehabt; wie sehr wäre nicht allen deutschen Fürsten, als den Nachkommen desselben, in Reichsangelegenheiten die Eintracht anzupreisen? Bloß diese muß den großen Staatskörper des Reichs erhalten; und nichts als die Uneinigkeit seiner Häupter wird denselben zu Grunde richten. So wird Deutschland, welches vormals ganz Europa und Africa dem römischen Joche entrissen; sich selbst aber, an der Stelle der Römer, der Monarchie bemächtiget, da es durch keine fremde Waffen hat gebeuget werden können, endlich durch innerliche Uneinigkeiten zerfallen, und seinen Feinden zu Spott werden.

Das XI. Hauptstück.

Von Briefen, oder Sendschreiben.

I. §.

Nichts ist jungen Leuten so nöthig, als einen guten Brief zu machen. Denn das brauchet man in allen Ständen: damit kann man sich bey seinen abwesenden Freunden beliebt machen; ja auch großer Herren Gnade erwerben und erhalten.

* Es hat uns an Briefstellern bisher in Deutschland nicht gefehlet: ja wir haben eher einen Ueberfluß, als einen Mangel daran. So wie es aber einigen an Geschmacke und einer guten Schreibart gefehlet: so haben andere neuere nur zu über- und aberwitzigen Briefen Anleitung gegeben. Solche Briefe aber kann man in der Welt nicht brauchen, außer wenn man einen Lustigmacher abgeben, und sich verächtlich machen will. Was würde ein großer

Herr,

Herr, ein Minister, ein Gelehrter, ein Kaufmann von mir denken, wenn ich ihm mit lauter Spaß und Possenschreiben, wie diese neuern Briefsteller uns schreiben lehren? Nun haben zwar im Französischen Voiture und Scarron solche possirliche Schreibart gehabt; allein sie sind auch von keinem Menschen nachgeahmet worden. Bey uns hat Neukirch galante Briefe geschrieben: allein diese hat er niemals für allgemeine Muster ausgegeben; sondern nur zum Scherze mit Freunden und dem Frauenzimmer bestimmet.

2. §. **Ein Brief ist die Rede eines Abwesenden, von denjenigen Angelegenheiten, die ihm am Herzen liegen.** Aus dieser Erklärung müssen alle Regeln guter Briefe fließen: wenn man nur die Personen und Gelegenheiten bestimmet, an welche, und in welchen sie abgelassen werden.

* Man kann hieraus gleich sehen, daß alle die Briefe nichts taugen, darinnen lauter Witz und Aberwitz herrschet. Denn wer redet so mit seinen Gönnern und Freunden? Was sich nun nicht schicket zu sagen, das schicket sich auch nicht zu schreiben.

3. §. **Hiernächst muß man die Briefe in Ansehung der Personen eintheilen: in Briefe an höhere, an seines gleichen, und an geringere. An jene muß man ehrerbüthig, an die andern höflich, an die letzten aber leutselig schreiben: so wie wohlerzogene Leute mit ihnen reden würden.**

* Es ist einerley, ob es Mannspersonen oder Frauenzimmer sind: denn die Regeln der guten Lebensart bleiben überall dieselben. Nur die galanten und verliebten Briefe machen hier eine kleine Ausnahme: davon die ersten eine verstellte, die andern aber eine wahre Liebe auszudrücken bestimmet sind, und also affectuös, oder beweglich seyn müssen.

4. §. In Ansehung der Sachen betreffen die Briefe entweder Höflichkeiten, bey freudigen und traurigen Fällen; oder ernsthafte Geschäffte; oder verdrüßliche Angelegenheiten; oder lustige Sachen.

* Man könnte noch von Berichtschreiben reden, wenn diese nicht zu den ernsthaften Briefen gehöreten. Man könnte von satirischen Briefen reden: allein diese sind auch entweder beißend, und gehören zu den verdrüßlichen; oder spaßhaft, und können also zu den lustigen gerechnet werden.

5. §. Ein Complimentirbrief ist ein Ausdruck des Antheils, den wir an des andern glücklichen, oder unglücklichen Begebenheiten nehmen; und wird insgemein mit einem guten Wunsche verbunden.

* Man pflegt hier auch von Empfehlungsschreiben zu reden. Allein ist es eine Empfehlung seiner selbst: so gehöret sie zu den Complimentirbriefen. Sind es aber Empfehlungen eines andern, so gehören sie zu den ernsthaften Geschäfftschreiben.

6. §. Will man solche Briefe gut machen: so muß man ihren Kern sich deutlich vorstellen. Dieser läuft aber auf eine verkehrte Chrie hinaus, weswegen ich hier zuförderst von der neuern Chrie handeln muß.

* Die obigen Chrieen wurden aphthonisch genennet, und dienen nur zu Schulübungen; weil man sie in der Welt nirgends brauchen kann. Diese neuere Chrie aber hat auch in öffentlichen Reden statt, wie aus meiner größern Redekunst erhellet. Hier dürfen wir nur etwas davon wissen.

7. §. Eine Chrie ist eigentlich ein bloßer Satz, der mit einem Grunde zur Bestätigung desselben ver-

versehen ist. Bisweilen kömmt auch noch eine Erläuterung hinzu; ob sie gleich nicht immer nöthig ist.

Z. E. Satz. Das Studiren ist im gemeinen Wesen nützlich. Beweis. Denn es macht geschickte Leute zu allen Aemtern. Imgl. Man muß in der Jugend auch Leibesübungen treiben. Grund. Denn sie machen einen Menschen im Aeußerlichen beliebt.

8. §. Bleiben diese Sätze in obiger Ordnung; so ist es eine ordentliche Chrie. Kehret man aber das hinterste zuförderst; so ist es eine verkehrte Chrie: weil der Grund eher, als der Satz zu stehen kömmt.

Z. E. Grund. Das Studiren machet einen Menschen zu allen Aemtern geschickt. Satz. Darum ist dasselbe im gemeinen Wesen höchstnöthig. Imgl. Grund. Die Leibesübungen machen im Aeußerlichen beliebt. Satz. Daher muß man dieselben von Jugend auf treiben.

9. §. Hat man nun die Chrie dergestalt umgekehret: so nennet man den Grund das Antecedens, den Satz aber das Consequens: und so entsteht eine Chrie per Antecedens et Consequens.

* Von diesem Kunststücke haben Christian Weise, Talander, Weidling, Schröter, Menantes, Männling, Hübner, Uhsen u. a. m. etliche Dutzend Bücher geschrieben.

10. §. Nur ist dabey noch zu merken, daß zwischen das Antecedens und Consequens insgemein noch eine, oder die andre Connexio eingeschaltet wird, um sie dadurch noch genauer zu verknüpfen.

Z. E. Antecedens. Eure Hochgräfl. Gnaden haben das alte Jahr im hohen Vergnügen zurückgeleget, und stehen im Begriffe ein neues anzutreten.

Con-

Connexio. Weil Sie mich nun jederzeit vieler Gnade gewürdiget, und mir die deutlichsten Proben ihrer Fürsorge haben blicken lassen:

Consequens. So erfordert es meine Schuldigkeit, denenselben zu dem ersten, meinen unterthänigsten Glückwunsch abzulegen; zu dem zweyten aber alles selbst erwünschte hohe Wohlergehen von Gott zu erbitten.

11. §. Hier sieht man zugleich einen Grundriß eines Neujahrswunsches. Es fehlet demselben nichts mehr, als der Beschluß. Dieser besteht aus einer Empfehlung, in beharrliche Gnade und Beschirmung, aufs nächste Jahr.

Z. E. Formula finalis. Eure Hochgräfliche Gnaden erlauben mir nur, auch im folgenden Jahre meine unterthänige Ehrfurcht zu verdoppeln; und gönnen ferner die Fortsetzung Dero bisheriger Beschirmung und Gnade demjenigen, der mit der vollkommensten Verehrung ersterben wird ꝛc.

12. §. So wie nun dieser Entwurf eines Briefes aussieht, können unzählige andere eingerichtet werden; wenn man das gehörige darinn, nach Beschaffenheit der Umstände, verändert. Der Grundriß bleibt immer einerley.

*Ich weis wohl, daß einige gar zu spaßhafte Briefsteller sich über diesen Leisten aufhalten. Allein mit noch mehrerm Rechte kann man über ihre possirliche Briefschreiberey spotten, die sich bey keinen ernsthaften und gesetzten Briefen brauchen läßt. Tändeln, spaßen und scherzen mag ein jeder ohne Regeln, wie er will; aber ernsthafte gute Briefe zu schreiben, muß man Anfängern Regeln geben.

13. §. Was noch eine Schwierigkeit machen kann, das sind die Titulaturen; die man nach Stan-

Standesgebühr einzurichten wissen muß; die aber von Zeit zu Zeit steigen, und sich also allmählich ändern; auch nicht in allen Ländern einerley sind.

* Eben daher kann man die alten Titularbücher des vorigen Jahrhunderts itzo nicht mehr brauchen. Selbst die im Anfange des itzigen herausgekommen sind, haben sich schon etwas geändert. Doch kann man das bey Junkers Briefsteller, den ich selbst etlichemal verbessert ans Licht gestellet habe, noch so ziemlich brauchen.

14. §. Es kömmt bey Titulaturen theils auf den an, an den man schreibt; theils aber auf den, der da schreibt. Denn ein Geringerer betitelt den Größern anders, als ihn seines gleichen, oder größere betiteln.

* Ein Kaiser, König, oder Fürst, nennet einen Edelmann, der sein Vasall ist, kaum edler; einen Freyherrn, Wohlgebohrner; einen Grafen, Hochwohlgebohrner. Aber ein geringer muß den schlechtesten Edelmann Wohlgebohrner, und wenn er sein Bedienter oder Untersaß ist, auch gnädiger Herr nennen. Ein Baron, oder sehr alter Reichsritter, heißt Hochwohlgebohrner, auch wohl Hoch- und Wohlgebohrner; ein Graf Hochgebohrner: ein alter Reichsfürst Durchlauchter; ein Herzog oder Churfürst, Durchlauchtigster; ein König, Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster; und ein Kaiser noch Unüberwindlichster dazu.

15. §. Hier kommen aber auch die Bedienungen und Lebensarten in Betrachtung: und da ist es gewöhnlich, königliche, churfürstliche und herzogliche Staatsminister und geheimte Räthe, auch Präsidenten von Collegien, mit dem Titel Excellenz; andere geringere, wenn sie von Adel sind, nur Eure Hochwohlgebohrnen Gnaden, und bürgerliche Hof- und andere Räthe, Eure Wohlgebohrnen, Eure Hochedelgebohrne zu benennen.

* In

* In der Anrede an Cabinetsminister, kaiserliche und königliche wirklich geheimde Räthe, und Feldmarschalle, pflegt man auch heute zu Tage, Erlauchte zu setzen; welches entweder illustris, oder erleuchtet bedeutet; und noch lange nicht mit Durchlauchten einerley ist. Denn diesen Titel bekommen nicht einmal neue fürstliche Häuser, die keinen Sitz und Stimme auf dem Reichstage haben; sondern heißen nur Hochgebohrne, und Ee. Hochfürstl. Gnaden: so wie auch die geistlichen Churfürsten, Erzbischöfe und Bischöfe, wenn sie nicht aus alten fürstlichen Häusern sind, nur Eure Churfürstl. Erzbischöfl. und Bischöfl. Gnaden, und in der Anrede, Hochwürdigste genennet werden.

16. §. Eine andere Behutsamkeit ist bey der Unterschrift nöthig. Gegen königliche Landesherren nennet sich ein Bürgerlicher, deren allerunterthänigsten, wenn es aber nur herzogliche und fürstliche Personen sind, ihren unterthänigsten gehorsamsten Knecht; gegen andre Fürsten und Reichsgrafen, ihren unterthänigen und gehorsamsten Diener; gegen Freyherren und von Adel, wenn sie große Aemter bekleiden, eben so; außerdem aber nur gehorsamsten und ergebensten, oder verbundensten Diener.

* Gegen seines Gleichen kann man sich einen bereitwilligsten, dienstgeflissensten, verbundenen, treuergebenen, willfährigen Diener nennen. Gegen geringere, nennet man sich wohl nur einen dienstwilligen, bereitwilligen, ohne Diener hinzuzufügen.

17. §. Im Bürgerstande hat man auf die gelehrten Würden, und in Städten auf die obrigkeitlichen Stellen zu sehen, die von ansehnlichen Leuten bekleidet werden: denn alle diese erfodern besondre Titel, die sich aber nach jedes Ortes Gewohnheit richten.

* Ein

Ein Doctor der Theologie z. E. heißt Hochehrwürdiger, Hochachtbarer und Hochgelahrter; ein Doctor der Rechte, Hochedelgebohrner, Vest- und Hochgelahrter; wiewohl auch das vest schon altfränkisch wird. Ein Doctor der Arzneykünst, Hochedelgebohrner und Hocherfahrner. Professoren auf Universitäten heißen auch Hochedelgeb. und Hochgelahrte, und wofern sie Rectoren gewesen, von geringern, Er. Magnificenz, Oberhofprediger, Generalsuperintendenten, Aebte, Pröbste und geistliche Consistorialräthe, werden Hochwürdige, in Gott andächtige und hochgelahrte Herren, auch von geringern wohl Magnificenzen genennet. Sind die Juristen irgend Hof- oder geheime Räthe; so führen sie auch die Titel derselben. Bürgermeister in großen Reichsstädten heißen auch Magnifici, Hochedelgebohrne, und wenn sie Gelehrte sind, Hochgelahrte; wo nicht, Hochweise. Rathsherren nennet man Hochweise, Hochbenahmte, wo sie aber Doctoren sind, Hochedelgeb. und Hochgelahrte Herren. Auf kleinen Städten heißen sie nur Wohledle und Wohlweise, auch wohl nur Edle Wohlweise Herren. Pfarrer in Städten heißen, Hochwohlehrwürdige, Großachtbare und Hochwohlgelahrte, und Pfarrer auf dem Lande, oder Diaconi, Wohlehrwürdige und Wohlgelahrte; Rectoren auf großen Schulen heißen Hochedle und Hochgelahrte, die übrigen Schulmänner, Hochwohledle und Hochgelahrte, oder die geringsten Wohledle und Wohlgelahrte.

18. §. Dieß wenige mag für Anfänger genug seyn: das übrige muß man aus Titularbüchern sehen. Nun ist nichts übrig, als einige Exempel beyzufügen.

Ausarbeitung des obigen Glückwunsches, an einen Gönner, zum Neuen Jahre.

Hochwohlgebohrner, Gnädiger Herr,
Hochzuverehrender Herr Geheimer Rath,
Hochgeschätzter Gönner.

Eure Hochwohlgebohrne Excellenz haben das nunmehr fast zurückgelegte Jahr, durch Gottes Gnade, in so bestän-

beſtändigem Wohlſeyn, und allem ſelbſt erwünſchten Vergnügen zugebracht; daß billig alle Dero getreue Verehrer und Diener mit Vergnügen Theil daran nehmen. Auch dem itztbevorſtehenden Zeitwechſel, treten Dieſelben mit einer ſo dauerhaften Geſundheit, und allem hohen Wohlergehen entgegen; daß außer Dero freyherrlichen Hauſe, auch der ganze Hof und das gemeine Weſen, ein beſondres Vergnügen darüber blicken läßt.

Nun habe auch ich, in dem verfloſſenen Jahre, ſo viele beſondre Merkmaale, von Er. H. Excel. gnädigem Wohlwollen zu rühmen gehabt; daß ich Zeitlebens ein tiefer Schuldner bleiben, und meine Dankbegierde auch bis ins Grab mitnehmen werde.

Meine unterthänige Pflicht erfodert es alſo, auch bey dieſer Gelegenheit, einem ſo großen Gönner, meine treugehorſamſten Geſinnungen an den Tag zu legen, und meine ausnehmende Freude darüber zu bezeigen. Die ewige Vorſehung erhalte doch, ein unſerm durchlauchtigſten Landesherrn, und dem ganzen Lande ſo theures Haupt, im nächſten und vielen folgenden Jahren, in allem hohen Wohlſeyn. Sie erhöhe und ſegne Dero freyherrliches Haus, in allen ſeinen Zweigen: und laſſe Eure Hochwohlgeb. Excell. zu einem deutlichen Beyſpiele ihrer beſondern Fürſorge werden.

Ich ſelbſt werde mich im künftigen Jahre glücklich genug ſchätzen, wenn ich mich ferner der gnädigen Beſchirmung eines ſo großen Miniſters und Staatsmannes erfreuen kann, und die Erlaubniß habe, mich bis an mein Ende zu nennen,

Eurer Hochwohlgebohrnen Excellenz
Meines inſonders gnädigen Herrn,

Kosmopel,
den 28. des Chriſtmonats,
1753.

unterthänigen und gehorſamſten Diener,
N. N.

Glück-

Glückwunsch an einen jungen von Adel, der ein fürstl. Kammerjunker geworden.

Entwurf.

Antecedens. E. H. sind unlängst herzoglicher Kammerjunker geworden.

Connexio. 1. Weil ich nun Dero Verdienste kenne.
2. Von Denenselben viele Gewogenheit genossen,
3. mich auch folglich sehr darüber erfreue.

Consequens. So wünsche ich herzlich Glück dazu, auch ferner an Ehren und Ansehen zu steigen.

Conclusio. Ich werde solches Wachsthum allemal mit Vergnügen sehen, und jederzeit beharren ꝛc.

Ausarbeitung.

Wohlgebohrner,
insonders hochzuehrender Herr Kammerjunker,
Vornehmer Gönner,

Eure Wohlgebohrnen haben einen guten Anfang ihres Glückes gemachet; da Dieselben von Sr. Hochfürstl. Durchl. unserm gnädigsten Landesherrn, die ansehnliche Bedienung eines Kammerjunkers erlanget: und wirklich Dero Dienste bey demselben angetreten haben.

So sehr ich nun seit geraumer Zeit Dero besondre Verdienste gekannt und hochgeschätzet; auch sehr viele Proben, von Dero unverdienter Zuneigung gegen mich, verspüret habe: so vielen Antheil nehme ich auch itzo an der erhaltenen Belohnung Ihrer guten Eigenschaften.

Ich wünsche Derowegen herzlich, daß das Glück ferner Er. Wohlgebohrnen geneigt seyn, oder vielmehr unser gnädigster Herzog, Denenselben noch weiter in Gnaden zugethan bleiben möge. Denn so ist kein Zweifel, daß Dieselben eine Ehrenstufe nach der andern besteigen, und endlich Dero Glück recht hoch bringen werden.

Niemand wird ſolches mit gröſſerm Vergnügen erfahren, als ich; ſonderlich wenn ich die Ehre haben kann, mich ſeiner mit aller Ergebenheit zu nennen,

Eurer Wohlgebohrnen,

Meines hochgeſchätzten Herrn Kammerjunkers,

Hof, den 10ten des Winterm. 1754.

gehorſamſten und treu ergebenen Diener N. N.

Glückwunſch an einen Doctor, der ſich verheyrathet.

Entwurf.

I. Antecedens. E. H. haben ſich unlängſt verlobet.
II. Connexio. 1. Weil ſie nun ſehr wohl gewählet.
2. Ich aber an ihrem Glücke viel Theil nehme.
III. Conſequens. So ſtatte ich meinen aufrichtigen Glückwunſch ab.
IV. Concluſio. Gott laſſe Dero Eheſtand glücklich und geſegnet ſeyn ꝛc.

Ausarbeitung.

Hochedelgebohrner und hochgelahrter Herr Doctor,
Vornehmer Gönner,

Eure Hochedelgebohrnen haben endlich den Entſchluß gefaſſet, den Ihnen ihre Freunde längſt angerathen haben; und ſich mit einem ſo liebenswürdigen Frauenzimmer, als die artige Jungfer N. N. iſt, in eine eheliche Verbindung eingelaſſen.

Dero Wahl wird von allen gebilliget, welche die Ehre haben, beyde Verlobte und ihre Umſtände zu kennen. Die anſehnliche Familie, daraus Dero Jungfer Braut entſproſſen iſt, ihre perſönlichen guten Eigenſchaften, und alle übrige Umſtände, machen jedermann dieſe Heurath auf der vortheilhafteſten Seite bekannt.

Ich

Ich selbst bin ein alter Freund und Diener von Eurer Hochedelgeb. und da ich bisher an allen, Ihrer wertheſten Person zugestoßenen Begebenheiten, in Freude und Leid, aufrichtig Theil genommen: so erfreue ich mich auch bey dieſer glücklichen Veränderung aufs lebhafteſte.

Was ist also natürlicher, als daß ich auch zu derſelben Ewr. Hochedelgeb. die aufrichtigſten Glückwünſche abſtatte; und eine vergnügte Vollendung des neulichen Verlöbniſſes von Herzen anwünſche?

Der erſte Stifter der Ehen laſſe dieſes wohlgetroffene Band lebenslang glücklich, und auf ſpäte Jahre geſegnet ſeyn: Ich werde jederzeit an dem Flore und Wachsthume Dero vornehmen Hauſes freudigen Antheil nehmen, und auch dadurch zeigen, mit wie vielem Eifer ich ſey,

Eurer Hochedelgebohrnen,
Meines hochzuehrenden Herrn Doctors, und
vornehmen Gönners

Altenburg,
den 11ten des Hornung,
1754.

aufrichtiger und ergebener Diener.

Glückwunſch an einen Edelmann, der ſeine Tochter ausſtattet.

Entwurf.

I. Antecedens. Eur. Hochwohlgeb. haben das Vergnügen, Dero Fräulein Tochter zu verheurathen.

II. Connexio.

1. Weil nun Dero Herr Schwiegerſohn von ſehr guten Eigenſchaften iſt.
2. Bey Hofe, und ſonderlich bey dem Landesherrn, ſehr wohl angeſchrieben ſteht.
3. Auch mit ſchönem Vermögen beſeliget iſt.

III. Consequens. So nehme ich großen Antheil an dieser Sache, und bezeige dabey mein Vergnügen.

IV. Votum. Der Himmel lasse diese Verbindung glücklich gelingen ꝛc.

V. Conclusio. Ich bitte, mich dem neuen Paare zu empfehlen, und ersterbe.

Ausarbeitung.

Hochwohlgebohrner,
Gnädiger Herr,

Eure Hochwohlgebohrnen erleben ein Vergnügen, welches ohne Zweifel zärtlichen Aeltern eins der lebhaftesten seyn muß: da Sie im Begriffe stehen, Dero ältestes Fräulein ehester Tage, auf eine so anständige als vortheilhafte Art, auszustatten.

Der erwählte Eidam ist ein junger Herr von so adelicher Geburt, als schönen Eigenschaften, und den die Natur ausdrücklich für ein so schönes Fräulein geschaffen zu haben scheint.

Bey Hofe hat er schon eine schöne Bedienung: und die ausnehmende Gnade unsers durchlauchtigsten Landesherrn gegen ihn, verspricht ihm ehestens noch eine weit ansehnlichere Beförderung.

Endlich würde er auch, in Ermangelung dessen, von seinen eigenen Gütern, die er als ein sehr verständiger Hauswirth verwaltet, leben, und seine Familie standesmäßig erhalten können.

Urtheilen nun Eure Hochwohlgeb. selbst, ob ich bey einer so glücklichen Begebenheit Ihres Hauses gleichgültig bleiben, und die Freude desselben mit einem kaltsinnigen Stillschweigen ansehen könne?

Der höchste Urheber des Ehestandes, verleihe also diesem neuen und vortrefflichen Paare, sein himmlisches Gedeihen! Er segne diese Liebe zwoer einander so würdigen Personen, mit wohlgerathenen Früchten; die den Ruhm beyderseitiger Häuser, bis auf die spätesten Zeiten fortpflanzen mögen.

Darf

Darf ich mir bey dieſer Gelegenheit etwas ausbitten, ſo iſt es dieſes: daß Eure Hochwohlgeb. mich dem vergnügten Hochzeitpaare beſtens zu Gnaden empfehlen, und mir erlauben mögen, mich ferner zu nennen,

Eurer Hochwohlgebohrnen,
Meines inſonders gnädigen Herrn
und Gönners

Freyberg,
den 20ſten des Lenzmonds,
1754.

gehorſamſten und verbundenſten,
Diener, N. N.

Glückwunſch an einen Freund,
der von Reiſen kömmt.

Entwurf.

I. Antecedens. E. H. haben Dero Reiſen in auswärtige Länder glücklich geendiget.

II. Connexio. 1. Weil nun Dero Familie, Vaterſtadt und Vaterland über Dero Rückkunft ſehr erfreuet ſind;

2. Ich aber nebſt Dero ſämmtlichen Gemüthsfreunden großen Antheil daran nehme:

III. Conſequens. So kann ich nicht umhin, Denenſelben mein Vergnügen zu bezeugen; und zu wünſchen:

IV. Votum. Daß auf dieſe Reiſe bald eine anſtändige Beförderung und glückliche Heurath erfolgen möge.

V. Concluſio. Ich werde mich bey beydem von neuem erfreuen, und beharren ꝛc.

Ausarbeitung.

Wohledler und Wohlgelahrter,
inſonders hochzuehrender Herr Vätter.

So ſind Sie denn endlich von ihren weitläuftigen Reiſen, nicht nur lebendig, ſondern auch friſch und geſund wieder nach Hauſe gekommen! Ich kann es Ihnen frey

heraus gestehen, daß ich Sie in der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit sehr beneidet habe. Denn wer wollte sich nicht wünschen, so viel schöne Sachen, große Städte und Höfe gesehen, und berühmte Männer gesprochen zu haben?

Ich kann mirs indessen lebhaft vorstellen, wie erfreut Dero wertheste Aeltern, Dero ganzes Haus, und endlich die ganze Stadt über Dero glückliche Zurückkunft seyn müssen: da sie einen so geschickten, und mit guten Sitten und Erkenntnissen gleich gezierten Sohn, Blutsfreund und ein wohlgeartetes Stadtkind wieder bekommen.

Ich trete der Schaar dieser vergnügten Seelen, mit allen Dero Bekannten und Gemüthsfreunden willig bey; und kann nicht unterlassen, dem geehrtesten Herrn Vätter meine aufrichtige Beyfreude zu bezeigen.

Und da nunmehr zu Dero völligem Glücke weiter nichts, als eine baldige Beförderung und hübsche Liebste fehlet; so will ich Ihnen hiermit beydes aufs redlichste anwünschen.

In fester Hoffnung, in kurzem auf ihrer Hochzeit zu tanzen, empfehle ich mich in Dero beharrliche Freundschaft und Gewogenheit, und bin mit aller Ergebenheit,

Meines hochgeschätzten Herrn Vätters,

Naumburg,
den 15ten des Ostermonds,
1754.

bereitwilligster und aufrichtigster Diener, N. N.

Beyleidbezeigung an einen Bürgermeister, dem sein Sohn gestorben.

Entwurf.

I. Antecedens. E. H. haben in dem Verluste Dero Herrn Sohnes einen harten Fall erfahren.

1. Denn Jünglinge von so schönen Eigenschaften sind nicht häufig zu finden.
2. Er war die einzige Stütze Dero Hauses.

II. Con-

II. Connexio. Weil nun Dieselben ein solcher Verlust sehr schmerzen muß.

III. Consequens. So nehme ich aufrichtig Theil an Dero Betrübniß.

IV. Votum et Conclusio. Gott selbst erfülle Ihr Herz mit Troste, und ersetze diesen Verlust durch einen beliebten Schwiegersohn.

Ausarbeitung.

Hochedelgebohrner und Hochweiser, insonders hochzuehrender Herr Bürgermeister.

Vornehmer Gönner.

Mit der größten Bestürzung habe ich vernommen, daß die Hand Gottes Eurer Hochedelg. vornehmes Haus so hart heimgesuchet; und Dero einzigen so wohlgerathenen Sohn, zu großer Betrübniß der gebeugten Aeltern, in frühen Jahren aus dieser Zeitlichkeit abgefodert.

Fürwahr, ein solcher Verlust muß Eurer Hochedelg. und gemein schmerzhaft fallen; und man müßte ein Unmensch seyn, wenn man sich Dero bekümmerten Gemüthszustand nicht aufs lebhafteste vorstellen könnte.

Sie verlieren einen jungen Herrn, der die schönsten Eigenschaften besaß, und der durch sein bisheriges Wohlverhalten die sicherste Hoffnung gab, daß er einmal die Ehre Dero vornehmen Hauses, und die Zierde der ganzen Stadt abgeben würde.

Und was das schmerzlichste ist: so büßen Sie die einzige männliche Hoffnung Dero Namens und Standes ein; mit der, so zu reden, Dero ganzes Geschlecht in die Grube getragen wird.

E. H. kennen meine alte Ergebenheit gegen Dieselben viel zu sehr, als daß Sie mirs nicht zutrauen sollten; daß dieser betrübte Fall mich aufs empfindlichste gerühret, und in eine tiefe Wehmuth versetzet habe.

Was kann man aber in ſolchen Fällen anders thun, als ſeine Zuflucht zu Gott nehmen? Dieſen allezeit wohlmeynenden Vater nun rufe ich inbrünſtig an, daß er E. H. ſelbſt mit dem kräftigſten Troſte erfüllen, und ſolchen Verluſt auf alle andre Art beſtmöglichſt erſetzen wolle. Er erhalte Dero der ganzen Stadt ſo theures Haupt, auf die ſpäteſten Jahre, bey dauerhaften Kräften, und allem ſelbſt erwünſchten Wohlergehen. Er erſetze die Stelle eines leiblichen Sohnes, bald durch einen verdienſtvollen und angenehmen Schwiegerſohn; und laſſe Dieſelben auch an Dero künftigen Enkeln noch alle mögliche Freude erleben.

Mit wie vielem Vergnügen will ich nicht alsdann, bey ſo glücklichen Begebenheiten, meine Freude bezeigen, als

Eurer Hochedelgeb. und Hochweiſen,

Meines hochgeſchätzten Herrn Bürgermeiſters,

Merſeburg,
den 18ten des Wonnemondes,
1754.

gehorſamſten und verbundenſten Diener.
N. N.

38. §. Es iſt aber dabey die Meynung nicht, als ob nothwendig alle dieſe Theile eines Briefes allemal ſo deutlich, und in derſelben Ordnung ins Auge fallen müßten. Nein, man kann ſie auch verſetzen, und ein wenig verſteckter anbringen.

*Und dieß thun Leute, die in der Feder ſchon geübet ſind, mehrentheils: doch ſo, daß die weſentlichen Stücke des Schreibens nicht vergeſſen werden. Denn gar zu viel Ausſchweifungen von Gedanken, und buntſchäckigten Einfällen, würden einen Brief ſchlecht zieren.

Ent-

Entschuldigungsschreiben.

Mein Herr,
Wertheſter Herr Vätter.

Was werden Sie ſagen, daß ich in ſo langer Zeit nicht an Sie geſchrieben habe? Allein die Stunden in unſerm Gymnaſio ſind ſo ſtark beſetzet, und wenn man auch darneben ein wenig fleißig Bücher leſen will: ſo hat man faſt nicht Zeit zu eſſen und zu ſchlafen, geſchweige denn viel Briefe zu ſchreiben.

Fragen Sie mich vielleicht, was ich denn ſo nöthiges zu leſen habe? So muß ich Ihnen geſtehen, daß ich Monathſchriften leſe. Wir haben nämlich einen reichen Mitſchüler hier, der ſich allerley ſolche Bücher angeſchaffet hat: ob er ſie gleich am wenigſten lieſt. Mit dieſem habe ich mich bekannt gemachet, und der leihet mir einen Band nach dem andern; die ich dann mit unglaublichem Vergnügen durchleſe.

Die Zeit her habe ich dem neuen Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte nach und nach geleſen; der aus zehn dünnen Octavbänden beſteht. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie mich dieſer Zeitvertreib vergnüget und belehret hat. Nun ſehe ich doch, wie weitläuftig das Feld der ſchönen Wiſſenſchaften iſt; und begreife: daß es nicht in lauter verdrüßlichen Grammatiken und Wörterbüchern beſteht.

Nachdem habe ich das Neueſte aus der anmuthigen Gelehrſamkeit zu leſen angefangen. Da ſind nun fünf volle Bände fertig; und es wird noch alle Monathe fortgeſetzet. Jeder Monath koſtet nur 2 Gr. und ſoviel denke ich mir ſchon von meinen Ausgaben zu erſparen, daß ich es mir ſelbſt anſchaffen kann. Denn, die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich an einem einmaligen Leſen nicht genug. Helfen mir nur der Herr Vätter meinen Vater bereden, daß er mir die erſten fünf Bände dieſer Monathſchrift zur Meſſe ſchenket. Fünf Thaler ſind doch eben kein groß Geld; und die Luſt zum Studiren, die ich dadurch bekommen werde, wird dieſe Unkoſten reichlich erſetzen.

Nach Anwünſchung alles beſtändigen Wohlſeyns, beharre ich mit vollkommener Ergebenheit,

Meines Hochgeſchätzten Herrn Vätters,

Pforta,
den 20ſten des Brachmonaths
1755.

gehorſamer und verbundener
Diener,
Grammatophilus.

Bittſchreiben.

Hochzuehrender,

herzlich geliebter Herr Vater,

Ob es gleich meiner Schuldigkeit gemäß iſt, dem hochzuehrenden Herrn Vater von meinem Zuſtande Nachricht zu geben: ſo habe ich doch itzo noch eine beſondre Urſache, denenſelben ſchriftlich aufzuwarten. In Anſehung des erſtern nämlich, iſt wegen meiner Geſundheit nichts veränderliches vorgefallen: und übrigens bin ich allhier ſo wohl verſorget, daß ich Urſache habe, dero Veranſtaltung zu rühmen, und kindlich dafür zu danken.

Außerdem aber ſehe ich mich genöthiget, den Herrn Vater um ein Buch anzuſprechen, welches mir ſehr nützlich ſeyn würde. Neben dem Lateine nämlich, welches hier in den meiſten Stunden mit allem Fleiße getrieben wird, iſt ſeit kurzem auch der Kern der gottſchedſchen Sprachkunſt eingeführet worden. Dieſen habe ich nun zwar: möchte doch aber auch gern die vollſtändigere Sprachkunſt zum Nachſchlagen dabey haben. Dieſe aber iſt theils hier nicht zu bekommen; theils würde ſie von meinem gewöhnlichen Taſchengelde ſchwerlich bezahlet werden können.

Meine gehorſamſte Bitte ergeht alſo an den Herrn Vater, mir dieſes nützliche Buch als ein väterliches Geſchenk

zu

zu überschicken. Ich werde denenselben dafür besonders verbunden seyn: denn soviel habe ich schon einsehen gelernet: daß es schimpflich sey, seine Muttersprache nicht recht zu können; da man sich soviel Mühe giebt, gut Latein zu lernen.

Ich küsse dem Herrn Vater und der lieben Frau Mutter kindlich die Hand, und verbleibe mit aller schuldigen Ehrfurcht bis ins Grab,

Meines theuresten Herrn Vaters,

Zittau,
den 30sten des Heumon.
1755.

gehorsamster und getreuester Sohn,
Teutophilus.

Nachrichtschreiben.

Wertheſter Herr und Freund,

Sie sind ein Liebhaber von guten Büchern, zumal, wenn dieselben ein wenig lustig sind. Nun ist itzo ein ganz besondres Stück herausgekommen, das, wie ich vermuthe, unzähligen Leuten die Augen aufthun wird, die ihnen bisher, durch allerley Vorurtheile gleichsam verkleistert gewesen.

Sie wissen, was für eine seltsame Schreibart seit einigen Jahren die deutschen Poeten einzuführen angefangen. Sonderlich hat der berufene Klopstock, in seinem Messias, Naumann im Nimrod, Bodmer in seinem Noah, und in der Sündfluth, u. a. m. solch kauderwälsches Zeug geschrieben, daß man mit Canitzen drüber schreiben möchte:

Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er solch Deutsch versteht:
Kein Wort kömmt vor den Tag, das nicht auf Stelzen geht.

Aber

Aber nun steht ein neuer Swift auf, der diese Deutschverderber nach Verdienste züchtiget. Der Titel davon heißt: Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, „als ein sicherer Kunstgriff in vier und „zwanzig Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu „werden, und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu „schwingen. Alles aus den Accenten der heiligen Männer „und Barden des itzigen überreichlich begeisterten Jahrhunderts zusammengetragen, und den größten Wortschöpfern „unter denselben, aus dunkler Ferne geheiliget, von einigen „demüthigen Verehrern der schrassischen Dichtkunst, 1754. „in 8vo.„ Die Zueignung ist dem Geistschöpfer, dem Seher, dem neuen Evangelisten, dem Träumer, dem göttlichen, St. Klopstocken, dem Theologen ꝛc. gewidmet.

Kaufen Sie es, mein Herr, lesen, und lachen Sie! Ich bin,

Mein Herr,

Meißen, den 15ten des Aerntemon. 1754.

Ihr und aller deutschen Hexameter gehorsamer Diener.

Vertrautes Schreiben, an einen Freund, um ein Buch.

Mein Herr, werthester Freund,

Sie wissen, oder wissens vielleicht noch nicht, daß ich itzo mit den wunderlichen Hexametern des klopstockischen Meßiaß und seiner Nachfolger beschäfftiget bin. Einige bewundern dieselben, weil sie sich nicht reimen; und noch mehr, weil man sie bisweilen nicht verstehen kann. Dieß letztere ist

eine

eine groſse Reizung für Unwissende. Denn was bewundert man mehr, als die Künste eines Taschenspielers, wenn man noch nicht weis, wie sie gemachet werden? Andre verachten sie, und sagen, daſs sie wider alle Regeln der Kunst; ja gar wider die Schrift, und gesunde Vernunft laufen. Ich aber will keinem von beyden glauben, sondern die Sache selbst untersuchen. Von dem ersten Punkte will ich den Anfang machen, und mir zu dem Ende die Regeln der Dichtkunst bekannt machen.

Nun fehlet es mir aber an Scaligers Poetik: und ich glaube, daſs ich sie bey Ihnen gesehen habe. Sie werden mich also sehr verbinden, wenn sie mir dieselbe auf einige Zeit leihen. Alles was ich daraus lernen werde, will ich am liebsten Ihnen zu verdanken haben. Ich werde Sie als meinen Lehrmeister ansehen, und mit aller Erkenntlichkeit eines Schülers beharren,

Meines wertheſten Freundes,

Zwickau,
den 30ſten des Herbſtmonds,
1754.

bereitwilliger Diener,
Neophilus.

Antwort.

Liebſter Freund!

Sie sind sehr höflich, daſs Sie mich ohne mein Verdienst, zu einem Scaliger machen wollen; bloſs weil ich Ihnen seine Poetik leihen könnte. Allein ich bedaure es, daſs mirs nicht gelinget, so wohlfeil der Lehrer eines Menschen zu werden, der gelehrter ist, als ich bin. Dieſs Buch nämlich beſitze ich nicht: und es muſs aus einem Versehen ihres Gedächtnisses herrühren, welches ihnen vermuthlich die gröſsere Gieſsensche Poetik in Scaligers seine verwandelt hat. Ich schicke Ihnen also, was ich habe; suche Sie aber

ganz

ganz von der Verbindlichkeit los, mich dafür, für ſo gelehrt zu halten, als die ganze Gießenſche Univerſität geweſen.

Sie thun übrigens ſehr wohl, daß Sie den Werth der neuen Hexameterſchmiede ſelbſt unterſuchen wollen. Mir thun allemal die Ohren weh, wenn ich etliche hinter einander leſen ſoll: und ich kann es damit niemals auf ein ganzes Blatt bringen, wenn ich mich gleich zwingen will. Es iſt mir ſehr lieb, daß unſre Lehrer noch nicht auf die Gedanken gekommen, uns dieß in der Claſſe zur Strafe aufzulegen. Niemanden würde dieſelbe unerträglicher ſeyn, als

Mein Herr,

Auf meiner Stube,
den 1ſten des Weinmonaths,
1754.

Ihrem
dienſtbegierigen
Muſophilus.

Mein Herr,
liebſter Freund!

Sie ſind mir ein lieberer Lehrer, als die ganze Gießenſche Univerſität: die vormals das Buch geſchrieben hat, welches Sie mir bekannt machen. Warum? Sie leben, und jene ſind längſt todt. Indeſſen leſe ich das erſte mit der größten Begierde, um hinter alle Geheimniſſe der Dichtkunſt zu kommen.

Allein, mitten in dieſer Arbeit beſuchet mich ein Freund, und bringt mir des Paters Boſſü Tractat vom Heldengedichte, welcher unlängſt deutſch ans Licht getreten iſt. Mein Gott! was iſt das für ein Buch! Nun lerne ich erſt den Virgil verſtehen. Bisher habe ich gedacht, Virgil wäre nur ein Mann, der ſchöne Hexameter machen könnte: und das konnten meines Erachtens, Lucan und

Clau-

Claudian auch. Allein welch ein Unterscheid! Auf die Verse kömmt es gar nicht an. Der Inhalt, die Fabel, die Erfindung, die Ordnung, die Wahrscheinlichkeit, das Wunderbare, u. d. m. machens, daß Virgil so ein großer Poet ist. Wer hätte das gedacht?

Ich kann nicht aufhören, darinnen zu lesen, und Sie werdens nicht übel nehmen, daß ich die Gießensche Poetik so lange weglege, bis ich damit fertig bin. Aber, was meynen Sie wohl? Ich besorge sehr, der Messias wird, allem Ansehen nach, von dieser meiner Belesenheit keinen Vortheil haben. Ich sehe schon, daß er schlecht zurecht kommen wird, wenn ich alle das Schöne, was mir Bossü im Virgil zeiget; und das ich vorher nicht gesehen hatte, im Messias oder Nimrod, im Noah oder in der Sündfluth, suchen werde. Ich bin,

Wertheſter Freund,

In meiner Studierstube,
den 21sten des Windmonaths,
1754.

Ihr
aufrichtiger Diener
Alethophilus.

Antwort.

Ich höre es recht gern, daß Sie den Bossü lesen: nach welchem ich seit einiger Zeit vergebens gestrebet habe. Lesen Sie ihn fleißig: denn Sie sollen nun auch mein Lehrer werden: es sey nun entweder, daß Sie mir denselben leihen, oder mir den Inhalt davon mündlich erklären. Dieß letzte wird mir fast noch lieber seyn, als das erste: weil ihre Munterkeit in Vortrage tiefsinniger Sachen, mir das Verständniß derselben nicht wenig erleichtern wird.

Ich habe es allezeit geargwohnet, daß es nicht bloß auf die Hexameter ankommen müsse, daß Virgil für so

groß

etwas längers, und so allmählich noch längere Stücke: damit durch die Uebung allmählich eine Fertigkeit erwachse.

* Sonderlich hilft das öftere Wiederholen auch schwachen Köpfen. Man hat Exempel, daß Leute, die anfänglich acht Tage gebrauchet, eine Rede zu lernen, es allmählich in vier, in drey, in zwey Tagen, ja endlich in vier und zwanzig Stunden haben leisten können.

4. §. Man muß auch auf das Gedächtniß desto mehr sehen; je mehr die Herzhaftigkeit des Vortrages davon abhängt. Denn, wer seine Reden nicht kann, der stottert, oder bleibt stecken; wird also furchtsam, und oft gar irre: so daß er mit Schanden bestehet.

* Einige machet das Besorgen des schwachen Gedächtnisses gar zu übereilt in der Aussprache. Sie haspeln alles gar zu schnell hintereinander weg; bloß weil sie fürchten, stecken zu bleiben. Ein sicheres festes Gedächtniß vertreibt diese Furcht, und den daraus folgenden Uebelstand.

5. §. Es ist aber im Auswendiglernen nicht gut, wenn junge Leute sich nur auf ein schnelles und hurtiges Herschnattern ihrer Reden befleißigen: sondern sie müssen sich gleich im Lernen, auf eine langsame und männliche Aussprache gefaßt machen.

* Daher könnte man sagen, ein gar zu gutes Gedächtniß schade dem guten Vortrage. Wenn nämlich junge Leute etwas können, wie ein Vater Unser; so plappern sie es gemeiniglich auch so her, daß weder sie, noch ihre Zuhörer Zeit haben, etwas dabey zu denken.

6. §. Zur guten Aussprache eines künftigen Redners gehöret eine von Natur gute Kehle, die sich we-

weder zu ſchwach, noch zu laut, weder zu tief, noch zu hoch, oder helk hören läßt; ſondern ein gewiſſes Mittel hält. Auch die Bruſt und Lunge müſſen geſund, und ohne Fehler ſeyn.

* Wenn daran ein merklicher Fehler anklebet, der ſchicket ſich zum Redner nicht. Ohne eine gute Stimme, und langen und ſtarken Athem, wird man ſich umſonſt auf die Beredſamkeit befleißigen. Es geht nicht an; und durch alle Kunſt iſt dieſer Mangel nicht zu erſetzen.

Tu nihil invita dices facieve Minerva.

Ein Lehrer halte alſo ſolche Knaben von vergeblichen Bemühungen zurück. Müſſen doch nicht alle Gelehrten Redner ſeyn.

7. §. Ferner muß ein junger Menſch eine reine und deutliche Ausſprache haben. Das Stammlen, Liſpeln, Schnarren tauget nichts an einem Redner. Sonderlich iſt das Gurgeln bey denen, die kein R ſagen können, unerträglich.

* Darum ward Demoſthenes in ſeinen erſten Reden ausgelachet, und einſam ſtehen gelaſſen: weil er den erſten Buchſtab ſeiner Kunſt nicht ausſprechen konnte. Aber er nahm kleine Steine in den Mund, und lernte es noch mit großer Mühe. Wer das nicht kann; der bleibe vom Reden weg: lieber gar nicht, als unangenehm geredet!

8. §. Hat es damit ſeine Richtigkeit, ſo ſuche man die Monotonie zu meiden: das iſt, man befleißige ſich, auf eine beſtändige Abwechſelung und Veränderung der Sprache; ſowohl in der Stärke und Schwäche der Stimme, als in der Erhöhung und Senkung des Tones, und in der Geſchwindigkeit.

* Nichts iſt ärgerlicher zu hören, als das Leyern gewiſſer fehlhaften Redner, die gleichſam nur einen Ton im

Holſe haben: oder auch ſolcher, die nur zween, oder drey Töne haben: bey denen ſie immer bleiben. Eben ſo ärgerlich ſind die, ſo immer gleich geſchwinde ſchnattern; oder dem Zuhörer gleichſam alle Sylben langſam zuzählen.

9. H. Dieſe Abwechſelung zu erhalten, gebe man 1) allen Haupt- und Zeitwörtern einen ſtärkern Laut und Nachdruck in der Ausſprache, als den übrigen. Denn auf ſie, kömmt im Verſtande der Rede das meiſte an.

Z. E. Höret, ihr Himmel! und du, Erde, nimm zu Ohren! denn der Herr redet. Hier müſſen alle anders gedruckte Wörter, lauter, als die übrigen geſprochen werden.

10. H. Bisweilen aber, wenn Haupt- und Zeitwörter dicht beyſammen ſtehen, wird eins von beyden nur erhoben, nämlich das, welches den ſtärkſten Nachdruck hat. Und das muß einem jeden die geſunde Vernunft geben.

Z. E. Und Gott ſprach: Es werde licht! und es ward licht. Hier iſt ſprach, nachdrücklicher als Gott; weil durch bloßes Sprechen die Schöpfung geſchah. Licht iſt nachdrücklicher, als werde! weil jenes das erſte Werk in der Natur war. Ward endlich iſt wichtiger, als das Licht: weil die Erfüllung des göttlichen Befehls dadurch ausgedrücket wird.

11. H. Bisweilen fällt aber auf Beywörter und Nebenwörter der Nachdruck, wenn der Verſtand es ſo mit ſich bringt: daher muß man ſie in ſolchen Fällen mehr erheben, oder lauter ausſprechen.

Z. E. Der Menſch, vom Weibe gebohren, lebet kurze Zeit. Imgl. Was iſt der Menſch, daß er ſollte rein ſeyn vor Gott? Hier ſind kurz und rein ſolche Bey- und Nebenwörter. Oder: Groß iſt die Diana der Epheſer!

12. H.

12. §. Eben das kann bisweilen die Fürwörter und andre kleine Wörter betreffen. Wenn nämlich der Hauptverstand eines Satzes darauf ankömmt; so muß man auch sie mit einer stärkern Stimme zu erheben suchen.

Z. E. Die Rache ist mein! ich will vergelten. Imgl. Bald wird kommen zu seinem Tempel, der Engel des Bundes. Imgl. Wir sind von gestern her. Oder: Heute, da ihr seine Stimme höret, ꝛc.

13. §. Die Dinge der Natur, davon man reden kann, sind dreyerley. Denn entweder sind sie angenehm und lieblich; und da muß man sie mit einer sanften, anmuthigen Stimme aussprechen, die lieblich ins Ohr fällt.

Z. E. Wer vom Frühlinge, von Blumen und Blüthen, von schönen Auen und Feldern redet; imgl. wer von schönen Gärten und Städten, von guten Gebäuden und andern schönen, beliebten Sachen spricht, der muß sein Vergnügen und seinen Beyfall mit einer gelinden klaren Stimme ausdrücken.

14. §. Zweytens giebt es große und prächtige Dinge, die des Menschen Bewunderung verdienen. Und von diesen muß man mit einem erhabenen, und gleichsam erstaunten Tone der Sprache reden.

Z. E. Denn ich werde sehen den Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, ꝛc. Imgl. im Hiob, die Beschreibungen des Behemoths und Leviathans. In den Psalmen aber die prächtigen Abschilderungen des Ausganges aus Aegypten, u. d. m.

15. §. Drittens giebt es auch schreckliche und fürchterliche Dinge; die man mit zittern und beben

Strafen ihrer ausgeübten Bosheiten; oder göttliche Strafgerichte, die ihnen von der Vorsehung zugeschicket werden. In beyden Fällen redet man mit einem Tone, der die göttliche Gerechtigkeit billiget.

Z. E. Wenn Ahitophel sich erhenket: Absalom an einem Baume hangen bleibt, und mit dreyen Spießen durchstochen wird; wenn Jesabel zum Fenster hinaus gestürzet, und Manasse in die babylonische Gefangenschaft geführet wird.

23. §. Träfen aber die Unglücksfälle rechtschaffene und tugendhafte Leute: so muß man sein Mitleiden darüber ausdrücken, und die göttlichen Prüfungen ihrer Tugend bewundern.

Z. E. Wenn man vom Hiob, Joseph, David, Hiskia, und andern mehr redet, die eine Zeitlang im Unglücke gelebet, hernach aber wieder glücklich geworden.

24. §. Hauptsächlich aber muß eine gute Aussprache die Stimme, nach Beschaffenheit der Leidenschaften, einrichten, die in einer Rede herrschen. Nichts würde unvernünftiger seyn, als bey allen einerley, oder z. E. bey traurigen Dingen, einen lustigen Ton zu brauchen.

* Die Natur aber lehret selbst, wie man im Zorne, im Neide, im Thränen, im Lachen, im Mitleiden, im Verdrusse, in der Furcht und in der Hoffnung zu reden pflegt.

25. §. Da aber die Affecten sich gemeiniglich durch Figuren ausdrücken: so muß die gute Aussprache sonderlich darauf sehen, daß sie die Figuren mit der gehörigen Lebhaftigkeit vorbringe und erhebe.

* Diese mögen nun in Worten, oder in Sprüchen bestehen: so muß man einer jeden eine Genüge thun. Ein Aus-

Ausruf, eine Frage, eine Wiederholung, ein Gegensatz, und wie sie Namen haben, alles muß anders klingen. Ein guter Lehrer übe seine Schüler nach den Exempeln im ersten Abschnitte.

26. §. Endlich muß man nach Erfoderung der Sachen bald langsam, bebend, und zitternd; bald muthig, herzhaft, und durchdringend; bald auch schnell, hitzig und eifrig reden.

* Die Furcht spricht bebend; die Traurigkeit gezogen und langsam; der Stolz trotzig; der Zorn heftig; die Freude geschwind und munter.

27. §. Soviel von der Sprache. Nun kommen wir auf die Stellungen. Der ganze Körper eines Redners muß nicht todt und hölzern, sondern lebendig seyn, und dasjenige mit verstärken helfen, was der Mund ausspricht.

* Denn die Zuhörer haben nicht nur Ohren, sondern auch Augen; und diese werden durch eine gute Person, Stellung und Gebärde des Redenden noch mehr eingenommen, als durch die Sprache des Mundes. Mancher steife, mürrische und plumpe Redner wird lächerlich, wenn er gleich die besten Sachen saget.

28. §. Von Natur muß ein junger Mensch, der sich aufs Reden legen will, wohl gebildet, und kein Krüppel seyn; auch keinen merklichen Fehler im Gesichte und am Leibe haben, wenn er Beyfall finden will.

* Einäugigte, pucklichte, lahme, und stark schielende bleiben besser davon. Ihre Fehler würden sie nur lächerlich und verächtlich machen, wenn sie noch solche schöne Sachen sagen könnten. Je besser ein Mensch gewachsen und

gebildet ist, desto mehr Kraft haben seine Worte, wenn sie nur nicht ganz dumm und thöricht sind.

29. §. Diesen wohlgeschaffenen Körper aber muß ein Redner auch zu gebrauchen wissen; so wie es der Wohlstand, und der Inhalt seiner Rede erfodert: damit sie desto mehr Nachdruck bekomme.

* Darum muß ein künftiger Redner von Jugend auf das Tanzen und andre Leibesübungen erlernen; damit er nicht so steif, wie ein hölzerner Block, da stehe, sondern Haupt, Hände und Füße, der höflichen Weltart gemäß, zu bewegen wisse. Eine geschickte Beugung, eine gute Stellung, und freye Tragung des Hauptes und der Arme, thun sehr viel, einen Redner beliebt zu machen.

30. §. Die Kleidung eines Redners fällt sehr in die Augen: darum muß er sorgen, daß sie nicht schmutzig, nachläßig, vielweniger zerrissen, oder gar zu altväterisch sey. Doch muß ein Redner auch keine lächerliche neue Mode an sich blicken lassen.

* Doch darf eben nicht jeder Redner kostbar in Golde oder Silber gehen. Ein reinliches Kleid, eine saubere Wäsche, ein glatter Strumpf und neuer Schuh, zeigen schon einen ordentlichen Menschen an. Ich hätte bald eines ordentlichen, gekräuselten und gepuderten Haares, oder einer wohl zurecht gekämmten Perücke vergessen. Dieses alles redet zwar nicht; aber es zieret den Redner.

31. §. Den Kopf muß ein Redner hoch und gerade tragen; doch nicht übermäßig auf den Rücken hängen. Er beweget ihn aber bald rechts, bald links, oder anders; wie es die Sache erfodert, davon er handelt.

* Es ist also fehlerhaft, wenn man die ganze Rede den Kopf so steif, als eine Puppe hält; immer auf einerley

Art

Art damit wackelt, oder wanket; oder ihn ſonſt auf eine immer einträchtige Art ſchaukelt.

32. §. Die Stirne halte ein Redner glatt und munter; es wäre denn, daß er einen Verdruß oder eine Betrübniß ausdrücken müßte. Denn da kann und muß er ſie auch in Falten und Runzeln ziehen.

*Bey freudigen oder vergnügten Zufällen aber, wie ein Sauertopf auszuſehen; oder einen weinenden Heraklit vorzuſtellen, das wäre ungereimt.

33. §. Die Augen müſſen munter und lebhaft, zornig, betrübt, oder mitleidig ausſehen, ja gar Thränen vergießen können: wenn es die Umſtände und der Inhalt der Rede erfodern. Sie müſſen alſo offen und nicht geſchloſſen ſeyn; weder immer nach oben, noch herunter, noch allezeit auf dieſelbe Stelle ſehen; weder ſchielen, noch immer winken und flattern.

*Wer vom Himmel, oder von der Erde redet, der richte auch die Augen dahin. Man ſehe aber Menſchen, nicht Pfeiler, Wände und Fenſter an, wenn man redet; wende ſich auch rechts und links nach den Zuhörern.

34. §. Die Naſe darf man nicht rümpfen, wenn man redet; den Mund nicht verzerren, oder zucken. Hergegen kann ein Redner munter, freundlich, ernſthaft, ja traurig ausſehen; nachdem es die Sachen erfodern.

* Nur immer ſchnupfen, nieſen, huſten und ſpeyen ſteht nicht fein. Auch laut lachen darf ein Redner nicht, wenn er nicht poſſirlich werden will.

35. §. Die Schultern muß man weder ohne Noth zucken, noch in einer gezwungenen Erhöhung hal-

halten; ſondern nur ein Mitleiden oder eine Verwunderung anzuzeigen, zuweilen bewegen.

* Vielweniger darf ein Redner mit dem ganzen Leibe immer hin und her wanken, wie ein Bleygewicht ſchlenkert; oder ſich wie ein Rohr, daß der Wind wehet, immer beugen und aufrichten.

36. §. Die Arme und Hände ſind indeſſen das vornehmſte Werkzeug des Redners. Denn mit denſelben kann und muß er unzählige Dinge ausdrücken, die nur dem Wohlſtande nicht zuwider laufen.

* Es iſt alſo hölzern, wenn manche die Hände im Reden in die Taſchen, oder unter die Falten, oder in den Buſen ſtecken; oder vor Angſt nicht wiſſen, wo ſie ſie laſſen ſollen.

37. §. Mit der rechten Hand hält man den Hut, bis die Beugung gegen die Zuhörer gemachet iſt: ſodann nimmt man denſelben unter den linken Arm, um die Rechte deſto freyer zu behalten.

* Denn es läßt nicht anders, als ob man die Fliegen verſcheuchen wollte; wenn man ihn die ganze Rede hindurch in der rechten Hand hält, und damit in der Luft herum ſchleudert.

38. §. Redet man vom Himmel, oder der Erde, ſo deutet man mit der Hand darauf. Redet man von der ganzen Welt, ſo dehnet man beyde Arme aus. Iſt von der rechten und linken Seite, oder von zweyen entgegengeſetzten Dingen die Rede: ſo zeiget man wechſelsweiſe mit beyden Händen.

* Nur muß nicht ein beſtändiges Gefecht mit beyden Händen daraus werden. Denn die Linke beweget ſich viel weniger, als die Rechte.

39. §.

39. §. Sonſt kann man mit der Rechten drohen, rufen, bewundern, bitten, und gar mit Erhebung derſelben ſchwören; nur daß es nicht mit Ausſtreckung zweener Finger geſchehe.

* Imgleichen muß man die Hände nicht höher, als die Augen erheben: es wäre denn in einem ſtarken Affecte, darinn von Gott, oder dem Himmel geredet würde; oder wenn ein Eid vorkäme.

40. §. Ordentlich muß die Hand, mit ihren Bewegungen, der Sprache des Mundes erſt folgen; und nicht eher völlig ſinken, bis der ganze Satz, oder die Periode zum Ende iſt.

* Es läßt alſo nicht gut, wenn die Hand ſchon in freyer Luft iſt, ehe der Mund noch etwas ſaget; vielweniger, wenn die Hand zu einer Periode, zehn oder mehr gehackte Bewegungen machet.

41. §. Mit den Füßen muß ein Redner nicht ganz feſt und angemauert ſtehen; ſondern ſie bey gewiſſen Gelegenheiten, vorwärts, ſeitwärts, auch wohl hinterwärts fortſetzen.

* Doch muß kein ordentliches Spazieren daraus werden, das in allen Perioden auf einerley Art wiederholet würde. Die Abwechſelung und Mannigfaltigkeit zieret alle Gebärden und Stellungen.

42. §. Ueberhaupt muß ein Redner, in Gegenwart vornehmer Leute, ſich ſo ſtark nicht bewegen, als wenn er in einer großen Verſammlung mittelmäßiger und geringer Leute redete; und die Beſcheidenheit überall zu Rathe ziehen.

* Auch in kleinen Zimmern darf er ſich ſo ſtark nicht bewegen, als in großen Hörſälen, oder Kirchen. Und ſo viel mag auch von dem guten Vortrage der Jugend genug ſeyn.

ſeyn. Kluge Lehrer werden ihr bey der Ausübung noch manchen Uebelſtand abzugewöhnen wiſſen.

M. F. Quintilianvs *Inſt.* *Lib. II. c. 4.*

Nam in pueris oratio perfecta nec exigi, nec ſperari poteſt. Melior autem eſt indoles læta, generoſique conatus, et vel plures juſto concipiens interim ſpiritus. Nec unquam me in his diſcentis annis offendat, ſi quid ſuperfuerit. Quin ipſis doctoribus hoc eſſe curæ velim, ut teneras adhuc mentes, more nutricum mollius alant. - - Audeat hæc ætas plura, et inveniat, et inventis gaudeat; ſint licet illa non ſatis interim ſicca et ſevera. Facile remedium eſt ubertatis; ſterilis nullo labore vincuntur. - - Quâ propter inprimis vitandus eſt in pueris præcipue, magiſter aridus; non minus quam teneris adhuc plantis, ſiccum et ſine humore ullo ſolum. - - Ne illud quidem, quod admoneamus indignum eſt, ingenia puerorum nimis emendationis ſeveritate deficere. Nam et deſperant, et dolent, et noviſſime oderunt: et quod maxime nocent, dum in teneris ita timent, nihil conantur. - - Iucundus ergo tum maxime debet eſſe Præceptor, ut remedia, quæ alioqui natura ſunt aſpera, molli manu leniantur: laudare aliqua, ferre quædam, mutare etiam; reddita, cur ita fiat, ratione; illuminare, interponendo aliquid ſui. - - Solebam ergo dicere pueris aliquid auſis licentius, aut lætius: laudare illud me adhuc; venturum tempus, quo idem non permitterem. Ita et ingenio gaudebat, et judicio non fallebantur.

Ende der Vorübungen.

Verzeichniß, der ſämmtlichen Hauptſtücke.

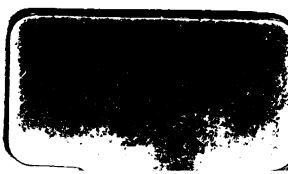
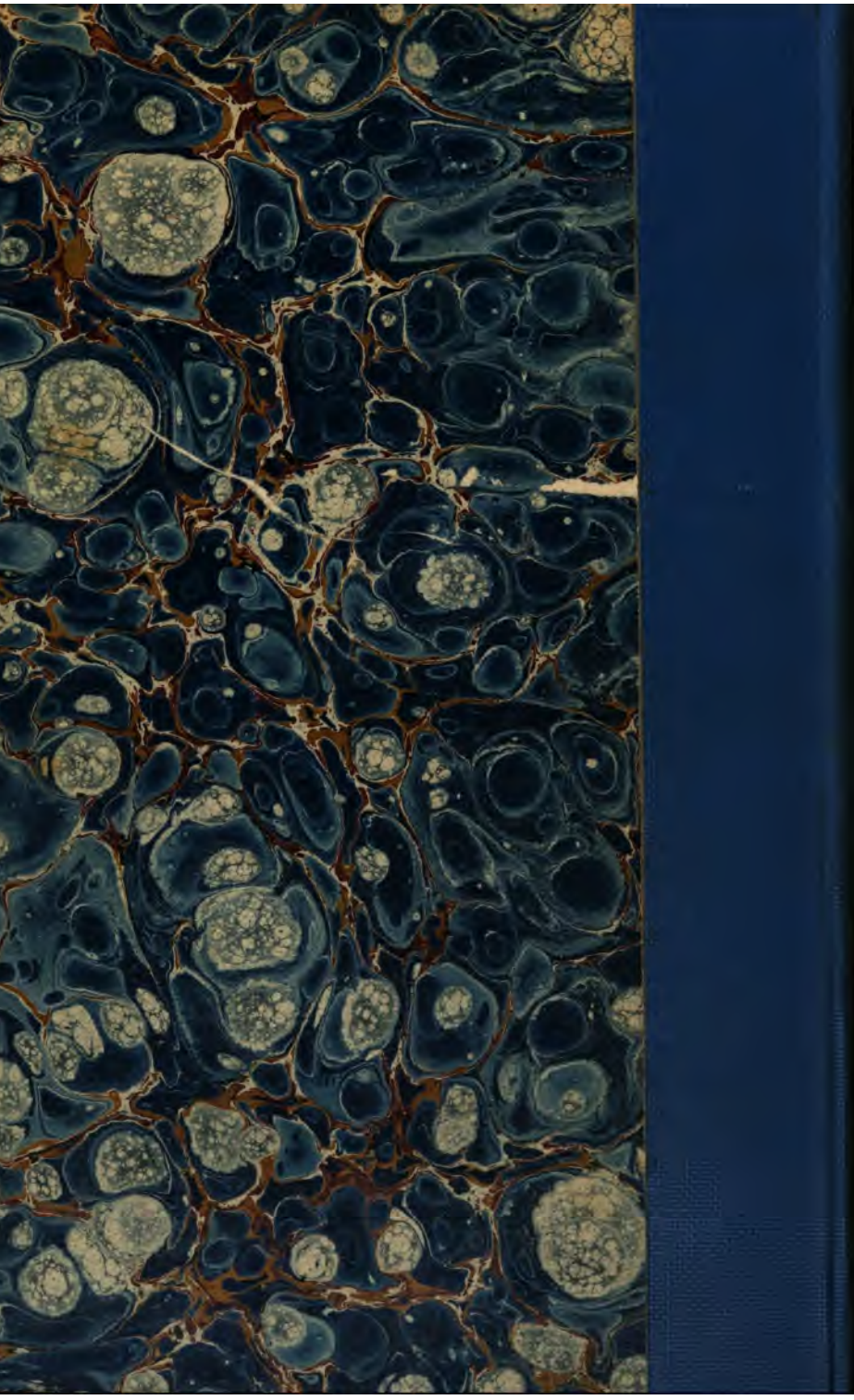
I. Allgemeine Vorübungen.

I. Von den Wörtern. p. 4
II. Von den Redensarten, (Phraſibus) 14
III. Von verblümten Redensarten, (Tropis) 19
IV. Von den Perioden oder oratoriſchen Sätzen 29
V. Von den Figuren, als Zierrathen der Perioden 38
VI. Von der böſen und guten Schreibart 47

II. Beſondere Vorübungen.

I. Von Fabeln und Erzählungen 63
II. Von Beſchreibungen 81
III. Vom Loben und Verwerfen 92
IV. Von Vergleichung zweer Perſonen oder Sachen 111

V. Von

V. Von der Kunſt, eine fremde Perſon zu ſpielen, (Ethopœia) . . . p. 125
VI. Von der Beſtätigung einer Sache 153
VII. Von der Widerlegung, (Ἀναϲκευη) 161
VIII. Von Beantwortung einer Frage 171
IX. Von Lehrſprüchen berühmter Männer 181
X. Von Chrieen. (χρειαι, vel Vſus) 189
XI. Von Briefen oder Sendſchreiben 200
XII. Vom guten Vortrage der Uebungsreden 225

Vet. Ger. II. B. 63